97
1944
-3

SBR069026579398

Staatliche Bibliothek
Regensburg

97. 1944-3

Bilder des Geistes

in

Kunst und Natur.

Drittes Bändchen.

Gezeichnet

auf einer Reise nach Paris

im Jahre 1850

von

Dr. Martin Deutinger.

Regensburg, 1851.

Verlag von G. Joseph Manz.

Bilder des Geistes

in

Kunst und Natur.

Gezeichnet

auf einer Reise nach Paris

im Jahre 1850

von

Dr. Martin Deutinger.

Regensburg, 1851.

Verlag von G. Joseph Manz.

Regensburg

04/1271

Staatliche Bibliothek
Regensburg

Vorrede.

Wer zeichnet Bilder und überläßt dieselben der allgemeinen Betrachtung, ohne die Absicht, damit den Schauenden irgendwie eine Freude zu machen? So waren auch diese Bilder in der Absicht entworfen, die Freude, welche der Zeichner bei der Betrachtung der Gegenstände selbst, die er zu schildern versucht, empfunden, durch den gemachten

Abriß noch einmal in sich neuzugestalten, und sie durch diese Neugestaltung bleibend und lebendig nachwirkend zu machen, dann aber diese Freude Jedem mittheilen zu wollen, der sie mit ihm empfinden könne.

Wie wenn ein Jüngling im Gefühle der innewohnenden Körperkraft und des nach der Höhe und Ferne ringenden Sehnens der Seele auf die Berge steigt und dort die schönen Alpenblumen pflückt, um sie seinen Freunden und Geliebten, die im Thale wohnen, mitzutheilen, und diesen mit dem Blüthenschmuck der Berge auch eine kleine Freude zu machen; so hat der Wanderer in die Ferne die auf der Reise gesammelten Blumen, Blüthen und Früchte gleichfalls seinen Freunden als freundliche Gaben mitgebracht.

Es ist dieß bereits der dritte Ausflug in die Berge des Lebens, dessen Blüthen und Früchte er in dem Gefäße dieses Büchleins gesammelt. Wie es nun den Bergsteigern geht, daß sie nicht immer dieselben Blumen wieder finden, sondern immer wieder andere; so mag auch hier Manches anders scheinen, als in früheren Schilderungen. Manche Blume ist verblüht, wenn man wieder auf die Berge steigt, die zuvor noch im schönsten Flore glühte; nur die einfache Frucht findest du noch bei der Wiederkehr. Auch haben andere Berge wieder andere Gewächse, und jedenfalls wird doch der Wanderer auf ihnen nach neuen sich umsehen, um nicht immer die gleichen nach Hause zu bringen.

Darum mögen meine Freunde wohl Manches anders finden in diesem Büchlein, als in den

früheren. Im Wesen selbst aber werden sie nichts geändert finden gegen sonst. Es ist derselbe Bach, der als Quelle durch Blumen geirrt, dann zwischen dunkellaubigen Gebüschen gerauscht, und der jetzt vielleicht mehr in die weitere Landschaft hinausgetreten den frohen Blüthen des ersten Laufes mehr ernstere, weiter um sich schauende Betrachtungen zugesellt hat.

Vielleicht ist er jetzt der Träumer nicht mehr, der, wie Joseph, der jüngere Sohn des alten Patriarchen Jakob, den Brüdern unbefangen seine Träume erzählt, und dadurch unbewußt ihren Haß erweckt, so daß sie ihn nach Aegypten verkaufen, zornig über ihn um seiner Visionen willen, und ihn beneidend um den „bunten Rock", den ihm sein Vater geschenkt; darum ist er doch noch derselbe Joseph, nur daß er jetzt etwa anderer Menschen Träume deutet,

und Pharaos Gesichte durch die Geschichte der Zeiten ihm auslegt. Obwohl verkauft, hofft er doch auch in Aegypten noch seine Brüder dereinst bei sich zu sehen, wenn Theuerung im Lande Kanaan sein wird, und der Hunger sie nöthigt, in das gelästerte Aegypten zu ziehen, um dort Speise zu kaufen.

Kann aber der Traumdeuter seinen Brüdern nützlich werden, warum sollte er nicht gerne auch ihren Haß ertragen, und in Aegypten die künftigen Tage Israels bedenken?

Wenn es die Menschen oft übel meinen mit uns, so wird es doch nicht ergehen nach ihrem Rath, sondern nach dem Willen einer höheren Vorsehung, und es muß uns zum Beßten gereichen, wenn wir uns der Leitung dieses höheren Willens überlassen. Warum sollten wir zürnen darüber, daß es Jemand übel gemeint, und es ist uns

Gutes daraus erwachsen? Jeder mag mit dem ägyptischen Joseph sagen: „Nicht durch euren Rath bin ich hieher gesandt, sondern durch Gottes Willen.“ Darum rühme sich Niemand: ich will dieses oder jenes hintertreiben, und dieses Werk niederdrücken! Ist ein Unternehmen nur in sich wahr und kräftig, wird es von der Zeit erhalten; und ist es Täuschung oder kraftlos an sich, wird es auch zerfallen in sich selber. Nicht der Name dessen, von dem etwas ausgeht, wird das Werk zu etwas machen, wenn es nichts ist in ihm selbst; sondern ist das Werk gut und recht, das Einer vollbringt, so wird es seinen Namen ehren und in dem Andenken der Menschen erhalten. Mancher spricht: das ist gut, bis er den Namen weiß desjenigen, von dem es gekommen, dann ändert er seine Meinung und spricht: es ist nicht gut. Statt das Werk zu be=

urtheilen, richtet man den Werkmeister. Also ist der Mensch so leicht zu beurtheilen? oder wer ist Richter über die Menschen?

Der Zeichner nachfolgender Bilder aber will Niemand sein Urtheil verkürzen über ihn oder sein Büchlein. Ein Jeder urtheile wie er kann und darf. Was er gegeben, hat er aus Neigung und Liebe gegeben; und wem es nicht gefällt, der mag die Gabe von sich abweisen, für diesen wäre es ja keine Gabe mehr. Die aufgestellten Bilder drängen sich Niemand auf. Es sind Blumen und Kräuter, wie der Wanderer sie auf den Bergen finden mag, gesammelt mit Lust, gegeben mit Liebe. Zerpflücket den Strauß, und tretet seine Trümmer in den Staub, was schadet's dem, der sie gepflückt? Bringen die Berge nicht immer wieder neue, frische Kräuter und Blumen hervor? und werdet ihr alle,

alle zerpflücken können? oder wird nicht das Leben doch reicher sein und bleiben, als die mephistophelische Negation desselben? Denen aber, die sich an dem wachsenden Leben erfreuen können, wird es von selbst begreiflich sein, warum statt dieser und jener Blume dießmal manches medizinische Kräutlein in den Strauß sich gemischt; sie werden auch in dieser Gestalt den Gruß erkennen, den für sie in diese Hülle verborgen

der Verfasser.

Inhalt.

Seite

Lindau, den 27. August.

I. Tag.

Die Berge. Das Geheimniß des Erhabenen. Das Gefühl der Nähe eines Unendlichen. Erziehung und Erhebung der Menschenseele durch die Betrachtung des Großen und Schönen in Natur und Kunst. Das Thal der Iller und Kempten. Der Weg über Isny nach Lindau. Der Abend in Lindau.

So seh ich euch denn abermals wieder, ihr geliebten theuren Berge, sehe euch mit derselben Freude und Erhebung wieder, mit der ich schon so oft vor euch gestanden und in den Anblick euerer Größe und Herrlichkeit verloren, von dem Zauber euerer Nähe ergriffen in jenes schwärmerische Träumen mich versenkte, in welchem die Seele alles Uebrige um sich herum vergessen, und sinnend der unaussprechlichen Sehnsucht einer verborgenen Schönheit nachhängen

muß. So oft ich euch auch schon gesehen, zieht es mich doch immer wieder mit neuem Verlangen zu euch und nie werde ich des Anschauens satt. Manch Geheimniß habt ihr mir schon verkündet, so saget mir denn nun auch einmal, durch welchen Zauber ihr die Seele immer wieder an euch zu ziehen und mit unsichtbarer Gewalt zu fesseln wißt. Es sind nicht die Erinnerungen der Jugend mit ihren schönen Spielen und süßen Träumen, die bei euerem Anblick wieder in dem Herzen erwachen, denn die Tage meiner Kindheit sind fern von euch im hügellosen Flachlande auf- und niedergegangen. Es ist nicht der stille Zauber des heimatlichen Bodens, der im Hauche der Gebirgsluft mich anweht. Es muß eine andere Macht, als die des Herzens, ein anderer Zauber, als der der Erinnerung an verflossene Zeiten sein, was die Seele in euerer Nähe anzieht und fesselt. Wenn es aber nicht die traute Vergangenheit ist, deren Erinnerung euer Anblick im Herzen weckt; so ist es wohl die unbekannte, große, unendliche Zukunft des Lebens, die von der ernsten Stirne der Berge die Seele weckend ruft, und ein neues, unbegrenztes Leben vor ihr ausbreitet; es ist das Geheimniß der Unendlichkeit, das mit immer neuem Reiz uns lockt und zieht, das in allem Erhabenen und Großen sich offenbart und doch immer neu bleibt, weil es nie ganz sich offenbaren kann, sondern in seinen Offenbarungen auch seine Tiefe und Unermeßlichkeit verkündigt.

Das aber ist eben der Zauber eines jeden Geheim-

nisses, welches den Menschen geoffenbart wird, daß es uns immer Neues und ungeahnte und ungekannte Herrlichkeiten aus dem unendlichen Schatze seiner unergründlichen Schönheit darbietet, daß wir immer neue Lebensoffenbarungen aus seiner Tiefe schöpfen und es doch nie ganz erschöpfen. Darum wird, wer einmal gekostet von diesem Wasser des Lebens, das aus der Ewigkeit quillt, immer wieder nach ihm dürsten; aber er wird nicht vergeblich dürsten und an dieser Quelle nicht verschmachten, sondern immer wieder neue Labung und Erquickung aus ihr schöpfen, eben weil sie unerschöpflich ist. Diejenigen kennen darum die wahre Macht des lebendigen Glaubens nicht, die da meinen, mit der Erkenntniß müsse der Glaube aufhören und der Durst der Seele nach den Geheimnissen der Ewigkeit gestillt sein. Je mehr die Seele in geistiger Erkenntniß zunimmt, je mehr ihr von diesem Geheimniß der Unendlichkeit offenbar wird, um so mehr wird sie nach diesem Geheimnisse verlangen, um so lieber wird sie immer zu demselben zurückkehren, um aus dem unermeßlichen Schatze desselben sich geistig immer auf's Neue zu bereichern. Die Unermeßlichkeit des verborgenen geheimnißvollen Lebens wird dadurch nicht vermindert, aber der Reichthum des eigenen Lebens wird immer durch neue Erkenntniß vermehrt. Das ist eben die wahre Macht des lebendigen Glaubens, daß er aus dem tiefen und unerschöpflichen Brunnen der Offenbarung für den Durst der Seele immer neue Labung schöpft, und ihn doch nie ganz erschöpft und

darum immer wieder mit neuer Erquickung von diesen lebendig sprudelnden Wassern trinkt. Wer aber nie aus dieser Quelle des Geheimnisses süße Labung für den Durst seiner Erkenntniß getrunken, der hat auch keine lebendige Erfahrung von dem stillen, unwiderstehlichen Zauber, der im lebendigen Glauben wohnt, von der Erquickung, die die Seele von der Betrachtung des Unendlichen gewinnt. Das Geheimniß selber ist kein Geheimniß des Lebens mehr, wenn uns von seinem Leben selbst nichts offenbar geworden ist. Zuerst muß die Seele durch das offenbare Leben auf das verborgene aufmerksam gemacht werden; denn ohne die Offenbarung weiß sie auch nichts von dem Geheimniß des Lebens. Darum aber, weil die Menschenseele in ihrer eigenen Wesenheit sich selber unergründlich und unerschöpflich ist, darum wird sie von dem Geheimniß der Ewigkeit und Unendlichkeit immer auf's Neue angezogen und glaubt an das wunderbare, an das höhere und ewige Leben um so lieber und um so lebendiger, je mächtiger die Erinnerung und die Ahnung des eigenen unerschöpflichen Lebens in ihr erwacht ist.

Diese Erinnerung selbst aber wird um so lebendiger in ihr auftauchen, je erhabener und majestätischer die Umgebung ist, von der sie angesprochen und aus ihrem unbewußten Schlummerzustande geweckt wird. Die sichtbare Welt muß die Ahnung des unsichtbaren Lebens wecken in uns, und wie Wasser und Wein im Opferkelche gemischt werden, auf daß sie mit einander dem Höchsten zum Opfer dargebracht

und im Opfer zum Anfang eines neuen Lebens umgewandelt werden; so muß im Leben überhaupt die zeitliche und ewige Kraft desselben sich einigen, wenn der Anfang eines neuen wahren Lebens gefunden werden soll. Die Fülle dieses geheimnißvollen Ineinanderwirkens aller wesentlichen Lebensbeziehungen der Offenbarung, der Natur und der menschlichen Seele ist in jenem schönen Kirchengebete ausgesprochen, welches der Opferung des Priesters bei der Darbringung des Kelches vorausgeht, in welchem es heißt: „Gott, der du die Wesenheit der menschlichen Natur in wunderbarer Weise geschaffen und auf noch wunderbarere Weise wieder erneuert hast, gib, daß wir durch diese wunderbare Mischung von Wein und Wasser der Göttlichkeit desjenigen theilhaft werden, der sich herabgelassen hat, an unserer Menschlichkeit Theil zu nehmen."

Wie eine Quelle, die auf den Höhen der Berge entspringt, forteilt in die Ferne, bis sie in das unermeßliche Meer gemündet; so hatte der Anblick der Berge der Gefühle lebendig sprudelnde Quelle geweckt, und der Sehnsucht nach dem Ewigen und Höchsten nachziehend, waren sie von selber zur Betrachtung der höchsten Geheimnisse des Glaubens und der Offenbarung gekommen. Das Geheimniß des natürlichen Lebens, das aus der Majestät der Berge vor das sinnliche Auge getreten war, hatte die schlummernde Ahnung der Geheimnisse des höhern und übernatürlichen Lebens geweckt. Darum liebt auch die menschliche

Seele den Anblick der Berge, weil sie den Schlummer verscheuchen und unendliche, ungeahnte Erinnerungen wecken. Wenn der Mensch das lärmende Geräusch der Städte und das Gewühl des lauten Menschenmarktes verlassen hat, und in einen einsam stillen Wald sich flüchtet, so wird er zuerst wohl von dieser einsamen Stille erschreckt. Er fühlt sich in dieser Einsamkeit und Stille verlassen; und vielleicht auch, daß eine ungekannte Traurigkeit und Wehmuth ihn in dieser Stille befällt, weil nun die Sehnsucht mit all ihrem ungestillten Verlangen erwacht, weil in dieser Stille der Rufer in der Wüste zur Menschenseele tritt, um ihr in ihrer verborgenen Empfindung zuzurufen: „Bereite die Wege des Herrn.“ Nun erst fühlt der Mensch in dieser Einsamkeit, wie wenig all das bunte Gewühl des Tages den innersten Ahnungen und der geheimnißvollen Sehnsucht der Seele genügt. Es erwacht in ihm ein tiefes Sinnen und eine höhere Besinnung, und wenn nun im Walde allmählig ein leises Rauschen und Flüstern beginnt und ferne Quellen leise lispelnd ihre Stimmen erheben, da werden auch in der Seele unsichtbare Stimmen laut, die rauschend und flüsternd von den Geheimnissen des Lebens reden. Wie verborgene Quellen brechen die Kräfte des Lebens aus ihrer geheimnißvollen Tiefe hervor und eilen strömend nach allen Richtungen der Erde von dannen. Der Mensch aber sieht in seiner stillen Betrachtung diesem neuen, unbekannten Leben zu und staunt und wundert sich über sich selbst,

über all die Unendlichkeit, über all die unerschöpflich sprudelnden Kräfte, die unbewußt in ihm geschlummert. Hat aber der Mensch einmal diese höhere Lebensahnung in sich empfunden und gefunden, dann wird es ihn immer wieder auf's Neue zu diesen geheimnißvollen Quellen des Lebens, die in ihm selber sprudeln, ziehen und drängen; er wird das Leben nicht mehr außer sich suchen, sondern in sich, und wenn er dann erst erkennt, wie innig dieser natürlichen Sehnsucht der Seele eine höhere Offenbarung sich verbunden, wie lebendig die Zwiesprache des Einen Wortes göttlicher Offenbarung mit dieser innern Aufmerksamkeit der Seele ist, wenn er sich des doppelten Lebensgrundes der von Gott wunderbar geschaffenen und wunderbar erneuerten Wesenheit des wahren Lebens bewußt wird; dann wird ihn nie mehr nach anderem Wasser der Erkenntniß dürsten, sondern er wird immer wieder zu dieser doppelten Lebensquelle zurückkehren. Darum kann der Mensch immer an allem natürlich Großen und Erhabenen sich erbauen und erheben und der Umgang mit der Natur in ihrer stillen Ruhe und Herrlichkeit wirkt eben dadurch so wohlthätig auf die menschliche Seele, daß er den Menschen herausreißt aus der gedankenlosen Gewohnheit des täglichen Verkehres, aus der Beschränktheit des häuslichen und bürgerlichen Geschäftes und dem gemeinen und kleinlichen Eigennutz, dem der Mensch in diesem Umgange so leicht verfällt, und daß er wieder ein tieferes Gefühl, eine höhere Ahnung von einem unbekannten

Leben weckt, die, wenn sie auch noch nicht die höchste Erkenntniß der höchsten Wahrheit ist, doch der Seele eine höhere Empfänglichkeit, ja sogar immer eine gewisse Sehnsucht nach dieser höchsten Wahrheit ertheilt. Diejenigen Erzieher verstehen die Natur des Menschen schlecht, welche der Jugend den Zutritt zu den glänzenden Schöpfungen der bildenden und dichtenden Kunst verwehren, aus Besorgniß, sie möchte von den Erfindungen des menschlichen Geistes abgehalten werden, nach der höheren Wahrheit allein zu forschen, möchte Gefallen finden an dem Glanz und der Pracht der menschlichen Kunst und darüber die einfache Wahrheit der göttlichen Offenbarung verschmähen. Als ob es nicht gefährlicher wäre, die menschliche Seele dem gemeinen Verkehr des alltäglichen Lebens allein zu überlassen, und dann von dem Menschen, dessen Phantasie und Denkkraft nicht genährt, dem die Flügel des Geistes vom Anfang beschnitten worden sind, zu fordern, daß er, den engen Sprossen der Gewohnheit entfliehend, ungeflügelten Geistes dennoch unmittelbar zur Anschauung der höchsten Wahrheiten sich erschwinge. Wenn in der Tiefe der Seele nicht ein höheres Ahnen und Fühlen geweckt wird, wenn der Mensch nicht lernt, an großen Gedanken, an grossen Ahnungen und Gefühlen und selbst an der Betrachtung großer Empfindungen, den Blick an das Große und Mächtige zu gewöhnen und die Fassungskraft der Seele zu allgemeinen Anschauungen zu erweitern; wie soll in dem Menschen überhaupt nur der Sinn

für das Höhere und Göttliche, für die Erhabenheit heiliger Offenbarungen erwachen?

Er wird das Heilige selbst zur Beschränktheit und Gemeinheit seiner gewohnten Vorstellungen herabziehen, wird sich den Himmel selbst in irdische Stoffe kleiden und, statt seine Anschauung zur Erhabenheit des übersinnlichen Lebens zu erheben, alles Höhere und Uebersinnliche zur Beschränktheit sinnlicher Vorstellungen herabziehen. Hier ist nicht mehr bloß Gefahr für das geistige Leben, die ist vorüber; hier ist der geistige Tod. Dieses Leben selbst, das bereits ertödtet ist, kann darum allerdings nicht mehr in Gefahr kommen, irgend ein geistiges Eigenthum zu verlieren. Was aber die Menschen in dieser selbstgewählten geistigen Armuth dem Höchsten noch für ein Opfer des Geistes bringen wollen, wenn sie zuvor gänzlich aller geistigen Kräfte sich abgethan, das ist rein unmöglich zu ergründen. Zwar ist es allerdings nicht ohne große Gefahr, auf den Bergen der Kunst und der Wissenschaft umherzuwandeln; denn der Abgründe und Felsenklüfte sind viele in diesen Gebirgen, über die der unvorsichtig Wandelnde hinabstürzen, in deren Tiefe er zerschmettert werden kann; wer aber jede Gefahr des Lebens vermeiden will, der muß dem Leben selber absagen. Ohne Gefahr wird nichts Großes erreicht und kein wahrer Lebensreichthum errungen; ja gerade das Höchste und Größte ist nothwendig immer auch, wie mit der höchsten Anstrengung, so auch mit der höchsten Gefahr verbunden.

Aber wie die Mutter des Herrn, so muß jede Seele das im heiligen Geiste empfangene, neue und höhere Leben über das Gebirge tragen, und jede sehnsüchtig das Höchste liebende Seele wird mit der Braut im hohen Liede rufen müssen: „Siehe, mein Geliebter kommt über die Berge und hüpft über die Hügel.“ Man muß auch der göttlichen Vorsicht und Liebe, der Mahnung des heiligen Geistes vertrauen, daß Jedem, der überhaupt nach Wahrheit ringt, der über die Beschränktheit des alltäglichen Lebens hinausblicken und sich aufmachen will, wie Johannes in der Wüste, in unbekannten Gegenden und auf unbetretenen Pfaden die Spuren des Geheimnisses eines verborgenen Lebens aufzusuchen; daß Jedem, der auf die Höhen der menschlichen Erkenntniß mühsam zu steigen versucht, um dort eine weitere Aus- und Umsicht zu gewinnen, ein unsichtbarer Führer zur Seite stehe, der den redlich Strebenden schützt und unterstützt. Selbst wenn er auf dieser Bahn sich verirren sollte, so wird der gute Hirt ihm nachgehen, bis er ihn wieder gefunden. Ja es lebt in diesen Ahnungen selbst, auch wenn sie oft nur in natürlicher Ueberschwenglichkeit sich eine Zeitlang gefallen, ein innerer Drang, zur einfachen Wahrheit, zum ruhigen Bewußtsein, zum innern Frieden mit sich zu gelangen. Wer einmal in seiner Seele ein höheres Leben angestrebt, den wird es drängen, so wie er mit dem Gemeinen sich nicht begnügt, auch bei dem Höhern nicht stehen zu bleiben, sondern nach dem Höchsten zu streben.

Wenn aber heut zu Tage Viele, wie weiland Faust, in dieser Unersättlichkeit sich überstürzen, und den falschen Künsten eines bösen Geistes verfallen, so liegt allerdings eine große Schuld in dem Uebermuth der sich über ihre eigene Bestimmung erhebenden menschlichen Kräfte; aber ein großer Theil der Schuld liegt auch auf denen, die zwar im Opfer Wein mit Wasser mischen, im Leben, in der Erkenntniß und Lehre aber den Wein der Offenbarung des höhern Lebens nicht mit dem Wasser des natürlichen Grundes der menschlichen Erkenntniß zu mischen vermögen. Wenn aber die Brücke abgebrochen ist zwischen der Offenbarung und der Natur, wie soll der Mensch hinüber gelangen über diese schreckliche Kluft, die von hartherzigen Zeloten nur immer mehr und mehr erweitert und vertieft wird? Ein solcher Widerspruch ist eben so unnatürlich als er unchristlich ist; denn dazu ist ja Christus in die Welt gekommen, damit das Licht leuchte im Finstern, damit die erlösende göttliche Liebe mit der hilfsbedürftigen Menschheit Eins werde. Das lebendige Vertrauen zu diesem in menschlicher Natur offenbar gewordenen Worte Gottes, die Gewißheit, daß in dem Glauben an Christus die ganze menschliche Natur und die Herrlichkeit der Schöpfung außer dem Menschen erst in ihrer wahren Bedeutung durch die Liebe und den Geist uns erklärt werde, und daß hinwieder die ganze Schöpfung Zeugniß gibt von der Wahrheit und Kraft der Erlösung; dieser Glaube ist der Mosesstab in des Menschen Hand, mit dem die durstende Seele

an den Felsen des Geheimnisses schlägt, und sieh, auch die Felsen öffnen sich und die lebendigen Wasser der Erkenntniß sprudeln in so reichhaltiger Fülle aus ihnen hervor, daß ein ganzes Volk an ihnen sich erlaben kann.

Ueberall, wo der Mensch mit diesem Vertrauen an die Betrachtung der Natur sich begibt, wird seine Seele an den Wassern innerlich strömender Erkenntniß sich erquicken; so lange aber die Menschenseele aus Furcht, das, was sie hat, zu verlieren, sich nicht in Gefahr des Kampfes und Sturmes der Bewegung begeben will, wird sie kein geistiges Eigenthum, kein wahres Leben erringen, wird eben dadurch, daß sie nichts erkämpfen und erwerben will, auch das noch verlieren, was sie von Natur aus hat. Es muß darum die Menschenseele mit Freuden jeden Hauch der Bewegung in sich aufnehmen, der aus großen und mächtigen Erscheinungen des Lebens sie anweht. Erst wenn die Seele in ihrer innern Tiefe erregt und bewegt ist, können die Gebilde des Geistes, der brütend über den Wassern schwebt, in klaren Gestaltungen, wie die Berge aus den Wassern, hervortreten. Wenn es in der Seele beginnt wie ein heimliches Säuseln und Rauschen von unbekannten Ahnungen, dann ist die Stunde gekommen, in der der Geist in ihrer Tiefe sich offenbaren und den Hauch des Lebens im klaren Worte der Erkenntniß aussprechen kann. Jede tieferfühlende Seele wird darum mit dem Sänger des hohen Liedes rufen: „Erhebet euch, ihr Winde von

Nord und Ost, und durchwehet meinen Garten, damit er seiner Gewürze Wohlgeruch ausströme." Darum seid mir nocheinmal gegrüßt, ihr lieben, theuren Berge, die ihr immer wieder auf's Neue in der Seele die Erinnerung eines höheren Lebens weckt, und mit dem Geheimniß euerer stillen Größe an jedes große und stille Geheimniß des Lebens mahnt. Ist mir doch, wenn ich euch ansehe, wie ihr so ernst und klar auf mich nieder schaut, als wenn ich jedes euerer geheimnißvollen Worte verstehen könnte und als wenn ihr wieder auch den Worten meiner Gefühle mit euerem ruhigen und freundlichen Ernste gerne zuhören möchtet; als ob wir wie Freunde einander gegenseitig verstehen und lieben müßten. Das ist wohl auch der geheime Zauber, der in euerer Nähe mich immer erfaßt, daß ihr durch die Augen zur Seele sprecht, und in ihren Tiefen die ersten, einfach großen Umrisse des geistigen Lebens weckt; daß ihr so den ganzen Menschen ergreift und alle Kräfte seiner Liebe, Sehnsucht und Erinnerung durch die Größe und Macht, mit der ihr vor das sinnliche Auge tretet, auf die Betrachtung eines unsichtbaren und unendlichen Lebens hinweiset. Welcher Gegensatz zwischen euch und der kleinlichen Unterhaltung, die ein Theil meiner nächsten Umgebung schon seit mehreren Stunden angesponnen, und mit der unermüdlichen Geduld sich selber unerträglicher Seelen fortgeführt hat! Wie viel verständiger ist doch die Sprache der Berge und wie viel verständlicher auch, als die Sprache einer der eigenen Würde und

Bestimmung vergessenden Seele. Was die Menschen so verständig und begreiflich heißen, gerade das ist mir von jeher das Unverständlichste und Unbegreiflichste gewesen. Oder wie soll man es begreiflich finden, daß eine menschliche Seele, die von Gott durch die Kraft des Denkens und der Phantasie gleichsam geflügelt erschaffen worden, die zum Anschauen und zur Betrachtung der unaussprechlich herrlichen und reichen Wunder der Schöpfung und Erlösung berufen ist, auf all diese unschätzbaren Vorzüge freiwillig verzichten, sich selbst in das Elend einer tiefen geistigen Armuth verbannen, und selbst beim Anblick der stillen Größe der Natur nur von Fleisch und Gemüse, von Groschen und Pfenningen, von Kleidungsstücken und Tagesneuigkeiten, von dem was Dieser spricht und wie Jener lebt, sinnen und träumen und sprechen kann? Allerdings war auch dieser Gegensatz in seiner Weise wieder lehrreich; aber die Lehre, die in ihm ruhte, mußte das Gemüth in jeder Beziehung so schmerzlich berühren, daß sie in diesem Augenblicke zunächst nur den Einen Wunsch im Herzen zuließ, daß doch für diesen Augenblick alle Sinne bloß Auge sein möchten! Zwar auch das Auge sah der Gegensätze viele zwischen Wald und Felsen, weiten Thälern und engen Schluchten, steilen Abhängen und sanften Wiesenflächen; aber diese floßen so harmonisch in einander, daß sie in ihrer Stufenfolge selbst wieder zur Leiter wurden, auf deren Sprossen die Gedanken zwischen Himmel und Erde auf- und niedersteigen mochten. Diese Gegen-

säte versöhnten sich in einem sichtbar gewordenen Wohllaut, welcher der Seele ein unvergeßliches Lied zum Preise des Höchsten offenbarte.

Wenn du von Börwang die lange Höhe hinunter fährst, wie lieblich und schön breitet das Thal von Kempten bis zu den Hochgebirgen von Immenstadt und Sonthofen hin sich aus! Die sanfte Milde des Thales gleicht durch immer höher anstrebende, wechselnde Vorberge, mit dem fernen Hochgebirge so schön sich aus, steigt in so mannigfaltigen Abwechslungen von Wiesen, Wald und Flur und einzelnen Häusergruppen in schönen Schwingungen und weichen Wellenlinien zu seinen eigenen Hügeln empor, daß es bei seinem ersten Anblick schon wie eine milde, reiche, in sich selbst zum innern Frieden gelangte Seele wohlthuend zu unserem Herzen spricht, und mit dem Gruße eines schönen, ungetrübten Friedens uns grüßt. Du mußt zuerst das ganze Thal mit Einem Blick überschauen, und wenn du so die Harmonie des Ganzen in dich aufgenommen, dann erst wirst du am Einzelnen dich nicht satt sehen, weil der Reiz des Mannigfaltigen mit dieser Einfachheit vermählt, mit dem Bilde ruhiger Klarheit dich tausendfältig wieder auf's Neue anspricht und erfreut. Alles um dich herum ist so einfach schön, daß du die erhabene Größe der entfernteren Berge durch die stille Freundlichkeit der nächsten Umgebung nur um so mehr zu verstehen glaubst. Kommst du aber auf der andern Seite den grünen Buchenberg hinauf, so blicke noch einmal zurück

auf dieses wunderbar reizende Thal, welches dich unwillkürlich zu dem Ausdruck zwingt: „Hier möchte ich wohnen!“ Denn siehe dort, bei der steinernen Capelle geht es nun den Berg hinunter und das Thal wie das Hochgebirge wird auf eine Zeitlang deinem Auge entschwinden. Eine Reihe von schönbewaldeten Hügeln hemmt die Aussicht, um dafür das Auge durch eine freundlich wechselnde Nähe, durch das schöne Grün seiner stillen Wälder und die sanften Ausbeugungen und Wendungen der nahen Hügelgruppen zu erfreuen. So sehr aber auch dieser Gegensatz des abgeschlossenen stillen Thalgrundes mit der weiten Fernsicht, die wir eben verlassen hatten, am Anfang uns angesprochen, so ermüdete das Auge doch gar bald an der Betrachtung dieser immer nur sich selbst ähnlichen Bäume und Hügel und spähend schweiften die Blicke umher, ob sich nicht irgendwo eine weitere Aus- und Fernsicht eröffnen wolle. Diese freundliche Nähe mit ihrer beschränkten Zuthulichkeit setzte dem Blicke gar zu enge Grenzen und das Herz fing allmählig an, über diese beschränkende Nachbarschaft selber ungeduldig zu werden. Es klagte Wald und Hügel einer eitlen, störrischen Selbstsucht an, die nur immer ihre eigene Wohlgestalt präsentiren wollte und mit lästiger Eifersucht die Blicke hütete, damit sie nicht etwa suchend und sehnend in die Ferne schweiften. So schien uns das Thal selbst immer trauriger und langweiliger zu werden und doch waren es noch dieselben schönen grünen Bäume und Hügel, die uns

zuerst erfreut hatten. Aber eben, weil es dieselben waren, darum ermüdete Auge und Seele an ihrer Betrachtung. Jede Wiederholung, die nichts weiter als bloße Wiederholung ist, muß dem lebendigen Geiste durch ihre eigene Einförmigkeit lästig werden. Alles wahre Leben findet sich nur in steter Erneuerung seiner selbst; darum ist auch die wahre Schönheit, wie das wahre Glück nur im Reiz einer unerschöpflichen Mannigfaltigkeit, nur bei der Aussicht in eine weite, unendliche Ferne möglich. Die bloße Nähe, die unmittelbare Gegenwart allein beschränkt den Geist und drückt ihn nieder, wenn sie nicht mit dem Ausblick in ein unendliches Leben vermählt ist.

Darum wird der Mensch selber beschränkten Sinnes und Geistes, wenn seine Gedanken und Gefühle immer nur auf seine nächste Umgebung gerichtet sind. Wie manche freudig bewegte Seele träumt sich in ihrer Jugend eine freie, schöne, herrliche Zukunft. Von der Höhe der ersten Empfindung der Liebe herab schaut sie in eine glänzende, reiche Ferne. Wenn sie aber dann ihre Wahl getroffen, die Mühen eines besondern Berufes auf sich genommen, in den erst so hoffnungsreich grünenden Thalgrund des ehlichen Lebens eingetreten ist; da verschwinden all diese schönen Träume, die Aussicht in die Unendlichkeit versinkt hinter den Mauern des häuslichen Lebens und nach kurzer Zeit beginnt der getäuschten Seele die gleichförmige Nähe und Beschränktheit langweilig zu werden. Sie sucht andere Vergnügungen und kann sie nicht finden, sucht

Abwechslung, Unterhaltung und Erheiterung, und bleibt doch immer unerquickt und innerlich unbefriedigt, weil gerade die innerste Freudenquelle, der Blick in die weite, unendliche Ferne, versiegt ist. Die Wenigsten aber verstehen den Traum des Unendlichen, der in der Seele seine Bilder ausgelegt, im Geiste zu verwirklichen, und mit den Kräften des Geistes die engen Grenzen des bestimmten Lebensberufes zum Unendlichen zu erweitern. Wie der Vogel von dem Zweige sich schwingt und frei in die Lüfte sich hebt; so kann der menschliche Geist von den Zweigen der Gegenwart nur um so sicherer in die freien Lüfte des Gedankens sich erheben, weil er einen festen Punkt gefunden, von dem er sich aufschwingen und an dem er die Macht seiner Freiheit und seines Willens und die Tragkraft der Schwungfedern seines Geistes erproben kann. Und wie der blaue Himmel durch das grüne Blättergewimmel der Bäume nur um so näher und freundlicher grüßt; so vermag der Mensch durch die mannigfaltigen Anforderungen der Geschäfte des Lebens hindurch dennoch immer zum Himmel aufzublicken, und die Ewigkeit grüßt ihn nur um so näher und milder, je reicher die lebendigen Kräfte seines eigenen Herzens nun am Baume seines Lebens sich ausbreiten. Die Unendlichkeit aber ist uns überall nahe, und auch der beschränkteste Lebenskreis ist mit den Reizen unendlicher Mannigfaltigkeit überkleidet, wenn nur der Mensch nicht gemüth- und gedankenlos sein geistiges Auge vor ihnen verschließt, oder in träger

Bequemlichkeit an ihnen vorüberfährt. Jedes Moos am Gestein, jedes Kräutlein, das zwischen Felsenwurzeln hervorgewachsen, schließt in sich wieder eine unerschöpfliche Fülle von zierlichen Formen, von schönen Erinnerungen ein, und wer so in diesem Thalgrunde und in den Wäldern und über die Hügel hin die Spuren dieser Unendlichkeit hätte verfolgen können, dem würde auch hier die Unerschöpflichkeit einer reizenden Fülle sich aufgeschlossen haben. Das ist eben der wahre Reichthum des Lebens, daß die Unendlichkeit im Kleinsten ebenso wie im Großen und Mächtigen sich offenbart. So aber wie wir im engen Wagen eingeschachtelt an all dieser Zierlichkeit, an dem unendlichen Reichthum, der im Kleinen sich hätte wiederfinden lassen, in vornehmer Bequemlichkeit vorüberfuhren, konnten wir nur das Gleichförmige, nicht aber die Schönheit, die so nahe uns dennoch verborgen blieb, erkennen, und es glich unsere Fahrt so recht der Wanderung der meisten Menschen durch's Leben, die das Schöne und Unendliche ohne Mühe und Anstrengung gewinnen und das Höchste, im Omnibus der Gewohnheit sitzend, erreichen möchten, das Glück und die Herrlichkeit aber, die ihnen nahe ist, verschmähen. So muß dem Menschen das Leben in eitler Sehnsucht nach einem fernen unerreichbaren Glücke von langweiliger Einförmigkeit verkümmert werden. Kein Zustand aber, kein Beruf und keine Umgebung wird dem Menschen in die Länge genügen, wenn er nicht die Unerschöpflichkeit des geistigen Sinnes, der die Unendlichkeit

und die Ahnung des Ewigen im Großen wie im Kleinen zu finden weiß, mit in das Leben hineinträgt. Auch der schönste Beruf und die reichste Lebensanforderung wird den Menschen in die Länge nicht befriedigen, wenn er die Wüste und Oede in sich selber trägt.

Unsere Fahrt aber begann mit der herkömmlichen Alltäglichkeit des preiswürdigen Philisterthums und der unerschöpflichen Oede des häuslich-ehlichen Lebens immer größere Aehnlichkeit zu bekommen. Allmählig hatte auch uns, wie so manchem Ehepaar der Himmel sich verhüllt, und nach und nach fing es an, erst leise und dann immer heftiger zu regnen, bis wir endlich gar nichts mehr sahen als den engen, beschränkten Raum des Wagens und die gelangweilten und ungeduldigen Gesichter derer, die darin saßen. Der Himmel selbst schien zu einem didaktischen Gedichte sich umgewandelt zu haben, das den Sylbenfall seiner freilich nutzlosen Ermahnungen mit den wechselnden Schlägen an den Fenstern unseres Wagens zu messen schien, womit es die Lehre uns wiederholte, daß wir Menschen uns dadurch jede Herrlichkeit des Lebens verkümmern, indem wir dieselbe immer außer uns und in unserer Umgebung, statt in uns und im Unendlichen und im Ausblicke auf die Ewigkeit und Unerschöpflichkeit alles wahren Lebens zu finden suchen. Indem unser Eigensinn mit eitlen Wünschen sich quält, und das Glück, das uns zugemessen ist, verschmäht, um ein anderes anderswo zu suchen, muß unseres Herzens Himmel sich verhüllen bis es dann

häufig auch noch im Zusammenstoße unseres eigenen Willens mit der derben Wirklichkeit Thränen regnet, die uns die Aussicht in des Lebens wahre Schönheit nur um so mehr wieder verhüllen. Diesem eigensinnigen Unverstand wird der Reichthum und die Herrlichkeit des Lebens vergebens sich offenbaren. Er wird, in die finstern Wolken seines Mißmuths eingehüllt, nichts von dem Sonnenglanze wahrnehmen, der in der Höhe und in der Ferne leuchtet. Unter fortdauerndem Regen rollte der Wagen in die freiere Gegend von Isny hinaus, für uns aber war zuerst noch diese ganze freie Ferne eine unbekannte Welt und nur nach und nach fingen die Wolken an, an einzelnen Stellen sich zu heben, um einen kurzen Ausblick in die Ferne uns zu gönnen, und dann gleich wieder in dichten Nebelstreifen die ganze Gegend mit einem dem Blicke undurchdringlichen Schleier zu verhüllen. Aber auch dieses Spiel der Wolken war nicht ohne eigenen Reiz. Indem sie wie ein dichter Schleier um die zierliche Gestalt der Gegend wallten, und sie auf Augenblicke enthüllten, um sie dann wieder um so mehr vor unsern Blicken zu verbergen, weckten sie die Phantasie, diese einzelnen Lichtblicke durch eigene Erfindung zu einer schönen Lichtgestalt zu vereinigen und in die verhüllte Wirklichkeit die schönen Traumbilder eigener Erfindung nach Wohlgefallen einzutragen. Was die dichtende Phantasie in freudiger Hoffnung geträumt, das hatte sie nicht vergebens mit lichten und blühenden Farben sich ausgemalt, sondern gar bald sollte

die schöne Wirklichkeit den blühenden Traum der Phantasie in die schöne süße Frucht des Anschauens umwandeln.

Während der Mittagszeit hatte der Himmel alle Schleier abgeworfen und wie nun der lichte Glanz der Sonne die Erde grüßte, so lächelte diese um so froher zu ihm auf, je trauriger zuvor die Weinende ihre Verlassenheit beklagt. Die ganze Erde schien heiterer und schöner als zuvor, ehe der Glanz der Thränen in ihren Wimpern hing. So fuhren wir denn in froher Lust ihrem freudigen Gruße entgegen, zuerst noch an sanften grünen Hügeln vorüber mit Dörfern bevölkert, deren freundliche Häuser zwischen Fruchtbäumen hervorblickten, und an schönen im Sonnenlichte glänzenden Schlössern vorbei, die über dunkle Tannen freudig herüber grüßten; es war, als ob sie selber in ungewohnter freudiger Bewegung uns freundlich wie traute Bekannte begrüßen wollten. So standen sie und grüßten uns freundlich lächelnd schon von Weitem und sahen uns dann noch lange nach, wie wir so an ihnen vorbei wieder andern und neuen freundlichen Grüßen und Einladungen entgegenzogen. Endlich traten auch die Hügel zurück und die Aussicht erweiterte sich zur unüberschaubaren Ferne. Rechts hin eine weite fruchtbare Ebne, in weiter Ferne erst in kaum mehr sichtbaren Hügeln sich verlierend, links in der Tiefe ein tiefgrüner Wiesengrund, der in das dunkle Grün der Tannen, die die steilen Abhänge der gegen Bregenz sich hinziehenden Bergeskette umsäumten,

geschämig sich zu verbergen suchte. Ueber den hoch und steil anstrebenden Tannenwäldern aber zogen sich von breiten Wäldern umsäumt wieder grüne Wiesengründe hin, auf denen freundliche Dörfer sich angebaut, deren Häuser und Thurmspitzen in dem Schatten der höherliegenden Bergwaldungen sich verloren, so daß die zierlichen Dörfer selbst wie liebliche Kinder erschienen, die ein mächtiger Riese auf seine breiten Schultern genommen, wo sie nun in froher Sicherheit auf das tief unter ihnen liegende Gewimmel der Welt herabschauten und mit ihren kleinen Händen kindlich treuherzig mit den Locken des Riesen spielten. Endlich erschien auch wie ein durchsichtiges Diadem von leuchtenden Edelsteinen, als die Krone des Ganzen, der im höchsten Glanze des unbewölkten Himmels widererglänzende See. Es war nicht jene stille, friedliche, mit Einem Blick zu überschauende idyllische Gegend von Kempten und dem Illerthale, was hier sich dem Auge darbot, sondern ein feierlich großer, ein gewaltiger Anblick, der nicht wie ein leises Kosen eines frischen Morgenlüftchens die Seele grüßte, sondern wie die Allgewalt des Sturmes sie ergriff, in staunende Bewunderung mitfortriß. Was die Seele in solchen Augenblicken fühlt, das ist unmöglich, wieder zu sagen. Es ist wie wenn man einen Stein in der Mitte eines weiten See's in die tiefen Gewässer niedersinken läßt; weit umher werden die aufwallenden Wellen einander die Gewalt erzählen, die ihre stille Ruhe in Bewegung gesetzt, aber bis die Bewegung

an's Ufer gelangt, werden die immer leiser und leiser erbebenden Wellen wieder verrauscht sein. So ist in solchen Augenblicken die Seele zwar tief bewegt, und schwingt sich wie ein Vogel frei in luftige Räume und singt innerlich ein Lied zum Preise des Schöpfers. So du sie aber fragen willst, was sie damals gefühlt und jubelnd gesungen, wird nur ein schwacher Nachklang noch in der Erinnerung sich wieder finden lassen, der in Worten und Bildern sich nur schwer wieder geben läßt. Es jauchzt das ganze Leben und freut sich, aber die Seele reflectirt nicht und vergleicht nicht, sondern schwebt fühlend über der Tiefe des Lebens und breitet die Arme aus wie ein Schwimmender, um nicht in dieser Tiefe unterzugehen. Aber aus dieser Trunkenheit der Seele, aus dem Wogenbade der Empfindung, soll die denkende und schaffende Kraft des Geistes neu gestärkt und zu neuen Erfindungen gekräftet hervorgehen. In je tieferes Schweigen die Seele sich versenkt, um so mächtiger soll das Wort dem Geiste entströmen; was die Seele in ihrer tiefsten Bewegung empfindet, das soll der Geist zu erklären und auszusprechen versuchen. Der Odem des Lebens, der in der Tiefe der Seele, im Hauch der Empfindung uns ergreift, soll im Munde des Geistes zum Worte sich gestalten. Darum muß die Empfindung schweigen, die Erkenntniß aber muß den Mund aufthun „zu geflügelten Sprüchen.“

So saßen wir am Abend wieder in tiefer Stille am Ufer des See's und sahen hinaus in die leuch-

tende Gluth des Abendrothes, das auch die verborgene Tiefe des See's zur feurigen Flamme der Liebesgluth entzündet hatte. Der Hauch des Abends umwehte uns mit leisem Geflüster und die doppelte Gluth, in welcher sich Himmel und Erde umarmten, leuchtete tief in die verborgene Nacht stiller Empfindung hinab und erfüllte die tiefste Sehnsucht des Herzens mit lichten Lebensahnungen. Die irdische Sehnsucht wurde von himmlischen Erinnerungen umarmt und erglühte in der Flamme einer höhern Begeisterung. Wir aber saßen schweigend in den Anblick verloren, und was hätten wir in diesem Augenblicke uns auch sagen können, was nicht wie Hohn geklungen hätte, auf das, was in der Seele vorging? Wenn die Seele den Gruß und Kuß des Himmels empfindet, und ganz diesem himmlischen Grüßen sich hingeben will, so muß sie schweigend diesen Kuß der Liebe des Himmels erwiedern. Noch einmal hauchte der Abend seinen Gruß zu den Fenstern unseres Schlafzimmers herein, und wir sanken von seinem kühlenden Hauche gesegnet in die Arme des Schlummers, froh dankend für diesen Liebeskuß, mit dem der erste Tag unserer Reise von uns Abschied genommen.

Schaffhausen, den 28. Aug.

II. Tag.

Abfahrt von Lindau. Der herrliche Morgen. Der See und sein Gegensatz. Die dreifache Harmonie des Lebens und der Schönheit. Jede Zeit hat ihre eigene herrschende Idee, mit der sie das Räthsel des Lebens zu lösen sucht. Constanz. Der Dom. Die Peterskirche mit Bildern aus der oberdeutschen Schule. Die Fahrt von Constanz nach Schaffhausen. Der Rheinfall.

Wie der Abend des ersten Reisetages so herrlich und schön von uns Abschied genommen; so war der Morgen des nächsten Tages, wenn auch nicht so ernst und wehmüthig feierlich, doch in seiner klaren Heiterkeit nicht weniger schön in froher Lieblichkeit uns angebrochen. Auf des Lichtes goldener Leiter war er zum Fenster aufgestiegen und hatte sich leicht beflügelt in's Zimmer geschwungen und von dem frischen Hauche

seines Mundes angeweht, erwachten wir und blickten in sein klares blaues Auge, mit dem er freundlich lächelnd auf die faulen Schläfer niedersah. Froh und beschämt sprangen wir empor, um uns schnell in seine Arme zu werfen. Das Herz öffnete freudig alle Pforten, um den lieben Gast hereinzulassen, und mit froher Hast eilten wir, um im Freien seiner ganz froh zu werden. „Befehlen die Herrn kein Frühstück?“ rief uns der Kellner auf der Treppe noch nach; wir aber hatten kaum Zeit, ihn zu hören, und viel weniger, ihm eine ausführliche Antwort zu geben. Hastig ertönte ein kurzes „Nein“, und schon waren wir aus dem Hause und bald am Ufer des See's und auf dem Verdecke des Dampfboots, mit dem wir nach Rorschach und Constanz und den Rhein hinab bis nach Schaffhausen zu fahren gedachten. Außer den wenigen Arbeitern und Matrosen war noch Niemand auf dem Schiffe, und so standen wir allein auf dem Verdeck und konnten nach Muße uns umsehen und ungestört dem Geflüster des See's und dem Kosen des frischen Morgenhauches mit dem Geplätscher der Wellen am Ufer und am Borde des Schiffes zuhorchen. War der Morgen schöner oder der Abend, das war eine Frage, die bei uns in diesem Augenblick durchaus nicht zu entscheiden war. Das Unaussprechliche mit dem Unaussprechlichen verglichen gibt keinen Comparativ, keine Steigerung des Vergleiches, sondern jedes ist für sich wieder das Höchste und der Superlativ, der in dem Herzen den reinen Wohlklang eines

tiefgefühlten wahren Positivs erzeugt und der mir in diesem Augenblick selbst die Grammatik mit ihren trockenen Regeln werth machte, weil sie mir doch einen wenn auch nur fernen Anhaltspunkt zur Uebertragung dessen, was die Seele fühlte, in das vergleichende Wort des Geistes geliehen hat. Der Anblick selbst aber in seiner Klarheit und Unermeßlichkeit zugleich versenkte die Seele immer wieder auf's Neue in ein tiefes Sinnen und Träumen. Unmittelbar vor dem Auge lag die Weite des vom Wiederschein des leuchtenden Tages erglänzenden See's und unaufhaltsam eilten die Blicke über die schimmernde glatte Fläche hin, um am jenseitigen Ufer all den Reichthum des mannigfaltigen Wechsels einer wunderlieblichen Gegend zu betrachten. Dörfer und Schlösser, freundliche Landhäuser und Thürme hatten in mannigfaltiger Abwechslung sich in phantastischer Willkür über diese grünen, fruchtbaren Hügel hin verbreitet. Das ganze Land am Ufer hin glich einem schönen Gartenlande, dessen weitverbreitete Anlagen im reichen Wechsel Alles aufzubieten versuchten, woran das menschliche Auge sich erfreuen konnte. Jeder Punkt dieser reichen Landschaft schien für sich wieder bestrebt, dem Menschenherzen durch irgend einen andern und neuen Reiz sich zu empfehlen. Jede Einförmigkeit war wie mit sorgfältiger Kunst vermieden, und dennoch verbanden die einzelnen Hügel, die allmählig vom See aufsteigend an die langsam und sanft sich erhebenden Berge um Rorschach sich anschloßen, dieses ganze reiche Bild

wieder zu gefälligen, in sich harmonisch geordneten Gruppen. Von der Höhe der sanftansteigenden Berge von Rorschach, die nur ungern von der schönen Nähe des See's sich zu trennen schienen, breitete sich der kunstreich gestickte Teppich einer unvergleichlichen Landschaft zu den Ufern des See's herab. Und wie der Fuß der Phantasie über den Silberspiegel des See's hingleitend das Ufer betrat, wie mochte der flüchtige sich enthalten, über diesen Teppich hinzueilen bis zu den Höhen hinauf? Aber auch dort Oben war sein Lauf noch nicht zu Ende, denn über die schöne grüne Bergesreihe blickten noch andere wohlbekannte theuere Freunde grüßend herüber, die dem leichtbeflügelten Gang der Phantasie noch ein weiteres, erhabeneres Ziel des Laufes darboten. Ueber diese zierlich schöne, anmuthige Welt des üppigreichen Landes erhoben sich in ruhiger Größe die mächtigen Gebirgshäupter; der hohe Säntis zuerst, in seiner steilen, schroffen Macht, und hinter ihm die Bergesreihe der sieben Kuhfirsten, die in der fernen Tiefe des Rheinthales dem mächtigen Kalandagebirge sich anschloßen. Jenseits des Rheinthals aber blickten die schroffen Spitzen der Berge von Vadutz aus der Tiefe des Thales hervor und in endloser Reihe schloßen die Bergeskuppen von Vorarlberg auf dieser Seite sich an. Zuerst waren nur wenige sichtbar, wie wir aber hinausfuhren in die Weite des See's, da tauchte eine nach dem andern aus der blauen, nebelfreien Ferne hervor, um dem geliebten

Sohn der Berge, dem mächtigen Rhein noch in die Ferne hin nachzusehen. Auf allen diesen Höhen hatte der Morgen sich jauchzend niedergelassen und grüßte uns aus der Nähe und Ferne mit seinem lichten Auge; dagegen war der weite Bogen der niedrigen Bergeskuppen des Bregenzerwaldes noch in die Schatten des nächtlichen Schlummers versenkt, und kaum konnte man Bregenz und das kleine Kirchlein auf dem Gebhardtsberge, das in der Abendbeleuchtung so hell und glänzend auf die Fläche des See's niederschaut, in diesem Dämmerlichte wahrnehmen. In diesem Halbdunkel verlor sich das glänzende Gemälde des Tages und schloß sich so zu einem wohlgeordneten schönen Ganzen zusammen. Dieser ganze reiche Schauplatz von sanften, lieblichen und majestätischen Gestalten wurde durch den Glanz eines unaussprechlich heiteren Morgens in ein Feen- und Zauberland umgeschaffen, welches die ganze Seele mit dem unwiderstehlichen Reize Alles besiegender Schönheit bezauberte. Ob es nun der Zauber des Lichtes war, welcher der Gegend einen so unbeschreiblichen Reiz verlieh, oder ob die Schönheit der Gegend den Glanz des Morgens erhöhte, so daß es in diesem Augenblicke mir bedünken wollte, als hätt' ich nie einen schönern Morgen erlebt und nie im Leben eine schönere Gegend gesehen — was hätte ich bei einer Entscheidung dieser Frage gewonnen, wenn anders hier der Verstand zu solchen Untersuchungen hätte Zeit finden können? Dazu aber war die Macht des Augenblickes

zu groß, die immer mit neuem unwiderstehlichen Reiz zur entzückenden Aussicht die Blicke zu wenden aufforderte. Ueberall wollte das Auge am liebsten weilen, und eben darum konnte der Blick nirgends verweilen. Im schönen Wechseltanz schwebte die Gegend in harmonisch geflügeltem Schwung um das Auge des Betrachtenden, wie die Grazien im ewigen Tanz um die Schönheit schweben. Es war das Bild des ewigen Lebens, welches in ewiger Bewegung ruht und in ewiger Ruhe sich bewegt, was hier dem Auge in sichtbarer Gestalt gegeben war. Selbst wenn es auf den leichten Wellenschwingungen des See's von dem Blicke in diese unermeßliche Ferne auszuruhen gedachte, so fand es sich von diesen wieder bald in sanfte Ruhe gewiegt, bald schaukelnd und spielend zum Ufer getragen, um dort auf's Neue an dem leichten Tanze der vorüberschwebenden Gestalten sich zu erfreuen. Wie das Schiff rauschend und brausend über die glänzende Ebne des See's hinzog und die Wellen an seinem Buge sich kräuselten und in weiten Streifen weithin über den See sich verbreiteten, um in unübersehbarer Länge seinem Laufe zu folgen, so zog die Phantasie über die grüne Tiefe der Seele und die Wogen der Erinnerung rauschten an ihr empor und folgten in weiten Kreisen ihrem Gang.

Alle schönen Gegenden, die ich gesehen, tauchten in diesem Augenblicke aus der Tiefe der Erinnerung empor, und wie über Bregenz hin noch die tieferen Schatten der verschwundenen Macht die Gegend mit

ihrem Schleier verhüllten, tauchte in der Erinnerung die früher vom Gebhardtsberg aus genossene Aussicht ihr Haupt in den Glanz des heutigen Tags herein, und über die Berge des Bregenzerwaldes hin schwebte dann in leichtem Flug die Phantasie, und blickte hinab auf jene stillen, einsamen grünen Thäler, welche zwischen rauhen und unwegsamen Gebirgen den Wanderer mit ihrer stillen Lieblichkeit, wie ein einsamer Sonnenstrahl, der durch die dunkle Waldesnacht auf ein grünes, weiches Moosplätzchen gefallen, mit einem gar eigenen geheimnißvollen Zauber ansprechen, und weiter hin dann, wo in Reuti das Gebirge zu einem weiten, großen Panorama sich erschließt, welches einen weiten Thalgrund, der mit sanften grünen Hügeln anmuthig wechselt, umgibt, und wie eine zärtliche Mutter, die ein freundliches Kind auf ihrem Schooße hält und mit ihren Armen umschließt, sorgsam und liebend zu umfangen scheint. Wie ganz anders erscheint uns hier die Schönheit der Natur, wie verschieden von jenen einsamen, verborgenen Gebirgsschluchten und doch wieder wie unübertrefflich und unvergleichlich in ihrer eigenthümlichen Schönheit! Wanderst du aber von da die Strasse weiter nach Leermos und über den Marienberg in's Innthal, wie ganz anders ist wieder der Eindruck, den diese Gegend auf dich machen wird. Wenn du von Innsbruck hinab den weiten Thalgrund durchziehest, und links die schroffen, kahlen Felsengebirge finster und drohend dich ansehen, wie gerne wendest du den Blick auf die sanft-

Staatliche Bibliothek Regensburg

ansteigenden Bergeskuppen, die mit Wiesen und Wäldern, mit Dörfern und Schlössern mannigfaltig wechseln und ergötzen, so anmuthig und sanft sich heben und senken und immer wieder durch reizenden Wechsel das Auge erfreuen. Dennoch aber wird dein Blick wie durch einen geheimnißvollen Zauber gezwungen, von den sanften, anmuthigen Höhenzügen sich wieder nach den schroffen, unerquicklichen Felsenwänden der gegenüberliegenden steilen, unfruchtbaren Gebirge zu wenden. Es ist als ob der eine Gegensatz den andern immer erst in seiner rechten Schönheit erklären könnte; als ob das Auge gerade an diesem Gegensatze und seiner Vergleichung Vergnügen fände und das Gemüth das Eine erst durch das Andere verstände. Man kann das Innthal oft genug besuchen und immer wieder schön und reizend finden, ohne je sich so recht erklären zu können, was ihm denn diesen eigenthümlichen Reiz verleiht.

Aber ist es nicht mit jeder Gegend ebenso? Wie die eine oder die andere uns mit dem Reize einer eigenthümlichen Schönheit grüßt, so stehen wir, so lange unser Herz noch einer schöneren Bewegung fähig ist, erstaunt und bewundernd vor ihr; aber wir wissen in der Regel nicht so recht eigentlich, was uns denn an derselben vorzüglich gefällt. Und sehen wir dann wieder eine andere, die wieder durch ihre eigene Schönheit zur Bewunderung uns hinreißt; so wird nothwendig in der Tiefe der Seele ein Streit der Empfindungen entstehen, der entweder die Kraft

und Eigenthümlichkeit des Eindruckes abstumpfen, oder durch die geistige Vergleichung zum Bewußtsein verklärt werden muß. Nur wenn wir die besonderen Vorzüge der einzelnen Gegend in ihrer rechten Eigenthümlichkeit erkennen, so können wir auch die in derselben verborgene Schönheit in ihrem wahren Inhalt entdecken. Durch eine solche Vergleichung wird aber gerade der rechte Reichthum und der unerschöpfliche Reiz der wahren Schönheit der Natur enthüllt. In immer andern und neuen Gestalten sehen wir die Anmuth und den Reiz der Mannigfaltigkeit tanzend das ewig Eine und durch kein Einzelnes ganz Aussprechbare, selbst in der Endlichkeit wieder unendliche Gesetz des Lebens umschweben. Wohl kann uns dann in diesem oder jenem Augenblicke das Einzelne, als das Unvergleichliche, als das unbedingt Schönste von Allem erscheinen; denn im Augenblicke ist jede Erscheinung einzig in ihrer Art. Das ist eben die Macht des Augenblickes, daß in ihm auch wieder der Anfang der Ewigkeit für die Empfindung ebenso, wie der Anfang aller Vergänglichkeit verborgen ist. Wer sich vom Augenblicke überwältigen läßt, der wird in ihm den Zerstörer alles wahrhaft Schönen, alles unvergänglichen Lebens, den Vorboten des Todes in sich aufnehmen; wer aber den Augenblick besitzt und beherrscht, dem keimen Ewigkeiten aus ihm hervor. Wer wahrhaft auch nur ein augenblickliches Leben gewinnt, der hat das Leben selbst gewonnen und in ihm ein unzerstörbares, ewiges Eigenthum in Besitz genommen.

Wenn aber das menschliche Gemüth über den augenblicklichen Eindruck sich erhebt, und über das innere Gesetz, auf die verborgene Bedeutung desselben sich besinnt; dann vermag es an dem Einzelnen das Allgemeine, an dem Endlichen das Unendliche zu erkennen.

Wo auch immer das Leben dir begegnet, da muß es in endlichen Bildern und Gestalten sich dir offenbaren, aber was es dir offenbaren will, das ist nicht das endliche Bild, durch welches es sich offenbart, sondern das hinter der Erscheinung verborgene ewige Wesen. Während dein Geist auf dem Kahne des Leibes über die Tiefe des Lebens und der Seele hinzieht, kräuseln sich die Wellen der Empfindung immer auf's Neue an seinen Seiten empor; aber sie verschwinden auch wieder hinter dem Laufe des Schiffleins, wenn der Geist nicht die schwebenden Gestalten, die zitternd auf ihnen sich abspiegeln, in sich aufnimmt und als freies Eigenthum an das Ufer einer andern Welt hinüberbringt. Was war es nun, was aus dieser Gegend und aus dem mächtigen Eindruck des Augenblickes als verhüllte Schönheit mir vor's Auge treten und dem Geiste sich als unverhüllte Wahrheit offenbaren wollte? Im frohen Entzücken eilte das Auge von dem See zu dem freundlichen, grünen, lachenden Ufer und von diesem über die Hügel hin zu den majestätischen Bergen und kehrte von dort wieder zu dem weiten Spiegel des See's zurück, um den Kreislauf des frohen Umschauens auf's Neue zu beginnen.

Jede von diesen drei in eigenthümlicher Herrlichkeit erscheinenden Welten schien für sich groß und schön, und doch konnte man sich keine von der andern getrennt denken, man fühlte unwillkürlich, daß sie alle drei zu einander gehörten, und daß gerade in dem harmonischen Einklang dieser drei Gegensätze der wundervolle Zauber ihrer Schönheit bestand. Wie das Auge auf dem weiten Spiegel des See's weilte, dessen nördliche und östliche Ufer kaum noch in dämmernder Ferne zu erkennen waren; so war es ein unaussprechliches, ein unergründlich tiefes Geheimniß, an welchem nur das Firmament in seiner unerreichbaren Höhe sich spiegeln mochte, was wie eine ungeborene, verborgene Zukunft in dieser Tiefe sich ahnen ließ. Wie ganz anders standen die mächtigen, starren Gebirgsformen mit ihren klaren und scharfen Umrissen vor dem Auge, wie eine große, gewaltige Vergangenheit, die alle kleinlichen Verhältnisse des Lebens längst von sich abgestreift, und nur noch im blauen Duft der Sage und der Poesie ihre Heldengestalten dem Blicke zeigt. Zwischen beiden aber lag die reiche, mannigfaltig wechselnde Wirklichkeit, welche die beiden Welten des vergangenen und zukünftigen Lebens in reizenden Abstufungen in einander verband, und einerseits zu den großen Thaten der Vergangenheit sich zu erheben, andererseits wieder sich spiegelnd in dem stillen Wasser des See's in die annoch verborgene Zukunft sich zu tauchen schien. Es war ein schöner harmonischer Dreiklang,

der hier sich verkörpert und dem Auge vernehmbar gemacht hatte. Wäre eines von diesen drei Verhältnissen in einer geringeren Ausbreitung vorhanden gewesen, so würde der ganze Anblick unmöglich diesen vollkommen harmonischen Eindruck haben hervorbringen können. So aber war die ruhige Fläche des See's in ihrer Größe und Einfachheit im schönsten Ebenmaße mit der weitausgebreiteten, in der reizendsten Mannigfaltigkeit abwechselnden Landschaft, und über beiden ragten die Gebirge in Verbindung mit der ruhigen Größe des See's und der wechselnden Formen der Landschaft als drittes ergänzendes Mittelglied hervor. Wenn das Auge an der Majestät der Berge sich erhob und dann wieder an dem wechselnden Reiz der Landschaft sich ergötzte, mußte es zuletzt wieder auf dem weiten Seespiegel ruhend, jenes tiefe, alle äußere Erscheinung durch die innerliche Mitwirkung ergänzende Sinnen wecken, in welchem das Herz, von der Betrachtung der Größe und Unerschöpflichkeit des Lebens zurückkehrend, seine innere Ruhe findet. Wenn aber die Seele wieder, vor ihrer eigenen Unermeßlichkeit erbebend, das Auge von der undurchdringlichen Tiefe des See's zu den mächtigen Gestalten der Gebirge erhob, um dort an dieser übergewaltigen Größe einen würdigen Gegensatz für die Tiefe des innerlich schlummernden Lebens zu finden, so konnte sie zuletzt wieder, von der Betrachtung zweier in sich selber übermächtigen Gewalten überwältigt und gewissermassen zu Boden gedrückt, in dem schönen, in seiner anmuthigen

Lieblichkeit doch zugleich wieder unerschöpflich wechselnden Mittelgrunde sich der freundlichen näherliegenden Gestalten des Lebens erfreuen und an dem Freundlichen die ächte Kraft der wahren Größe erproben. Es war der Geist, der in den bestimmten ungeheuren Gestaltungen der Gebirge die Kraft und Tiefe seines Muthes, die Erzeugnisse seines Gedankens und seiner Phantasie wieder fand; dagegen aber lag das Leben der Seele in seiner Tiefe, in seiner jedem Eindrucke zugänglichen Empfänglichkeit, in der ungetrübten, durchsichtigen Klarheit seiner Empfindung, die Himmel und Erde in sich abspiegelt, in der gestaltlosen, aber für den Eindruck jeder Gestalt und für die Bildung derselben reichen Empfänglichkeit, in den klaren Fluthen des See's abgespiegelt. Zwischen beiden aber hatte das Herz seine freundliche Wohnung aufgeschlagen, zwischen der Höhe und Tiefe des Lebens hatte die anmuthige Wirklichkeit und die sorgsame, treue Geschäftigkeit des Lebens ihren reichen Teppich gewirkt. Herz und Seele und Gemüth waren so in treuen, harmonisch ineinander verfließenden Bildern dem Auge vorgeführt, und das innere Wohlgefallen, welches den Beschauenden beim Anblick dieser Gegend unbemerkt beschlich, war wieder nur der harmonische Zusammenklang, in welchem das innere Leben des Menschen im Spiegel der äußern Erscheinung dem überraschten Auge in treuer Abbildung begegnet.

Wie oft aber ziehen wir an einer solchen Gegend, an einem so treuen und in sich harmonischen Bilde des

Lebens vorüber, ohne uns über seine Bedeutung zu besinnen und das geistige Angesicht unseres eigenen Lebens zu erkennen, das uns aus diesem Spiegel entgegenschaut, dem Menschen gleichend, der, wie der Apostel Jakobus schreibt, sein leibliches Angesicht im Spiegel beschaut, und, wenn er hinweggeht, vergißt, wie er ausgesehen hat. Dieser Dreiklang des Lebens ist das immer sich gleichbleibende Gesetz, in welchem alle Schönheit, wie alle Wahrheit, und darum auch alle moralische Kraft und Tugend, zur schönen, in sich vollendeten Lebenseinheit sich entfalten muß. Wie der Grundton und die reine Quint durch die vermittelnde Terz zum einfachen Akkord zusammenklingen, so wird jedes Gebilde der Kunst zum schönen, vollendeten Kunstwerk, wenn das Unsichtbare, die unaussprechliche Tiefe der Idee, in leiblicher Erscheinung eine entsprechende, mit der noch unausgesprochenen Tiefe des Lebens harmonische Gestalt gewonnen hat, alle Wahrheit zur bewußten klaren Erkenntniß, wenn der im Menschen wohnende Grund alles Verstehens mit dem außer ihm gesetzten Grund alles Bestehens in ein gleichmäßiges, gegenseitig vollständig entsprechendes Verhältniß gebracht werden kann. Auch wird die menschliche Seele keine Ruhe empfinden, sondern durch ihre innere Natur immer wieder auf's Neue gezwungen werden, zu bilden, zu forschen und zu schaffen, bis sie in dem vollständigen Einklang der entgegengesetzten Kräfte des Lebens Ruhe gefunden. Dieser Einklang ist der Schlüssel zu allen Geheimnissen des natürlichen und auch des übernatür-

lichen Lebens. Wie der Mensch selbst ein lebendiger Dreiklang eines göttlichen Hauches und natürlichen Bildes in lebendiger Seele ist: so vermag er auch Alles nur in diesem lebendigen Dreiklang zu fassen, zu bilden und auszuüben; und wenn Gott dem Menschen sich offenbaren will, so wird er sich ihm gleichfalls nur in diesem, von ihm, dem Schöpfer, selbst als unwandelbares Gesetz aufgeprägten Einklang des Lebens offenbaren können. Wie der Mensch das Natürliche menschlich fassen muß, so kann er auch das Uebernatürliche nur mit menschlichen Kräften und in menschlicher Weise ergreifen. Darum wird aber auch keine Religion die menschliche Natur vollkommen lösen und den Menschen vollkommen befriedigen können, als die christliche, deren höchstes und letztes Lebensprinzip der Einklang zweier Naturen in Einer Person ist. Die Vermittlung der Zeit und Ewigkeit ist allein in dieser Lebenseinheit möglich, und darum ist Christus allein der wahre Mittler der Menschheit. In ihm und durch ihn und mit ihm allein ist die vollkommene Erfüllung aller Gesetze des Lebens möglich. Die Idee der Wahrheit und Schönheit, der Gedanke und die Kunst, sie haben ihre Vollendung durch das im Christenthume geoffenbarte freie Gesetz des Lebens. In dem Gebote der in der sittlichen Kraft geeinigten Kräfte des Könnens und Erkennens, im Gebote der Liebe ist darum, als in dem einzigen rein christlichen Sittengesetze, auch diese lebendige Dreieinheit in vollkommen bestimmter Gliederung wieder ausgesprochen; und die

Liebe selber, als die höchste Vollendung der freien Kräfte des Menschen, wird von dem Erlöser der Menschheit in dreifacher Stufenfolge als Liebe des Herzens, der Seele und des Gemüthes bezeichnet. Ja, das höchste göttliche Leben selbst ist durch das Wort Gottes uns als ein wesentlich dreieiniges offenbar geworden.

Mit diesem Schlüssel, der die Pforten aller Geheimnisse erschließt, in der Hand, muß der Mensch alle Reiche der Natur, des Lebens und der Offenbarung durchwandern, und er wird eines überschwenglichen, unerschöpflichen Reichthums der Erkenntniß und des innern Schauens sich erfreuen können. Jede Zeit hat ihr eigenes Wort, mit dem sie die Geheimnisse des Lebens zu erforschen und zu enträthseln sucht, und je näher dieses Wort dieser, dem königlichen Priesterthume des Christenvolkes anvertrauten, Binde- und Lösegewalt des durch Christus geoffenbarten und uns verliehenen Schlüssels zu allen Geheimnissen des Lebens ist, um so reicher ist der Gewinn, um so größer die geistige Macht, welche die Menschheit dann besitzt. Ohne eine solche, in der Zeit fortwirkende, zeugende Idee bleibt dem Menschen das Leben wie die Offenbarung ein versiegelter Brief, der zwar an ihn adressirt ist, den er aber nicht zu erbrechen und zu entziffern, von dem er nicht einmal die Aufschrift zu lesen vermag. Sowie er aber eine solche in sich zeugungskräftige Idee gefunden, so öffnen sich die Pforten des verschlossenen Königspalastes der Erkenntniß, von

welchem aus der Mensch dem Leben gebietet. Was war die Pflanzenkunde, ehe Linné mit dem Schlüssel der organischen Zeugung die Classen der Pflanzenwelt aufgeschlossen, und welcher Reichthum der Erfahrung und Erkenntniß hat sich seitdem auf diesem Gebiete des Wissens angehäuft! Welch' eine überschwengliche Fülle von Gelehrsamkeit und Wissenschaft ist im Mittelalter zu ungeheuren Folianten angewachsen, indem der menschliche Geist mit den aristotelischen Categorien den Reichthum der Offenbarung und des Glaubens zu sondern, zu ordnen und forschend und denkend zu bestimmten Gestalten auszuprägen begann! Damals wurde jede Rede, jede Abhandlung und jedes Buch nach den Gesetzen aristotelischer Logik gegliedert und ausgearbeitet, und dieser sorgsame Fleiß, diese gewissenhafte Treue gegen eine regelmäßige und organische Form blieb dem thätigen Geiste nicht unbelohnt, sondern Einfälle, Erfindungen und Gedanken von zuvor nicht gekanntem Werthe der vielseitigsten Art wuchsen, wie die schönen Stämme einer fleißig gepflegten Baumschule, mit frischer, junger Kraft in's Leben hinein und brachten Jahrhunderten reiche Früchte. Jede Zeit aber muß so lange mit einer solchen lebenskräftigen Idee sich befassen, bis die ganze in derselben ruhende Zeugungskraft erschöpft, bis diese nach allen Seiten hin ausgebeutet und angewendet ist. Ist der Menschengeist an der leitenden Hand irgend einer solchen Idee durch alle Reiche des derselben zugänglichen Lebens hindurchgegangen: so verläßt ihn dieselbe, wie Virgil

den Dichter der göttlichen Comedie, um ihn einer anderen Führerin zu übergeben. Vergeblich ist das Festhaltenwollen an irgend einer solchen in allen Beziehungen ausgesogenen Lebenskraft; sie wird uns zu nichts mehr dienen, weil sie selber von der Vorsehung für eine andere Zeit bestimmt war, und weil nur der Unglaube und das Mißtrauen gegen diese Vorsehung und der störrische Eigenwille, der gegen diese lenkende Hand sich empört, uns bewegen kann, an dem Vergangenen festzuhalten, während das gegenwärtige Leben neue Kräfte und eine neue Lösung ihres Räthsels erwartet. Mag man immerhin die Königsmumie einer einst regierenden gewaltigen Idee einbalsamiren, und über ihrem Grabe Pyramiden errichten, ihr unzerstörbares Verdienst um die Menschheit der Nachwelt verkünden, mag man immerhin der längst Dahingeschiedenen noch königliche Ehrenbezeigungen erweisen, nur soll man nicht fordern, daß ihre erstorbene Hand noch jetzt den Szepter führe, daß ihr Mund noch jetzt Gesetze und Befehle gebe, daß ihr Schwert noch jetzt entscheide und urtheile. Umsonst ist eine solche abgöttische Verehrung; die Welt kann sich nicht mehr von längst zu Grabe gegangenen Ideen beherrschen lassen, weil es diesen selbst an lebendiger Herrscherkraft fehlt. Laß die Todten ihre Todten begraben, spricht der Heiland zu dem Apostelfürsten, du aber folge mir nach.

Wenn aber die Sonne irgend einer leuchtenden Idee über die Menschheit aufgegangen ist: so glänzt

die Zeit und die Erde in einem frischen jugendlichen Morgenschimmer. Die Gegenwart wird zum harmonischen Bande, das die Vergangenheit mit der Zukunft verbindet. Wo der Mensch irgend eine solche Idee findet, in der die Gegensätze des Lebens in harmonischen Akkorden sich ausgleichen, da wird ihm das Leben selbst sonniger erblühen. Wie ein frischer, erquickender Morgenhauch wird die Nähe des Unendlichen in den endlichen Formen der Zeiten ihn anwehen. Nun wird das Leben selbst erst Werth und Bedeutung für ihn haben, sowie es Gestalt und Sinn gewonnen hat. So wie die Gedanken gleich dem Schiff, worauf wir fuhren, in rascher Eile durch die durchsichtigen Wellen der in der Seele aufleuchtenden Lebensidee hinzogen, erschien die ganze reiche, schöne Gegend mir nur um so bedeutungsvoller und schöner, und grüßte mich mit dem Ausdrucke eines innern Verständnisses, einer geheimnißvollen und nun offenbar gewordenen, wie seit Jahrtausenden schon dieses Augenblickes harrenden, unauflöslichen Liebes-Verbindung.

Jedes einzelne Bild, das dem Blicke in diesem schönen Ganzen sich darbot, erhielt von dem Ganzen wieder Glanz und Bedeutung. Siehst du die beiden Schwäne dort, die brüderlich und stolz mit einander durch die Wellen ziehen und den schönen weißen Hals hoch und schön gebogen, stolz und prächtig emporheben? Näher und näher scheinen sie uns zu kommen, und sieh', es sind zwei Schiffe, die

mit gleichem Winde und schön gebogenen weiß-blendenden Segeln sich in der Ferne kaum über die Wellen zu erheben schienen, während sie in kurzer Frist ruhig und stolz an uns vorüberzogen wie leuchtende Gedanken, die zuerst in der Seele auftauchen, sichtbar zwar dem Geiste, aber immer noch unbestimmt in ihrer Gestalt und Bedeutung; allmählig aber steigen sie höher herauf, werden bestimmter in ihren Umrissen, werden zu klaren, wohlgefügten Begriffen, welche die Schätze der Erfahrung ruhig und sicher über die Tiefen der Seele und die Wogen des Lebens hintragen. Wie wir aber so standen und schauten, da hatte aus den Wassern des See's ein leichter Nebel sich erhoben, der allmählig am Ufer hin sich verdichtete und die schöne Landschaft stellenweise hinter seinem weißen wallenden Schleier verbarg, ohne sie jedoch ganz verhüllen zu können. So umwebte er sie nun wie ein flüchtiges Geheimniß, welches einer wundersamen Begebenheit, einer schönen Lebensentfaltung einen doppelten Zauber verleiht, indem es ihm den Reiz stiller Verborgenheit zuerst ertheilt, um es dann, wenn es ganz entfaltet ist, um so schöner erscheinen zu lassen, und um so vollendeter, weil wir nicht wissen, wie es gekommen, und in der vollen Enthüllung doch die schöne Wirklichkeit vor uns erblicken, und mit der untrüglichen Wahrheit zugleich ein geheimnißvolles Ahnen empfangen. So ist uns manche Blume gerade darum noch mehr lieb und werth, weil wir lange auf ihr Aufblühen geharrt, und endlich

in stiller Nacht geht der Engel des Herrn an ihr vorüber und haucht die träumerische Knospe an, und in diesem Hauche blüht sie auf, und wie der Tag erwacht, so grüßt sie ihn mit holdseligem Liebesgruß. Oft aber auch deckt der Nebel nicht bloß stellenweise eine Gegend, sondern verhüllt eine ganze weite Fläche in seine dichten Schleier. Längst ist der Morgen erwacht, längst ist der Tag auf die Bergesspitzen hinaufgestiegen und jauchzet von dort seinen Morgengruß auf die Erde nieder; die Menschen aber wandeln in fast noch dichterer Finsterniß, als die Nacht um sie herumgebreitet hatte, weil von den leuchtenden Strahlen des Tages all die der Erde entsteigenden Dünste ungeläuterter Lebenskräfte, von dem frischen Morgenlichte zurückgestoßen, nur um so dichter und fester auf die Erde sich legen, und den Menschen, die in diesem niedrigen Dunstkreise leben, den Anblick des heitern Tages verkümmern. In den dichten Nebel egoistischer Wünsche und Sorgen eingehüllt, vermögen die wenigsten Menschen in die heitere Ferne der Vergangenheit, in den schönen, durchsichtigen Spiegel der Zukunft zu schauen. Ja auch die Gegenwart und ihre reiche Entwicklung ist ihnen ein Räthsel, dessen Sinn sie sich nicht auszulegen wissen; von dessen Schönheit und Wahrheit sie weiter nichts begreifen, als was sie mit Händen greifen, was sie mit dem unersättlichen Hunger des Eigennutzes in ein zeitliches Haben und Genießen umwandeln können. Darum wird den meisten Menschen die Gegenwart unverständlich, weil sie sich nicht

über dieselbe erheben, weil ihnen die Vergangenheit und Zukunft in ihrer allgemeinen geistigen Wesenheit verschlossen bleibt. Der Mensch wird um so kurzsichtiger in seinen Absichten und Bestrebungen, je mehr er sich dem Drang des Augenblickes hingibt. Du mußt über der Menge stehen, wenn du das Treiben der Menge verstehen willst. Wer sich aber in der Menge verliert, der verliert damit auch die Herrschaft über sich und über die Zeit; sein Leben wird spurlos wie eine Welle verschwinden, ohne der Zukunft ein dauerndes Andenken seines Bestehens hinterlassen zu haben. Um eine rechte Ueberschau über das Leben zu gewinnen, muß der Mensch dasselbe von den Höhen des Gedankens herab oder so aus der Spiegelfläche der Seele hervor, aus der Verborgenheit eines vom Drange des Augenblickes entfernten Lebensgrundes, in welchem er frei steht von aller fremden, die Blicke mit allzu nahen Gestalten beschränkenden Umgebung, betrachten. Wie wir auf unserm Schiffe über die Weite des See's hinfuhren, nach allen Seiten frei um uns blicken und so die ganze, weite, schöne Landschaft in der ganzen Fülle ihres Reizes, im harmonischen Einklang ihrer mannigfaltigen Gestalten betrachten konnten, mußte ich unwillkürlich an die Erzählung des Evangeliums denken, in welcher gesagt wird, wie Christus in ein Schifflein stieg und den Eigenthümern befahl, ein wenig vom Lande abzustoßen, um von da aus zu dem Volke zu reden. Wahrlich, der Mensch muß mit dem Schifflein seines

Fühlens und Denkens etwas von dem Festland der eingebürgerten Gewohnheit des allzunahen, beschränkenden irdischen Lebens sich entfernen, wenn er eine freie Umsicht, eine richtige, allumfassende Anschauung des Lebens gewinnen will.

Nur ungern verließen wir darum, in Constanz angekommen, unser Schiff, und eine Wanderung in den Strassen der Stadt mochte uns um so weniger behagen, als diese engen Räume uns nicht nur jegliche Aussicht benahmen, sondern an der Stelle des großen Lebensbildes, das noch kurz zuvor vor unseren Blicken sich entrollt hatte, nur ein Bild des kleinlichen und beschränkten Sinnes des bürgerlichen und städtischen Verkehrs, und auch dieses nur in dem düstern Lichte einer von ihrer alten Bedeutung und Herrlichkeit herabgesunkenen Stadt darboten. Auch die Eigenthümlichkeit des städtischen Lebens erschien hier nicht in freudig aufblühender Jugendkraft, sondern wie ein altes, verblichenes Wandgemälde, das seinen Glanz und Werth längst schon verloren hat. Es ist als wenn die Stadt selbst keine Freude mehr an ihrem eigenen Leben hätte, und wie ein kränkelnder Alter nur so hüstelnd und fröstelnd fortlebte, weil sie eben doch auch nicht den Muth hatte, zu sterben, weil sie leben muß, ohne die Kraft, ein rechtes Leben der Thätigkeit zu führen, noch in sich zu haben. So schön und freundlich die Umgebung von Constanz, so jugendlich blühend das Land rings umher ist, so alt und abgelebt erscheint die Stadt. Möglich auch, daß wir, durch den Gegensatz dieser beschränkten Um-

schau mit der unmittelbar vorausgehenden unvergleichlich prachtvolleren Aussicht und Anschauung mißgestimmt, Alles im trübern Lichte sahen, als dieß in der Wirklichkeit wohl sein mag. Was wir übrigens sahen, war nicht geeignet, diese Stimmung zu verbessern.

Selbst der Dom erschien nur wie ein aus allen Zeiten zusammengetragenes Gerüste von Monumenten einer falsch verstandenen Vergangenheit; alle Baustyle hatten sich an ihm versucht, und keiner hatte etwas Ganzes, für sich Bestehendes zu Stande gebracht. Der byzantinische Grundbau aber, von dem das Kreuz des Schiffes und die stattlichen Säulen mit ihren Würfelknäufen noch Zeugniß geben, war durch die unzureichende Erneuerung der spätern Zeit zertrümmert, und die davon übrig gebliebenen Spuren dienten nur dazu, die später hinzugesetzten Zusätze planloser und das Ebenmaß des Ganzen störender erscheinen zu lassen. Die hohen Gewölbe des byzantinischen Kreuzes waren nach Oben hin mit Verzierungen und Stukaturen der spätern Renäsance überkleidet, mit Farben geschminkt, mit Gipsfiguren verschnörkelt, und hatten einem Hochaltar von ähnlicher Arbeit, von einer spätern Mode in die Kirche gesetzt, die an der Größe und einfachen Würde des einfachen Rundbogens keinen Gefallen mehr fand, offenbar ihr ganzes Entstehen zu verdanken. Der untere Theil der Kreuzbalken aber war durch gothische Schnitz- und Bildhauerarbeiten von dem Mittelschiff der Kirche, zu

dem er gehörte, abgeschnitten, und bot wieder in seiner eigenen Ausschmückung einige besonders reich angelegte gothische Architekturstücke zur Schau, die mit fast überschwänglicher Zierlichkeit begonnen und dann doch nicht vollendet worden waren und nun trübselig als verunglückte Versuche zweckloser Neuerungssucht dastehen, die, so wie sie da sind, das in der Kunst nach Vollendung sich sehnende Gefühl beleidigen, und die man sich doch auch wieder nicht vollendet denken kann, weil es unmöglich ist, sich für dieselben irgend einen mit dem Ganzen harmonirenden Zweck zu denken. So erweckt das Ganze des Chores einen unharmonischen, verworrenen Eindruck, der durch das gegenüberstehende, in der Zeit der Verkommenheit des gothischen Styls erbaute Klanghaus und das dazwischen liegende, für sich allein schöne, einfache, byzantinische Mittelschiff, das sich in solcher gezierter Gesellschaft unmöglich gefallen kann, nicht versöhnt wird. Dazu kommt noch, daß die Seitenschiffe selbst durch einzelne ausgebrochene Kapellen mannigfaltig verunstaltet und durch die in diesen Kapellen angebrachten, im buntesten Perückenstyle ausgearbeiteten Verzierungen und Altäre keineswegs mit dem Ganzen in Einklang gebracht werden. Von Außen aber ist das eine Seitenportal in jenem sonderbaren Uebergange vom Rundbogenstyl zur Renäsance, in welchem das sechzehnte Jahrhundert vorzüglich in Monumenten und einzelnen Zierrathen sich versucht hatte, in abermals ungehöriger Weise angefügt, während theilweise noch die byzantinischen Bogen

erscheinen und unmittelbar daneben wieder reiche gothische Ornamentik hervortritt. Letztere sollte in dem Portal und im Thurme offenbar auch hier zum Dienste jenes Hochmuthes verwendet werden, welcher in der spätern Zeit der gothischen Architektur sich bemächtigte und, der Prachtliebe und dem prahlerischen Hochmuth der einzelnen Städte dienend, manches Münster und vor Allem manchen Thurm erbaute, die, mit geringer Berücksichtigung schöner Verhältnisse und eines verständigen, bedeutungsvollen Grundplans bloß nach der äußeren Ausdehnung strebend, Zeugniß für den Reichthum und den Stolz ihrer Erbauer geben sollten. Dafür sind aber auch all diese Thürme, wie weiland der zu gleichem Zwecke erbaute babylonische, unvollendet geblieben, und geben jetzt Zeugniß für die Ursachen des Verfalls einer Zeit, die, so lange sie sich selbst getreu geblieben war, so herrliche Werke der Kunst und Wissenschaft hervorgebracht hat.

Auch dieser colossal angelegte Thurm des Domes von Constanz ist unvollendet geblieben und würde, wäre er vollendet worden, doch wieder nicht zu der Kirche gepaßt haben, für die er eigentlich erbaut worden war. Denkt man sich nun aber diese einzelnen Bestandtheile in ihrer verschiedenartigen Beschaffenheit so nah aneinander gerückt, welch' eine räthselhaft chaotische Gestalt muß nicht aus einer so verworrenen Zusammensetzung hervorgehen! Von Außen ein mächtiges gothisches Portal mit einem unvollendeten Thurme, auf einer Seite ein byzantinisches, auf der andern Seite

ein im stylo rustico erbautes; im Innern gothischer, byzantinischer, italienischer und französischer Geschmack im buntesten Durcheinander zusammengetragen. So gleicht das Ganze einer colossalen ägyptischen Sphinx mit Menschenangesicht, Adlerflügeln, mit dem Löwenkörper und manch anderer räthselhaften Zuthat von anderen Thiergestalten, die noch überdieß an diesem oder jenem wesentlichen Theil verstümmelt erscheint. Soviel ist übrigens klar, daß jedes Jahrhundert zu diesem Steinkoloß sein eigenes Monument hinzugefügt, weil es keinem gelungen war, aus sich selbst ein vollendetes Werk hervorzubringen.

Weniger verunstaltet als der Dom hat die nahegelegene Peterskirche noch viel mehr von dem Charakter des Basilikastyls bewahrt, in welchem sie offenbar zuerst war aufgeführt worden. Nur die Chorseite war durchgebrochen und im gothischen Style erhöht und verlängert. Diese Erhöhung trug sich zum Theil auch auf das sonst in alter Einfachheit wohlerhaltene Mittelschiff der Kirche über, so daß das Ganze den Grundzug der alten Einfachheit vorherrschend beibehalten hat, und darum weniger störend, wenn auch gerade nicht befriedigend und erfreulich, auf den Sinn des Beschauers wirkt. Die im Chore noch erhaltenen altdeutschen Gemälde geben gleichfalls Zeugniß dafür, daß sich der Sinn für den Werth der älteren Zeit doch noch einigermassen in diesen Mauern erhalten hatte. Die Gemälde selbst aber können sich gerade nicht einer besondern Meisterhand rühmen, und haben außer

ihrem Alter und ihrer schönen Färbung kein weiteres Verdienst, als daß sie von dem Charakter der oberdeutschen Schule, die von Basel den Rhein heraufgewandert war, überhaupt Zeugniß geben. Durch diese Achtung vor dem Einfachen und Alten einigermassen versöhnt, eilten wir nun in besserer Stimmung dem Hafen zu, waren aber übrigens ungemein froh, als wir uns wieder im freien Gewässer erblickten. Nun gefiel uns die Stadt erst. Die einzelnen Baumgruppen, die neben den Häusern am Ufer sich hinzogen, und die Thürme darüberhin vom ruhigen Wasser des See's nachgespiegelt, gaben miteinander ein friedliches, harmonisches Bild, welchem nun in ununterbrochener Reihenfolge, wie wir den Untersee hindurch und den Rhein hinabfuhren, eine unabsehbare Reihe anderer nicht minder freundlicher und lieblicher Bilder folgte, die im steten Wechsel an dem Auge vorübereilten, um all die Reize einer schönen Landschaft, die auf dem Wege von Lindau nach Constanz im Großen und Ganzen sich uns dargestellt hatten, nun auch in reizender Nähe vor uns zu enthüllen. Es war nicht mehr die große, gewaltige Poesie, die mit einem Zauberschlage uns eine ganze Unendlichkeit auf einmal enthüllt, sondern jene zierliche Beredsamkeit, die in einzelnen feinen Wendungen die Aufmerksamkeit immer wieder auf's Neue zu fesseln und ihr Ziel klug zu verhüllen weiß, um den Sinn nach ihren besonderen Zwecken zu lenken. Bald näher, bald ferner, aber immer schön und abwechselnd wich das Land

spielend und täuschend zurück, um sich dann wieder mit offenem Arme uns entgegen zu drängen. Noch eine Wendung, und unerwartet stand breit am Ufer hingestreckt Schaffhausen, das Ziel unserer Fahrt, vor uns.

Das Dampfschiff kommt auf seiner Fahrt von Lindau nach Rorschach und von da nach Constanz immer noch so zeitig nach Schaffhausen, daß man am selbigen Abend noch ganz bequem den Weg von der Stadt nach dem berühmten Wasserfall hin und her zu Fuß zurücklegen und sich noch eine geraume Zeit bei dem Rheinfall selbst verweilen kann. Es war darum auch unser Erstes, vom Dampfschiff in den nahegelegenen Gasthof zum Schiff zu eilen, dort das Reisegepäck zu versorgen und ohne weiteren Aufenthalt dem vielberühmten und vielbesprochenen Prachtexemplare berühmter Naturszenen zuzueilen. Der Rheinfall bei Schaffhausen hat sich durch Geographen und Reisebeschreiber zu einer Art von unvermeidlichem Schicksal gemacht, welches in jeder Reisetragödie, die ihre Szenerie in diese Gegend verlegt, einen nothwendigen Hauptheil der Entwicklung bildet. Den Rheinfall muß man gesehen haben, wenn man nicht der unausbleiblichen Verachtung aller in ausgezeichneten Naturschönheiten wohlbewanderten Geographen und Reisenden verfallen will. Durch diesen Ruf, der ihm vorausgeht, wird die Erwartung und die Einbildungskraft bis zum Abenteuerlichen und Ungeheuren aufgeregt, die der eigentlichen Empfindung für die

wahre Schönheit des Ganzen gerade den allergefährlichsten Eintrag thut. Als ich vor etwa zwölf Jahren zum ersten Mal auf dieses berühmte Schaustück romantischer Naturschönheit zuwanderte, welch' eine unruhige Erwartung und fast fieberhafte Aufregung der Einbildungskraft hatte sich nicht damals meiner bemächtigt! Schon in der Entfernung von einigen Stunden forderte ich meine Reisegefährten zum Stillschweigen auf, damit wir sein entferntes Rauschen vernehmen könnten. Jetzt aber, mit welch' einer ganz andern Empfindung eilte ich dießmal diesem merkwürdigen Naturschauspiel entgegen! Es war nicht mehr jene überspannte Erwartung; denn ich hatte mich an diesem Anblick nun schon öfter erfreuen können und wußte so ziemlich, was ich von der schönen Romantik desselben zu erwarten hatte. Es war eine ruhige, aber darum keineswegs gleichgiltige Freude, ja ich meine sogar eine tiefere und bleibendere an die Stelle der überreizten und gerade dadurch für die eigentliche Würdigung der wahren Schönheit weniger empfänglichen Erwartung getreten. Es ist eine nur allzu häufige Erfahrung, daß die Menschen nicht bloß in diesem, sondern in jedem ähnlichen Falle mit der Empfindung getäuschter Erwartung solche merkwürdige Naturszenen betrachten, eben weil ihre Einbildungskraft dem Gegenstand vorauseilt, und weil sie dann etwas Anderes finden, als was sie erwartet haben. Bis sie sich dann mit der Wirklichkeit versöhnen, haben sie einen schweren Kampf mit ihrer ungeduldigen Ein-

bildungskraft durchzukämpfen, um nur die Fähigkeit zu erlangen, den Gegenstand in all seiner eigenthümlichen Fülle und Schönheit auf sich wirken zu lassen. In diesem Kampfe erringen nicht Viele den Sieg, und die wenigsten Menschen vermögen es über sich, ihr Gefühl an der schönen Wirklichkeit zu erweitern und zu erbauen, statt eigenwillig und krittlich die Wirklichkeit durch ihre launige und eigensinnige Einbildung zurechtweisen und hofmeistern zu wollen. Wenn es aber auch gelingt, die eigensinnige Erwartung niederzuhalten, um sich an der schönen Wirklichkeit ungetrübt zu erfreuen, so ist doch der erste Eindruck ein durch unberechtigten Eigenwillen verpfuschter. Es bleibt in der Seele ein trüber Niederschlag dieses Kampfes zurück, der dem in ihr sich erzeugenden Lichtbilde in der Erinnerung schadet.

Ueberdieß sind die meisten Menschen leider gewohnt, statt dem Leben und der schönen Harmonie desselben mit der Wirklichkeit ihre Betrachtung zu weihen, sich von dem Sinne und der äußern Erscheinung beherrschen zu lassen, und darum Alles nach dem Maße von Ausdehnung, Aufwand und räumlicher Größe zu bemessen, wie die weiland geistlosen Erbauer des berühmten babylonischen Thurms. Wenn irgend ein Gegenstand nur recht groß und massenhaft und breit in die sinnliche Vorstellung fällt, so ist das für viele Menschen der Höhepunkt ihrer Einbildungskraft. So lange bei dem Menschen die Phantasie schlummert, die innerlich schaffend und bildend die unsichtbare Macht der Schön-

heit, die Macht des Geistes in der Erscheinung, die Herrlichkeit des Uebersinnlichen im Sinnlichen zu fassen vermag, wird der Mensch von der Wucht der Materie sich beherrschen lassen. Noch ungebildete, rohe, oder verbildete, dem Untergange entgegeneilende Völker werden darum an äußerem Pomp und sinnlicher Pracht, an räumlicher Massenhaftigkeit Gefallen finden. Darüber kann auch ein ungebildeter Mensch Auskunft geben, ob das, was er gesehen, groß, prächtig und ungeheuer war, aber nicht darüber, ob es schön ist oder nicht. Er wird, um die Schönheit eines Gebäudes zu beschreiben, auf seine Höhe und Ausdehnung sich berufen, auf den Marmor, das Gold und die Kostbarkeit des Stoffes; und wenn er dir den Werth eines Gemäldes recht anschaulich machen will, so nennt er dir eben die Summe, die es gekostet. Mit einem solchen rein sinnlichen und materiellen Maßstabe muß man aber weder an die Betrachtung der Werke der Kunst, noch der Schönheit der Natur sich begeben. Weil aber die meisten Menschen Alles, was sie sehen, mit diesem Maßstab zu messen gewohnt sind, darum bleibt das wahrhaft Schöne, das unsichtbare Geheimniß des Lebens den meisten verborgen. Was wird der Rheinfall dieser rein sinnlichen Betrachtungsweise Merkwürdiges darbieten? Man wird vielleicht zugeben, daß eine ziemlich große Wassermasse von einer gewissen Höhe herabstürzt; aber diese Höhe selbst, wie wenig entspricht sie der Einbildungskraft und Erwartung, die der Beschauer

sich davon macht! Darum ist es auch gewöhnlich das Erste, was man Angesichts des Rheinfalls von solch' einer geistreichen Umgebung hören kann: „Das also ist der Rheinfall? nein, das muß ich gestehen, den hab' ich mir viel höher gedacht, das sind ja höchstens 60—70 Fuß," und nun wird das Reisehandbuch nachgeschlagen, um genau die Zahl der Werkfuße zu wissen, und sofort beginnt dann eine Unterhaltung über die verschiedene Angabe der Höhe und die genaue Zahl des angegebenen Fußmaßes. Daß aber während dessen das Geheimniß der Schönheit und des Lebens in der unerschöpflichen Kraft schäumend und brausend an diesen blinden Naturbeobachtern vorüberzieht, das merken die nur in den Sinnen lebenden Seelen nicht. Wohl braust der stürzende Strom grollend und dumpf aus einer unermeßlichen Tiefe herauf, als wenn er alle körperlichen Massen in seiner gewaltigen Wucht verschlingen wollte, und selbst den Sinnen schwindelt es, in diese bodenlose, bis in ihren tiefsten Grund hinab und von da wieder zur schäumenden Höhe heraufströmende und tobende Gewalt des Elementes zu blicken, und dennoch wagt es der Mensch, Angesichts dieses furchtbaren Drohens des Elementes, die wahre Gewalt des Lebens, die im Geiste allein unerschöpflich quillt, zu verläugnen, um sich auf seine leiblichen Sinne und ihren hier gleichsam vernichteten Maßstab zu berufen. Wie im gewaltigen Schmerz zerrissen, und in den Abgrund eines unergründlichen

Verlangens hinabstürzend, zürnt der von seinen Banden entfesselte Strom auf, und während du sein unheimliches, wildes Brausen und Schäumen betrachtest, mag es dir zweifelhaft scheinen, ob in jenem dumpfen Brausen die Natur einen eigenen tiefen Schmerz beklagt, oder ob sie jammernd die Armuth der Menschen bedauert, die von keiner Gewalt, nicht einmal von dem Donner des in die Tiefe stürzenden Stromes aus ihrer bloß sinnlichen Lethargie und aus dem tiefen Schlafe geistiger Empfindungslosigkeit sich wecken lassen. Die Schönheit und Harmonie des Lebens, welche der Ausblick vom Bodensee auf die reiche Landschaft und die mächtigen Gebirge hinter ihr in ruhiger vollendeter Schönheit der Gestalt zur Schau getragen, war hier gleichsam in seinem geheimnißvollen Werden, in dem unerschöpflichen Drange ihres Entstehens sichtbar geworden. Zwischen den sichern, kräftig und bestimmt zu beiden Seiten sich erhebenden Ufern gießt der Strom ein unerschöpfliches Füllhorn des Werdens der Unendlichkeit noch ungestalteter Lebenskräfte hervor. So sind wohl im Anfang der werdenden Natur die Lichtwellen des schaffenden Wortes, unerschöpflich aus einer verborgenen Tiefe hervorquellend, im unnahbaren Glanze einer unendlichen Fülle immer neu der Ewigkeit entströmend, in die chaotische Nacht hereingedrungen, und dieser schwache Nachklang jenes ersten Werdens im stürzenden Strom ist dem kranken und schwachen Sinn des Menschen gegeben, um an ihm einer höheren, unerschöpflichen Lebenskraft sich zu erinnern.

Wie erst aus dem Chaos hervorgeschleuderte Trümmer stehen noch zwei mächtige Felsenzacken mitten im Strome, die dem unendlichen Gewoge, das zwischen ihnen sich hindurch wälzt, mit ihren scharf umrissenen Gestalten noch mehr das Ansehen eines uranfänglichen, erst in seinen Grundkräften sich gestaltenden Lebens geben, in dem die Elemente noch mit ungemessener Gewalt einander begegnen. Zu den Füßen des aus dem Strome hervorragenden Felsens hat dieser ein weites, tiefes Becken sich ausgehöhlt, als wollte er, dem Lichte zürnend, wieder die schäumende Lebenskraft in des Abgrundes tiefer Nacht begraben.

Was aber einmal mit solcher Kraft zum Leben geweckt ist, das wird gerade an dem tiefsten Gegensatz seiner selbst das rechte Maß und die rechte Bestimmung desselben finden und sich in dieser Tiefe auf seinen wahren Werth besinnen. Auch hier werden zwei in ihrer eigenen Natur verschiedene Gegensätze, wenn sie, von einer höheren Gewalt getragen, zur unauflöslichen Ehe miteinander verbunden sind, in dieser Versöhnung des Gegensatzes die rechte Einigung und Harmonie des Lebens finden. Nur wenn der gewaltsam fortstürmende, schäumende Geist in die dunkle Tiefe der Seele sich taucht, wenn diese, von der Gewalt des Geistes bis in's Innerste erschüttert, in den Wogen einer tiefen Empfindung aufrauscht, dann wird aus ihrer beiderseitigen Umarmung alle wahre und schöne Kraft des Lebens erzeugt. Wohl ist der Strom, wie er hier in unnahbarer Wucht der Wasser

über die Felsen hinabstürzt, um sich gleichsam für immer in der Tiefe zu begraben, und dann in allen Kräften erschüttert sich unruhig bewegt, nicht bloß ein Bild des uranfänglichen Werdens der Natur, sondern auch des Werdens alles geistigen Lebens in uns. Wenn die ersten Kräfte und Elemente alles Denkens und Empfindens bis in ihren tiefsten Grund erschüttert werden, dann taucht aus solchen bewegten Zeiten eine neue Lebensgestaltung auf. Wie die Wendekreise, in denen die Sonne und das Licht ihre Zeichen wechseln, die Land und Meer durchtobenden Stürme in ihrem Schooße hegen, so ist jeder Wendepunkt der Geschichte gleichsam immer von gewaltsamen, Alles erschütternden Stürmen begleitet. Aber auch im einzelnen Menschenleben kann nichts, was wahrhaft schön ist und groß, sich gestalten, wenn nicht die Seele des Menschen bis in ihren tiefsten Grund aufgeregt und erschüttert wird. Ein scheues und furchtsames Hüten der Menschenseele vor jeder tiefern und erschütternden Empfindung heißt die Seele nicht zur Tugend, sondern nur zur moralischen Ohnmacht erziehen. Zwar meint der Mensch, wenn ihn ein unvorhergesehenes tiefes Leid ergreift, wohl manchmal, er müsse in der tiefen Nacht der Verzweiflung vergehen. Aus einer ungeahnten tiefen Nacht drängen und stürmen finstere, schwarze Gedanken herauf, das ganze Leben ist wie aus seinen Fugen gerissen und wogt taumelnd und betäubt hin und wieder, und immer auf's Neue stürmt der Schmerz auf uns ein, und immer auf's Neue erzeugen sich in

der verborgenen Tiefe finstere Gedanken und Bilder. Alles Glauben und Hoffen scheint in dieser tiefen Nacht versinken zu wollen, die ganze Welt scheint zu wanken unter unsern Füßen, und alle Besinnung will uns verlassen. In diesen Augenblicken tiefer Erschütterung ist nichts ohnmächtiger als der leere Trost herkömmlicher Phrasen und gebräuchlicher Redensarten von Sollen und Müssen. Das Unerwartete muß zuerst in der Verborgenheit der Seele selbst den tiefen Grund sich graben, der es zu fassen vermag. Es bedarf zuerst des innern Trostes der Zeit und des Lebens selber, damit der Mensch an das Unerklärliche sich gewöhne und das Ungeheure und Unbegreifliche in der Tiefe der Empfindung mit der einfachen Beschränktheit des zeitlichen Lebens ausgleiche. Es mag nun Schmerz oder Freude sein, das Stürmen einer verborgenen geistigen Kraft, oder ein tieferschüttertes Gefühl in der dunklen Verborgenheit der Seele, Alles muß in sich selber sich beruhigen; keine innere Erschütterung des Lebens kann durch äußere Trostgründe geheilt werden. Die wahre Beruhigung aber liegt in der Harmonie der Gegensätze selbst. Je tiefer der Geist niederstürzt in die Nacht des in der Seele verborgenen Geheimnisses des Lebens von der Höhe einer gewohnten täuschenden Sicherheit ruhiger Kraft und ungetrübter Erkenntniß, um so weiter muß er den Umfang seiner Kräfte ausdehnen, um so gewaltiger und tiefer muß die Kraft der Seele sein, die ihn empfängt, damit beide Gewalten sich einander die Wage halten, damit

beide sich zur schönen Lebenseinheit verbinden können. So stürzt die Alles erschütternde Ganga, nach dem Ausdrucke des indischen Dichters, auf das mächtige Haupt des Himala nieder, als ob sie ihn mit einem Niedersturz zermalmen wollte. Darüber aber wird zorngemuthet der Dunkellockige und schlingt sie hinab in seiner Wälder und Abgründe furchtbare Nacht, und vergeblich stöhnt die gewaltige Himmelstochter und sucht stürmend den Ausgang aus diesen Tiefen, den sie nimmer zu erzwingen vermag, bis auf Befehl der Götter:

„Frei ließ Sivas die Ganga hinab sich ergießen in Vindus
See, und der Entlassenen Schooß aussendete sieben der Ströme.
Erst von dem Himmel zur Scheitel des Sankras, dann zu der Erde
Stürzte sie nieder, die lautaufstosende Fluthkatarakte.
Aber die himmlischen Weisen, Gandharven und Genien alle
Lockte das Schauspiel her aus ihren ätherischen Sitzen,
Dieß Weltwunder begierig zu schau'n, die Herabkunft Ganga's."

So begeben sich wohl auch in Wahrheit die Schutzgeister des Menschen zu ihm, so oft eine solche, sein ganzes Inneres erschütternde Bewegung, die gesegnete Fluth eines neuen Lebensstromes in ihm erzeugt. Das schönste Schauspiel für Engel und Menschen ist eine aus der dunklen Tiefe der Angst und der Sehnsucht, des Zweifels und der Verlassenheit zum Lichte freier, geistiger Kraft sich erhebende Seele.

Sowie dem strebsamen Geiste und der bewegenden

Thatkraft nicht ein tiefes Gemüth zur Seite steht, muß sein Vermögen in eitler Oberflächlichkeit zersplittern. Selbstgefälligkeit, Kleingeisterei und Eitelkeit wird an die Stelle der ächten Schönheit und Wahrheit des Lebens treten. Aber auch der tiefen Sehnsucht der Seele muß ein um so reicheres geistiges Leben entgegenkommen, je tiefer sie selbst ahnend in den Abgrund der Unendlichkeit hinunterschaut. Ohne eine große, angestrengte, geistige Thätigkeit, ohne gewaltige Erhebung des Gedankens und der Phantasie wird die Seele nur um so eher an ihrer Seligkeit verzweifeln, je mächtiger die Mahnung des Unendlichen in ihrem tiefsten Grunde sie erschüttert. Die Wasser des Lebens sind tief in diesen verschlossenen Gründen der Seele verborgen, und die Eimer der geistigen Untersuchung müssen unaufhörlich auf- und niedersteigen, wenn der Mensch den Schatz seiner eigenen Seele genießen will. Die Güter, welche eine ewige Liebe dort niedergelegt hat, sind der Schatz im Acker und die edle Perle, um die der Mensch Alles hingeben, für die er jede Kraft und jedes Glück des Lebens zum Opfer einsetzen muß, wenn er sie gewinnen will. Gewinnt er sie aber, macht er die in der Seele schlummernde Unendlichkeit und unsterbliche Liebe und Sehnsucht nach dem Ewigen zu seinem geistigen Eigenthum, dann ist er eines unerschöpflichen, reichen Lebens in sich selber gewiß. Wenn aber die Liebe des Geistes nicht hinabsteigt zu dem im Geheimen verborgenen Ahnen und Sehnen der Seele, dann

bleiben die Bronnen der Tiefe verschlossen. Die Schätze, die hier verborgen liegen, müssen erst durch Geisteskraft gehoben werden, oder sie versinken auf immer. Manche unsterbliche Lebenskraft stirbt in dem Menschen ab, weil sie nicht zum Bewußtsein gelangt, wie ein Saamenkorn, dessen verborgene Lebenskraft erstickt, wenn es nicht in den ernährenden Boden kommt.

Die Frage um die Unsterblichkeit der menschlichen Seele hat darum allerdings noch in der Tiefe verborgene Klippen, an denen schon manches Verstandesschifflein gescheitert ist und um so eher scheitern kann, je schwerer es beladen ist und je tiefer es im Wasser geht. So leichtes Gesindel von Fischerkähnen, das nur eine Spanne weit vom Lande sich entfernt und nie in die offene See hinaus sich wagen darf, ahnt freilich von dergleichen Fährlichkeiten nichts. Dafür ist ihnen aber auch nicht beschieden, Gold und Edelsteine und Ebenholz aus Ophyr und den unbekannten Ländern jenseits des Meeres, wie die Schiffe Salomons zum Bau des Tempels, herbeizuführen. Was die Seele des Menschen an unerschöpflichen Gütern eines unsterblichen Lebens besitzt, das besitzt sie nur der Anlage nach, und wenn der Geist es versäumt, dieses schlummernde Vermögen zu heben und anzuwenden, so hat der Mensch nicht als Eigenthum für die Ewigkeit, was er von der göttlichen Gnade als Lehen für die Zeit empfangen. „Sehet, meine Geliebte," ruft der Bräutigam des hohen

Liedes, „ist wie ein verschlossener Garten, wie ein versiegelter Bronnen," und so ist auch die Seele, diese unsterbliche Braut des liebenden Geistes, ein reicher Garten, eine unerschöpflich strömende Quelle, aber verschlossen und versiegelt so lange, bis der Geist, der liebende, kommt und mit dem Schlüssel des freien Bewußtseins die Pforten reicher Erkenntniß aufschließt, das Räthsel des Lebens entziffert und das Siegel des Geheimnisses zerbricht. Je ängstlicher darum die Seele, je verzweiflungsvoller sie aus der Tiefe empor- und den Geist um Erbarmen anruft, um so dringender ist der Geist zur äußersten Anstrengung aufgefordert, um so weniger wird die Seele befriedigt werden, wenn man ihr statt kräftiger Speise, den Hunger ihrer Sehnsucht zu stillen, die Knochen vergangener Jahrhunderte vorwirft, damit sie, vergeblich an ihnen nagend, sich gesättigt wähne. Wie der Mensch aus den Vorstellungen und Begriffen der Kinder- und Knabenzeit herauswächst, wie dem Jüngling nicht gedient und nicht geholfen ist mit den Spielen und Beschäftigungen der Kindheit, wie der Mann nicht zufrieden gestellt wird durch die Träume des Jünglings: so bauen sich auch die Jahrhunderte der Menschengeschlechter übereinander; und sowie eine neue Zeit in der Geschichte aus dem Grunde der Vergangenheit herausgewachsen ist, bedarf sie auch eine neue geistige Speise für das innere Sehnen und Verlangen der Seele. Was von dem Geheimniß des Lebens schon

offenbar geworden ist in der Fülle der Zeit, das bedarf keiner weitern Enthüllung mehr. Dennoch aber hat jede Zeit ihren eigenen Beruf, das Geheimniß des Lebens mit dem Schlüssel des Geistes aufzuschließen und wieder andere im Grunde der Seele verborgene Räthsel zu enthüllen, bis alle Kräfte der Menschennatur erschöpft sind, bis alle Zeiten abgelaufen, und die ganze Menschheit selbst ihre irdische Lebensaufgabe im Guten wie im Bösen erfüllt hat. Nur wenn Seele und Geist in ihrer Höhe und Tiefe sich einander in gleichmäßiger Kraft begegnen, da wird der Strom des Lebens sicher und mächtig einherfließen, und die sich einander widerstreitenden Kräfte werden sich in höherer Wahrheit der Erkenntniß, in vollendeterer Schönheit der Erfindung, in höherer Entschiedenheit und allseitigerer Macht des Willens begegnen. Eine Zeit, die von gewaltiger Aufregung durchgährt ist, ist darum noch keine verlorne Zeit, weil aus dem Kampfe der gährenden Elemente ein neues Leben sich gestalten kann; und eine Zeit, die in gleichmäßiger Ruhe dahinfließt, ist darum noch keine glückliche und gute, weil sie in dieser Ruhe versumpfen und verfaulen kann. Manchem Menschen ist ein heiteres Loos beschieden. Wie ein Bächlein, das durch grüne Auen fließt und in seinen klaren Gewässern die Gesträuche und Blumen des Ufers fröhlich abspiegelt, fließen die Tage mancher glücklichen Seele dahin. Mancher Mensch aber muß, wie ein von steilen Gebirgen herab-

stürzender Bergstrom, zuerst eine rauhe Felsenbahn, die ihn oft über steile Wände in unaufhaltsamem Sturze herabschleudert, durchwandern und in furchtbaren Kämpfen die eigene Kraft erproben, damit er als selbstständiger, freier Strom ungehemmt durch die Lande ziehen könne, während ihm von den Höhen seines Ursprungs herab neue, unversiegliche Wasser nachströmen und mit seinem mächtigen Laufe sich endlich mittelbar oder unmittelbar doch all die sanften Bächlein wieder vereinigen müssen.

Wohl lange noch wären wir so, sinnend und unsere Gedanken den fortströmenden Wellen des Rheins in die Ferne nachsendend, vor diesem immer wieder mit unerschöpflicher Fülle sich erneuenden Bilde der Unendlichkeit stehen geblieben, welches den Eindruck des Morgens am Abende in einem so schönen Gegensatze wiederholte, wenn nicht gerade dieser Abend, selbst scheidend, uns an die Nothwendigkeit des Scheidens von diesem wahrhaft schönen und unerschöpflich herrlichen und großen Schauspiel der Natur dringend gemahnt hätte. Was kümmerte den Postwagen die Schönheit der Natur und unsere, jedem Posttarif zuwidere, Empfindung dabei! Er gehorcht einem andern Gesetze, dem hinwieder auch wir gehorchen mußten, wollten wir uns seiner bedienen. Wenn der Mensch den Gesetzen des Lebens gehorcht, wird er sich ihrer zu höheren Zwecken bedienen und sie eben dadurch beherrschen können. Was wir an dem Rhein-

fall an wahrer Schönheit erkannt und geschaut, das mußte uns eben doch folgen, wohin wir immer auch ziehen mochten, eben darum, weil wir dem Gesetze der Schönheit und des Lebens in der Betrachtung desselben mehr als unserer eigenwilligen Laune zu folgen gesucht hatten.

Basel, den 29. August.

III. Tag.

Die Fahrt im Postwagen. Ankunft in Basel. Der Münster. Aussicht vom Münsterplatz. Die Gemäldegallerie. Martin Schön und die oberdeutsche Malerschule. Die Bilder Holbeins. Die rechte Art, Gemälde zu beurtheilen und sich ihrer mit Nutzen zu erfreuen. Der Leib, die Seele und der Geist der Kunst. Die Merkwürdigkeiten der Stadt. Der reisende Engländer.

Die Natur ist in ihrer Schönheit die ewig junge Braut des Geistes, die, wenn er liebend sich mit ihr vermählt, willig und gehorsam im ganzen Glanz ihrer Schönheit ihm folgt, überall hin, „wo er weilt und wo er ruht am Mittag, die ihn aufsucht hinter den Triften seiner Heerde und bei den Zelten der Hirten.“ Wer die unsichtbare Schönheit in der sichtbaren Gestalt gefunden, dem wird sie überall gegenwärtig sein, und

selbst „in seinen Träumen wird sein wachendes Herz ihrer gedenken.“ So dachten und hofften wir, als wir, vom Rheinfall Abschied nehmend, in den Postwagen stiegen; wir wickelten uns bequem und behaglich in die Mäntel, und hofften so von den schönen Erinnerungen des verflossenen Tages zu träumen. Dießmal aber hatten wir uns stattlich in unseren Hoffnungen verrechnet. Ein Postwagen hat auf wichtigere Dinge zu achten, als auf die Träume der Passagiere. Wohl mag es dem Rheine auch nicht sanft gebettet sein, wenn er durch die Schellinen herniederschäumt, oder sich zuletzt noch in Laufen über den rauhen Felsen hinabstürzt: aber er soll einmal kommen und eine Nacht hindurch in einem solchen Postwagen sich fahren lassen, ob er nicht augenblicks umkehrt und lieber seinen alten Weg über Stein- und Felsenwände hinab wandelt, wo er wenigstens seine Glieder nach Wohlgefallen dehnen und strecken und im freien Lauf und Sprung seiner eigenen Kraft froh werden kann. Ich gedenke wohl, die römischen Kaiser müssen von unseren Postwagen und ihrer vortrefflichen Struktur noch keine besondere Kunde gehabt haben, sonst würden sie nicht auf Marterwerkzeuge gesonnen haben; denn eine so einfache Maschine, die Menschen zu quälen, die dabei so ausreichend und allseitig den menschlichen Leib mit den verschiedenartigsten Torturen heimsucht, wird nicht leicht wieder erfunden. Wer nicht viel über vier Fuß Körperlänge sein eigen nennen kann, der mag vielleicht noch einigermassen sich zufrieden geben in dieser

Lage; aber wehe dem, der es bis zur gewöhnlichen Menschenlänge gebracht. Will er die Füße ausstrecken, das geht nicht; will er den Kopf gerade in die Höhe heben, das läßt sich wieder nicht ausführen; will er den Rücken an die Hinterwand des Wagens anlehnen, so muß er sich vorn überbeugen, ohne irgend eine Möglichkeit, diesen also übergebeugten Körper auf irgend eine Weise in seiner überhängenden Lage aufrecht zu erhalten. So sitzt er da wie ein lebendiges Fragezeichen, welches in gebrochener Schrift, in gemartertem Fraktur, hinter der in den trübseligen Mienen unauslöschlich eingeschriebenen Frage: wann wird der Morgen kommen, der mich aus diesem Höllenkasten erlöst? wie ein unglücklicher Leidtragender hinter der Bahre seiner Hoffnungen einherzieht. So saßen wir und seufzten dem Morgen entgegen, der uns nach Basel bringen sollte, und sehnten uns nach der Stunde der Erlösung aus dieser Folterkammer des Leibes fast noch mehr, als manche jugendliche Seele nach dem Austritt aus einem modernen Erziehungsinstitute sich sehnt, in welchem sie sich in eben so unnatürlicher, zwangvoller Lage so manches Jahr hatte müssen foltern lassen. So eine Erziehung, die für die Kräfte und Gliedmassen der menschlichen Seele in jeder Weise zu nieder, zu kurz und zu eng ist, die dem Menschen nicht gestattet, sich aufrecht hinzusetzen oder hinzustellen, und ihm doch auch keinen geistigen Halt verleiht, an dem er in der aufgenöthigten, überhängenden Demüthigung der Seele das aufwallende Herz vor

Erniedrigung schützen könnte. Ein solcher nicht nach den Bedürfnissen der Menschenseele, sondern nach alt- ererbten Vorurtheilen und hölzernen Regeln, die mit eiserner Pedanterie aufrecht gehalten werden, einge- richteter Erziehungskasten, der die jungen Seelen wie ein moralischer Postwagen der Bildung vorwärts füh- ren soll, drängt darum auch den verzogenen Seelen fast immer die Gestalt eines lebendigen Fragezeichens auf, mit welchem die Zukunft derselben immer die Frage wiederholt: ob die also gebildeten Geschöpfe noch eine menschliche Seele haben oder nicht? oder er zwingt die unnatürlich mißhandelten Seelen zu der versteckten, aber nie ruhenden Frage: Wann werde ich endlich ein- mal aus diesem unnatürlichen Zwange erlöst werden? Endlich und endlich kam der Morgen, mit dem die Fahrt zu Ende gehen sollte, und vor uns im leichten Morgennebel erschien auch Basel. Eine fruchtbare Ebene durchziehend, konnten wir wenigstens an der Gegend und ihren mannigfaltigen lieblichen Bildungen einiger- massen der lange erduldeten Qual vergessen, bis endlich auch die lange Rheinbrücke und die gepflasterten Strassen der Vorstadt hinter uns lagen, und wir wieder freien Gebrauch von unsern Armen und Füßen und den viel- gemarterten Gliedern des Leibes machen durften. Was wir aber durften, konnten wir eben noch nicht, so sehr waren alle Glieder erstarrt und in dieser unnatür- lichen Stellung beinahe ihrer eigenen Bewegung un- fähig geworden.

Sobald wir aber auf den freien Gebrauch unserer

Glieder uns wieder besonnen hatten, suchten wir sogleich den nächsten Weg zu dem großen ehrwürdigen Münster, das, auf einer Anhöhe unmittelbar an dem Rhein sich erhebend und die ganze Stadt überschauend, in ernster Majestät schon von Ferne einen großen und würdigen Eindruck macht. In seinen Haupttheilen in byzantinischer Kreuzesform aufgeführt, ist es, gleich dem Straßburger Münster, erst allmählig dem neuaufblühenden gothischen Style angenähert, der im Portal und in den Thürmen endlich die Herrschaft über den alten byzantinischen Rundbogen errungen. So gleicht das Ganze einer noch nicht vollends aufgeblühten Rose, bei welcher kaum die ersten Blätterspitzen aus der Knospe hervorgebrochen. Ganz anders wie im Dome zu Constanz, an dessen bunter, architektonischer Bekleidung alle Zeiten geflickt, haben hier die Erbauer zwei allmählig ineinander übergehende Entwicklungsstufen der Kunst miteinander zu versöhnen gewußt. Die Theile haben sich noch nicht gegen die Einheit des Ganzen empört, und das Ganze ist dem innern Gefüge und dem äußern Eindrucke nach ein Ganzes geblieben, in welchem dem einzelnen Gliede seine gehörige untergeordnete Stellung angewiesen und die Würde und Majestät der herrschenden Idee nicht durch die bevorzugte und unbefugte Erhebung des Einzelnen gekränkt ist. Das durch den Rundbogen bedingte Vorherrschen der einfachen Würde und Festigkeit des Ganzen gibt diesen mächtigen Säulen und Gewölben von Innen eine ernste, fast strenge und düstere Majestät, die allen Leichtsinn

aus dem Herzen scheucht und das Gemüth von selbst auf den tiefen Ernst und die reiche Symbolik des Opfers hinweist. Fürwahr, diese Gewölbe waren es nicht von jeher gewohnt, nichts weiter zu sehen, als die studirten Geberden irgend eines eifrigen Kanzelredners und den einfachen Gesang eines von aller tiefern Symbolik und höhern Mystik leer gewordenen Kultus. In diesen majestätischen Gewölben wiegten sich die Töne der Orgel auf duftenden Weihrauchwolken, und unter ihnen wohnte das Heiligthum einer den Menschen in Fleischesgestalt erschienenen Gottheit, vor der das Menschengeschlecht in tiefer Demuth auf den Knieen lag und in heiligem Entzücken die von dem unsichtbar sichtbaren Geheimniß trunkene Seele mit dem Dufte des Weihrauchs und den Tönen der Orgel zur Höhe eines seligen Schauens entschwebte. Darum steht auch der ernsten Höhe des Ganzen das von der spätern Zeit hineingetragene hölzerne Gerümpel von Betstühlen so schlecht zu Gesichte, wie eine Trödelbude, die zwischen den Marmorsäulen eines Königspalastes errichtet ist. Diese hölzerne Bequemlichkeit in diesen ehrwürdigen Säulenhallen sieht ohngefähr aus, wie wenn der allerneueste Ungeschmack oder ein kindisch plumper Scherz der Statue eines Phidias oder der Bildsäule eines Plato die Insignien unserer Studentenverbindungen zutheilen und ein Meisterstück der Plastik oder den Ernst platonischer Philosophie durch Pfeife und Band unserer Zeit accommodiren wollte. Auch von Außen behält das Münster

denselben würdevollen, ernsten Charakter, den es mit Ausnahme jener unglückseligen Erneuerung im Innern bewahrte. Dieser würdevolle Ernst wird überdieß noch durch den dunklen rothbraunen Stein, in dem das ganze Gebäude ausgeführt ist, erhöht, und wenn man so in den weitläufigen Kreuzgängen mit ihren dunklen Säulen und Gewölben auf den Gräbern vergangener Jahrhunderte hinwandelt, und durch eine Reihe von Monumenten, die auf dem Boden zerstreut und in das Gemäuer eingesenkt sind; so stimmt das Gemüth sich mehr und mehr zu einer tiefen Melancholie herab, und die Betrachtung der verschwundenen Größe und Würde der Vergangenheit wird allmählig zur traurigen Klage über die profane Gedankenlosigkeit der Gegenwart, die den einfachen Ernst und die ruhige Tiefe des Gemüthes, die starke und stille Größe der Vergangenheit nicht mehr begreifen will und höchstens noch ihre Formen in unverstandenen Nachbildern, aber nicht ihren Geist und ihre Kraft, festzuhalten sucht. Aber während du in düstern Gedanken über die Gräber der Vergangenheit wandelst, blickt dir selbst schon in diesen einfachen, ernsten Gewölben aus den schönen gothischen Fenstern eine neue Zeit entgegen, die, aus dem Boden der Vergangenheit in freier Entfaltung hervorgewachsen in leichter, lichter Kraft der Schönheit, die Würde und den alten Ernst nicht vergessen und doch aus ihm ein neues, freieres Leben gestaltet hat.

Die Um- und Neugestaltung des Lebens, wenn sie in frischer, wahrer Lebenskraft vollführt wird, ist

kein Verlust des alten, sondern nur eine Verjüngung desselben. Das Leben selber erhebt sich über die Asche der Vergangenheit wie ein Phönix auf den Flügeln der Kunst und der Wissenschaft zu einem neuen Fluge über die Berge und Ströme, über die Niederungen und Höhen der Zeiten. Warum solltest du dem jungen Leben zürnen? darum, daß es nicht mehr das alte ist? Zürnst du der Knospe, wenn sie aus dem Zweige allmählig ihre grünen Blätter treibt? oder kannst du über die Blume dich betrüben, weil sie ihre einfache erste Knospenhülle abgeschüttelt und in freier Entfaltung das einfache Wort der Hoffnung, das in der Knospe dir entgegengegrünt zum Liebesliede, das in der duftenden Krone zur lichten Farbenpracht sich aufgeschlossen, umgedichtet hat?

Das Alte bleibt nur, indem es ein Neues wird; aber auch das Neue kann nur werden, indem es stark aus einer großen Vergangenheit sich hervordrängt. Wie die lichten Fenster mit ihren schönen gothischen Verzierungen den Blick von den dunklen byzantinischen Gewölben hinaus in die freie Zukunft, in das ewig junge Leben lenken, traten wir, diesem Zuge folgend, hinaus auf den freien schönen Platz vor dem Münster, um mit dem Auge und Herzen zugleich diesen Ausblick in das weite freie Leben zu genießen. Eine weite, reiche, fruchtbare Landschaft lag zu unseren Füßen. Tausende von Menschen hatten von jeher an diesen Ufern gewohnt, und die Jahrhunderte waren mit dem Strome an ihnen vorübergezogen. Jede

Zeit hat ihre eigene Bildung, ihre eigene Aufgabe, ihre eigenen Kämpfe und Freuden und Leiden. Die Menschen aber gehorchten unbewußt dem Drange der ihnen angeborenen Natur, der durch den Wechsel der Zeiten in verschiedenen Formen und Gestalten erschien. Was aber auch der strömende Fluß der Zeiten den Menschen bringen mochte, immer war die Menschheit von einem unveränderlichen Naturgesetze beherrscht, dem Keiner sich entziehen mochte, und immer waren die Menschen durch dasselbe Gesetz gedrängt und aufgefordert, an ihm ihre persönliche Freiheit zu erproben und zu üben. Zwischen Freiheit und Nothwendigkeit bewegt sich das Menschenleben in der Zeit, und wie die Pflanze durch die organische Kraft, die in ihr wohnt, aus dem Boden sich erhebt und im eigenen freien Wachsthum sich entfaltet: so kann und soll der Einzelne auf dem Boden des allgemeinen Naturgesetzes seine freie Lebenskraft zur Blüthe und Frucht einer organischen Entwicklung sich gestalten lassen. Wie das Leben des Einzelnen, entfaltet sich aber auch das Leben der ganzen Menschheit. Alle Kräfte der menschlichen Natur müssen der persönlichen Freiheit zum Boden ihrer Entwicklung dienen, und indem nach und nach alle Kräfte der Natur von dem persönlichen Bewußtsein durchweht und in ihm dem Gesetze der Freiheit einverleibt werden, gewinnt die Geschichte der Menschheit ihre freie und regelmäßige Entfaltung und wächst sich zum lebendigen Organismus aus. Dieser organischen Entwicklung der Zeiten aber im Geiste

zuzusehen, das ist eine unendlich höhere und erhebendere Freude, als die Freude des Kindes an der Entfaltung einer Blume, als die Freude des Gärtners an dem Wachsthum eines geliebten Bäumchens, und doch ist auch diese Freude der Unschuld, in ihrer Reinheit genossen, eine so unaussprechlich schöne und beseligende, daß wohl auch die Engel des Himmels gerne an ihrer Lust theilnehmen, so daß wir unwillkürlich dem Worte des Dichters zustimmen, der uns versichert:

Engel, die Gott zugeseh'n,
Sonne, Mond und Sterne bauen,
Sprechen: Ach, es ist auch schön,
Mit dem Kind in's Nest zu schauen.

Wie aber die Zeiten wechselnd sich entfalten, so wandeln sie auch die Form der Welt in immer andere und neue Gestalten, und oft ist gerade an solchen Wendepunkten die Lösung des Räthsels der Zeiten selbst uns am nächsten, und jedenfalls wird nur dann, wenn wir die Geschichte der Menschheit nach solchen Wendepunkten der Entwicklung ihrer höchsten organischen Kräfte und nicht nach Jahrzahlen ordnen, ein tiefer, klarer Blick in die innern Werkstätten der Zeiten möglich. Wie wir aber hinuntersahen von der Höhe des Münsterplatzes auf den strömenden Rhein, wie er in seiner nun ruhig gewordenen Größe hinzog zwischen den städtereichen Ufern, wie er, der mächtige, ruhig lächelnd zwischen den Bogen der Brücke hindurchwandelte und, seiner eigenen Kraft gewiß, das Joch der Menschen und ihr geschäftiges Treiben sich gerne

gefallen ließ; so erschien er selbst uns als ein ganz anderer, als er Tags zuvor im tobenden Rheinsturz geschienen hatte; und dennoch war er in dieser ruhigen Milde der bewußten Manneskraft derselbe stolze Strom geblieben, der er im überwallenden, schäumenden Jugendmuthe gewesen. Sein Gang war ein anderer geworden, aber seine Kraft war die gleiche geblieben. Und wie wir so bewundernd ihm nachblickten, sahen wir hier abermals in seinem Laufe eine neue Richtung ihn wählen, und die alte Bahn nach Norden, die er zuerst bei seinem Ursprunge eingeschlagen, wieder verfolgen. So gleichsam wieder halb zu uns sich zurückwendend, schien er leuchtenden Blickes uns noch einmal fragen zu wollen: Bin ich nicht der alte geblieben, der ich von Anfang an gewesen? Und indem wir beschämt uns umwendeten und an den Thürmen des Münsters emporschauten, war es dieselbe Frage, die uns in anderer Gestalt hier wieder begegnete. Auch der Strom der Kunst hatte seinen Lauf geändert, und doch war auch er derselbe in seiner Kraft und Schönheit geblieben, auch wenn er seine erste einfache Gestalt mit einer reicheren, zierlicheren getauscht. Basel selbst schien uns in diesem Augenblick zum Zeugnisse dieses Uebergangs und Wendepunktes in der Geschichte hingestellt, in welchem das alte, strenge Feudalsystem in dem Reichthum der Städte zu einer neueren, volleren Lebensentfaltung aufgeblüht war.

Noch diesen Gedanken nachhängend, traten wir sofort in die städtische Gemäldegallerie, die zwar

nicht durch die Zahl, wohl aber durch die besondere historische Bedeutung der in ihr aufbewahrten Kunstwerke vor manchen anderen beachtenswerth ist. Gerade hier, wo der Strom sich wendet und die Baukunst einen neuen Aufschwung genommen, hat auch die Malerei eine Reihe von Werken entstehen lassen, die eine reiche neue Lebensentwicklung derselben durch das ganze südliche und westliche Deutschland hervorgerufen. Hier sind viele der schönsten Blüthen der oberdeutschen Malerei gesammelt, an denen wir den Gang ihrer Entwicklung und ihren Ursprung im reinen Spiegel ihrer schönsten Erzeugnisse erblicken. Mit den Werken des jüngern Holbein und seiner kunstreichen Ahnen sind zugleich manche von den im Mittelalter weit berühmten Martin Schön und seiner Schule zusammengestellt.

Mit Martin Schön aber hat die Blüthe der oberdeutschen Malerei ihren Anfang genommen. Er hat die Strenge der Van Eyk'schen Schule mit der Weichheit und Milde der Meister von Köln zu vereinen gewußt. Kräftig und milde zugleich sind seine Gestalten, so voller Anmuth und einfacher Würde, von so klarer, heller Farbenschönheit, daß sie wie ein hoher byzantinischer Dom durch sich selbst, ohne alle Verzierung, ohne allen Schmuck des Beiwerks, gefallen. Der Grundzug der durch Martin Schön gegründeten oberdeutschen Malerei liegt in der einfachen Macht des Lichtes und der Farbe, die mit den wenigsten Linien eine mächtige Wirkung hervorzubringen weiß,

und eben darum durch ihre Einfachheit wie durch die innere Wärme, mit welcher sie die dargestellten Gegenstände gleichsam von Innen heraus belebt und, ohne sie mit scharfen Umrissen gleichsam von Außen zu bestimmen, in dem Licht der eigenen Empfindung hinstellt, reizt und gefällt. Aber auch diese Richtung hat wieder ihre zweifache Seite. Wie die ältere Malerei, die von Van Eyk ihren Anfang genommen, einerseits dem Realismus des individuellen, im Einzelnen unerschöpflichen und bestimmten Lebens, andererseits aber dem Idealismus eines höheren, allgemein bedeutsamen, über die Wirklichkeit der äußern Erscheinung erhabenen Lebens sich zuwendete, und in der einen Form in kleineren, aber mehr gehäuften Gestalten die Mannigfaltigkeit des individuellen Lebens auszuprägen, in der andern Form aber in großartigen idealen Umrissen und Gestaltungen die höhere ideale Anschauung nachzubilden strebte; so trennte sich auch die oberdeutsche Schule wieder in zwei Richtungen.

Die Eine dieser Richtungen suchte das in der Farbe liegende höhere Lichtleben der Seele in der freien und edlen Schönheit der äußern Gestalt, in der Würde und Klarheit des Ausdrucks, in der Milde und einfachen Majestät großer und edler Züge. Diese Richtung wanderte von Colmar und Straßburg über Freiburg bis Ulm und Nördlingen, und die Gemälde des Freiburger Münsters von Hans Baldung Grün, und selbst noch die Bilder von Herlein in Roth und Nördlingen, mit ihren einfachen

Umrissen und ernsten Köpfen, die zuerst nur wenig ansprechen, bei längerer Beschauung aber immer lebendiger hervortreten und das wie in einer Knospe noch verschlossene Leben dem Beschauer offenbaren, geben Zeugniß von dem Geiste und dem ernsten großen Sinn der Meister dieser Schule. Am glänzendsten aber treten aus diesen Entwicklungen die Bildungen Zeitbloms in Ulm hervor, dessen Heiligengestalten mit hohem Ernst und edler Majestät zugleich eine so unaussprechliche Milde verbinden, daß Ehrfurcht und Vertrauen uns mit sanfter Gewalt an ihren Anblick fesseln und jeder Blick uns eine innere, immer schönere Klarheit eines reichen idealen Lebens eröffnet. Es ist Alles so groß und ernst, und doch wieder so weich und milde, daß aus diesem klaren Spiegel der Schönheit uns die Ahnung eines höheren Lebens im heitern, ungetrübten Glanze anschaut, in welchem alles Niedere abgestreift, alles Irdische überwunden und doch zugleich der Sonnenglanz eines dem irdischen Auge unaushaltbaren Himmelslichtes gesänftigt und gemildert erscheint.

Einen ganz andern Weg hat die zweite Richtung der oberdeutschen Schule eingeschlagen. Sie hat die Wärme des innern Lebens in der Darstellung des einzelnen und persönlichen Gefühles darzustellen versucht. Ihr Streben geht mehr auf das Einzelne und Reale, auf die Besonderheit und Eigenthümlichkeit des wirklichen Lebens, in welcher die persönliche Leidenschaft, die augenblickliche Aufregung des Gemüthes

die Formen so zu sagen von Innen heraus gestaltet und den Ausdruck und die Bewegung durch die Wärme des eigenen Gefühles belebt. Es ist mehr das Erdhafte in seiner unmittelbaren Naturkraft und seiner allseitigen realen Wahrheit, was uns hier begegnet. Darum sehen wir auch die Farbe tiefer und dunkler, die Gestalten kleiner, mannigfaltiger, derber und sogar gemeiner erscheinen; dafür aber erfreut uns an ihnen eine unerschöpfliche Beobachtungs- und Empfindungsgabe, die unverkennbare Treue und kräftige, sinnliche Wirklichkeit und der kernhafte Humor, der in kräftigen Schlaglichtern über die Gruppen sich vertheilt. Während die ideale Richtung der oberdeutschen Schule sanft und schwärmerisch wie der stille Mond durch die Nacht des Lebens an dem Firmament der Kunst hinwandelt, sehen wir hier, in der durch die Holbeins gegründeten Basler und Augsburger Schule auf allen Hügeln und Bergen phantastischer Erfindung die flackernden Johannisfeuer, um welche ein hell und grell erleuchtetes, überschwengliches Leben jauchzend sich bewegt und in kühnen Sprüngen, die erdhafte Schwere abschüttelnd, sich über die leuchtende Flamme der Phantasie hinwegschwingt.

Der eigentliche Reichthum der städtischen Bildersammlung von Basel besteht nun aber gerade in einer nicht unbedeutenden Zahl Holbein'scher Gemälde, an denen diese tiefe Glut der Farbe mit dem Streben, das mannigfaltige, reiche Leben der Wirklichkeit durch phantastische Erfindung wo möglich noch zu überbieten,

sich vereinigt. Selbst das Verzerrte und Triviale wird von dem auf die Wirklichkeit gerichteten Sinne des Künstlers nicht immer verschmäht. So ist ein letztes Abendmahl von dem ältern Holbein, in welchem in dem Gesichte des Judas beinahe die Grenzen der Häßlichkeit überschritten sind, während die übrigen Apostelköpfe kaum über die gemeine Wirklichkeit sich erheben, so lebendig, wahr und treu auch manche Einzelheit ansprechen mag, doch im Ganzen ein sehr sprechender Beweis, wie sehr diese Richtung ihre eigenthümliche Aufgabe verkennen mußte, wenn sie erhabene Gegenstände in größern Umrissen darstellen wollte. Am widerlichsten tritt uns dieser Realismus in einem Bilde des Leichnams Christi im Grabe entgegen, in welchem der Maler, wie sehr wahrscheinlich, einen gemeinen, im Rheine ertrunkenen Juden abgebildet haben soll. In solchen Bildern ist die reine gemeine Wirklichkeit nicht am Orte, in solchen konnte sich Holbeins Kunst in der That nicht im rechten Lichte zeigen; dagegen aber in kleineren leidenschaftlich bewegten Bildern, in Porträten von individueller Wahrheit war er groß. So sind die zahlreich hier aufgestellten Porträte fast alle von einer so unvergleichlichen Treue und Naturwahrheit, daß sie uns immer die ganze volle Eigenthümlichkeit der dargestellten Person mit so sprechender individueller Wahrheit vor Augen stellen, daß wir gleichsam immer versucht sind, mit den gemalten, gleichwie mit wirklichen Personen eine Unterredung zu beginnen und sie, die so treu und lebens-

kräftig in die Gegenwart hereinblicken, gleichsam zu fragen, wie ihnen denn die jetzigen Zeiten gefallen? Neben und vor diesen aber tritt die Passion Christi auf acht einzelnen Tafeln leuchtend hervor. In solchen Darstellungen war Holbein so recht auf seinem eigenen Gebiete des Lichtes, der Farbe, der leidenschaftlichen Bewegungen und des individuellsten, mannigfaltigsten Ausdruckes aufgeregter Empfindung. Auf diesem Gebiete war er unbeschränkter Herr und König, seiner Hand gehorchte die Zauberwelt der Farben, und diese tritt uns auch hier mit einer Kraft und mit einem Glanz entgegen, als ob der Maler einen neuen, uns bisher selber noch unbekannten Sinn, den Sinn der Farbe, in uns erschlossen hätte. Zugleich aber ist in diesen fast unzählbaren Figuren eine Mannigfaltigkeit, eine Wahrheit im Einzelnen und eine Sicherheit der Darstellung, die uns durch ihre bewegliche Kraft und ihren Reichthum zur Bewunderung hinreißt. Wie auch die Blicke von der einen Tafel zur andern wandern, finden sie immer wieder eine unerwartete neue Auffassung und Darstellung der einzelnen Gruppen und Personen, immer wieder andere scharf ausgeprägte Züge und Charaktere. Ein unübersehbarer Schauplatz eines reichen, unerschöpflichen Lebens breitet sich aus, wie ein unerschöpflicher Quell sprudelt die Erfindung hervor. Kaum hast du geahnt, daß das Leben so mannigfaltig, so reich, so vielgestaltig ist. An hundert Szenen, an tausend Köpfen dieser Art bist du vorübergegangen und hast sie kaum beachtet. Der Künstler

aber hat jeden scharf angesehen, jedem seine charakteristische Eigenthümlichkeit abgelauscht und sie mit dem Gepräge der Originalität, mit dem Lichte der Kunst beleuchtet, um den Geist zu ewig neuen Vergleichen zu reizen, um ihm die verborgenen Reiche des Lebens, wenn nicht in Worten, doch in um so sprechenderen Gestalten zu offenbaren. Wie aber das Auge, von dem Reichthum der einzelnen Erfindungen angelockt, von einem Bild zum andern eilt, kehrt es vergleichend wieder zu den erst gesehenen zurück und findet sie gleichsam durch einen unsichtbaren Zauber umgestaltet, findet wieder andere zuvor unbemerkte Schätze der Erfindung, wieder andere und neue Beziehungen, so daß die Bilder gleichsam unter deinen Augen zu wachsen und mannigfaltiger zu werden scheinen. Zuletzt muß man sich fast gewaltsam von ihnen losreißen, weil sie mit dem unerschöpflichen Zauber ihrer Farbenzungen immer auf's Neue dich anlocken und ihre reizenden Märchen dir erzählen.

Willst du aber ihre Märchen verstehen, so mußt du nicht mit beschränktem Sinn und eigenwilligem Herzen zu ihnen kommen und schon zum voraus den beschränkten Maßstab eines selbstgefälligen Wohlgefallens mitbringen. Durch solche selbstgefällige Eitelkeit verkümmern sich die Meisten ebenso sehr den frischen, freudigen Genuß der lebendigen Schönheit, wie sie die Erkenntniß und den Reichthum lebendiger Wahrheit sich verschließen. Die Kunst wie die Natur wird nur verstanden und empfunden von einem unbefangenen

kindlichen Sinne, der nicht naseweis und altklug, statt lernen und empfinden zu wollen, sich selbst gefallen und nach seiner beschränkten Eitelkeit das Leben außer ihm zum verschnittenen Höfling des geistigen Harems seiner Selbstgefälligkeit machen möchte. Diese Weichlichkeit, die vor der Kraft und Wahrheit des Lebens zurückbebt, entnervt den Geist und macht den Menschen unfähig, in der Wahrheit wie in der Schönheit des Lebens und der Kunst den Abglanz und Spiegel höherer Gewalten zu erblicken. Der Eitle schaut nicht in den Spiegel des Lebens, um die Wahrheit in ihm zu erblicken, sondern nur sein eigenes geschminktes Gesicht will er in Allem wieder finden. Dieser Kopf gefällt mir, jener nicht; diese Züge sind mir widerwärtig, weil sie mich an einen Menschen erinnerten, den ich nie habe leiden mögen; diesen Charakter habe ich mir anders gedacht; diese Auffassung spricht mich gar nicht an, und jene noch weniger; in diesem Bilde kann ich durchaus nichts entdecken, was mir gefallen könnte. So immer von dem eigenen Wohlgefallen ausgehend, die eigene Unwissenheit und Beschränktheit zum Maßstab dessen machend, was da ist, gehen die Menschen in der Regel mit kaltem Herzen, mit dem Eisesblick starrer, gefühlloser Eitelkeit durch die Schöpfungen der Kunst. Die Blüthen der Phantasie aber schließen sich, wie zarte Blumen vor dem Winterfroste, vor solchen winterlichen Seelen zu. Die Frühlingsblüthen der Kunst verbergen sich in ihr unsichtbares Feenreich, und wo das begeisterte Auge den Tanz der Geister

und der Elfen geschaut, da erblickt dein abgestorbener Sinn nichts als eine kalte, starre, winterliche Haide.

Willst du aber die Werke der Kunst in rechter, verständiger Weise betrachten, so mußt du um die Eigenthümlichkeit des Einzelnen, um seine besondere, in ihm selber ruhende Schönheit dich erkundigen, mußt aus der Betrachtung und dem Verständniß des Stoffes die Kenntniß der Bedeutung der einzelnen Werke und Erfindungen des Menschengeistes, mit denen er die Schwerfälligkeit und den Eigensinn des Stoffes überwunden und sich dienstbar gemacht, womit er die Last der Materie zur Kraft des Lebens umgestaltet, zu schöpfen wissen. Dann, wenn die Bronnen der Tiefe sich erschlossen, die im innern Verständnisse der Aufgabe der Kunst und der Gesetze des ihr dienenden Stoffes ruhen, wirst du die Quellen der Schönheit zu Tage brechen sehen, wirst an unzähligen Stellen Erquickung dem Geiste gewinnen, an denen du außerdem mit trockenem Sinn und verschmachtender Seele vorübergegangen wärest. Nur wo sich gar nichts Eigenthümliches und Neues, gar keine originelle Lebenskraft offenbart, da ist die Wahrheit und die Schönheit der Kunst entwichen. Die bloße Nachahmung und Wiederholung, die eitle Geziertheit allein ist unschön, auch wenn sie dir noch so wohl gefällt. Dadurch wird ein Werk der Kunst nicht schöner, daß es Dem oder Jenem zufällig gefällt, sondern nur deine Seele wird um so unschöner, je weniger sie das wahrhaft Schöne zu würdigen und zu verstehen vermag.

Wenn du nun in dem großen Rubenssaale der Gemäldegallerie in München vor seinem großen Bilde der Auferstehung der Todten stehst, zu was wird es dienen, wenn du die ganze Anordnung zu plump, zu massenhaft und fleischig in allen einzelnen Theilen findest, wenn du die Fleischcolosse der zur Seligkeit des Himmels emporgetragenen Leiber und die Gräßlichkeit und Verzerrtheit der Dämonengestalten und der Verdammten kopfschüttelnd mißbilligst, und zu dir selber sprichst: So denk ich mir wahrhaftig den Himmel, die Auferstehung und das Gericht mit nichten, das ist eine Apotheose des Fleisches und nicht eine Verklärung des Geistes. Wahrlich, kein Mensch soll mich je überreden, daß der Tag des letzten Gerichtes in solcher Gestalt erscheinen werde. Dieß zu glauben und zu denken ist mir rein unmöglich —? Auch mir, mein Lieber, ist dieß unmöglich; aber soll ich darum die unerreichbare Kraft der Farbe und des Helldunkels, die mächtige Wirkung von Licht und Schatten, den Gegensatz der kernhaften Wirklichkeit im Vordergrunde mit dem in Licht und Duft verschwindenden Hintergrund des himmlischen Lebens in der Höhe des Bildes übersehen, weil meine Anschauung von dem Gegenstand selbst eine andere ist? Wie, ist nicht dieses Fleisch selbst wieder, dessen Massenhaftigkeit dir so zuwider ist, so durchsichtig, so ganz und gar von einem hellen, übernatürlichen Lichtglanz durchdrungen, als ob es aufgehört hätte, schweres körperliches Fleisch zu sein? Wie wenn du deine Hand vor

die Flamme des Lichtes hältst und sie gleichsam durchsichtig und verklärt erblickst, so sind hier die Leiber selber wie vom Lichte durchhaucht und umgewandelt. Was sonst als tiefer dunkler Schatten erscheint, das ist klar und durchsichtig und wie selbst leuchtend geworden, und doch tritt jedes Glied wieder so voll und so rund hervor, daß es dir rein unmöglich scheint, da, wo jeder Schatten Licht geworden, dennoch wieder eine den tiefsten Schatten bedingende Rundung und Fülle der Gestalt zu erblicken. Was der Farbe und der menschlichen Hand unerreichbar scheint, das tritt hier in lebendigen Formen vor die erstaunten Blicke. Keiner hat es darum in dieser unbeschränkten Gewalt des die Gegenstände gleichsam von allen Seiten umströmenden Lichtes dem Rubens zuvor oder auch nur von Ferne nachgethan. Du stehst vor seinem Bilde und fragst vergeblich, durch welche Zauberkraft er dieß bewirkt. Das Unerreichbare ist geworden und steht vor dir, und du mußt es bewundern, und gerade darum bewundern, weil du nicht weißt, wie es geworden. Es freut der freie Geist sich unmittelbar an dieser Menschenkraft, über den sonst so ungehorsamen und ungefügen Stoff. Wie reich macht dich die Bewunderung dieser Macht! Es ist der Ring Salomons an dem Zeigefinger der Betrachtung, mit dem du die Pforten zu den verborgenen Schätzen des Reichthums und der Wunder einer geheimnißvollen Welt dir eröffnest. Der Zauberpalast dieser geheimnißvollen Wunderkräfte, in denen die Kunst innerlich wirkt und

schafft, ist in dem unzugänglichen Felsen des äußeren Stoffes verschlossen. Nur die Kunst beherrscht den Eigensinn der Materie; und willst du ihre Macht und Schönheit begreifen, so mußt du sie in dem Kampfe mit dem Stoffe belauschen, den sie beherrscht. Eine reiche Quelle verborgener Kräfte wird dir auf diesem Wege entgegenströmen. Ueberall anders wird der Geist in diesem Kampfe sich offenbaren, und diese Offenbarung in ihren einzelnen Erscheinungen bewundern zu können, gibt unerschöpflich reichen Genuß. Willst du darum mit Nutzen die Kunst betrachten, so forsche zuerst nach der Eigenthümlichkeit ihrer einzelnen Bildungen, nach der individuellen Lebenskraft, die sich da und dort geoffenbart.

Hast du hier deinen Sinn geübt und die Erfahrung bereichert, an der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit der einzelnen Bildungen dich erfreut, dann wird sich in der Tiefe des Geistes von selbst wieder eine neue Quelle reicher tieferer Erkenntniß erschließen. Diese mannigfaltigen Gestaltungen miteinander vergleichend, wirst du allmählig erkennen, wie sie alle miteinander zu einem schönen Reigentanze sich vereinen, wie keine von diesen Bildungen für sich allein und abgerissen von den andern an das Licht getreten, wie sie alle miteinander zu einem großen Bilde der Zeiten sich verweben. Dieses innere Wachsen, diesen freien geistigen Organismus des Werdens zu beobachten, wie er nach und nach in allen einzelnen Gliederungen harmonisch sich vollführt, das verleiht

dem sinnenden Geiste erst den rechten Seherblick in die Tiefe des Lebens. Von der wahren Schönheit soll Niemand reden, außer wem von dieser organischen Entfaltung ihrer in der Erscheinung sich offenbarenden Macht Kunde gewonnen. Was ist die Schönheit, wenn nicht die Harmonie des geistigen Lebens mit der Erscheinung? Wer aber diese in der Erscheinung sich offenbarende organische Lebenskraft des Schaffens der Phantasie im äußern Stoff nicht fassen kann und will, wie kann der bemessen, ob die Erscheinung mit ihrem innern Lebensdrange harmonirt, ob sie schön ist oder nicht? Wem aber einmal der Blick in jenen innern Zusammenhang des Lebens aufgeschlossen wurde, den zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt zum Anschauen des ewigen Gesetzes der Schönheit, und in ihm wird sich seinem Blicke auch wieder die Bedeutung des Einzelnen erschließen, die der Künstler, vom innern Drange geleitet, selbst nicht in ihrer ganzen Tiefe verstanden. Die tiefen Ahnungen der in der Kunst nach einem Ebenbilde von sich ringenden Seele enthüllen sich dem Geiste, indem sie in den Leib der Kunst sich kleiden. Du wirst eines wahren Kunstwerks rechte Bedeutung nur um so mehr verstehen, je tiefer das Geheimniß des Lebens in dir und je weiter und reicher es sich in der Zeit und Geschichte außer dir geoffenbart. In dieser dreifachen Lebenskraft muß jedes Kunstwerk verstanden werden, wenn die in ihm verborgene Schönheit dir klar werden soll, und ist es eine eigene, nicht Jedem verliehene Kunst, Werke dieser Art hervorzu-

bringen, so ist es auch eine eigene, nur von Wenigen begriffene Kunst, die Symbolik derselben zu entziffern.

In der Kunst sucht der Mensch sein eigen Bild und Gleichniß in der ihn umgebenden Welt der Erscheinung, den äußern Stoff nach seinem innern Selbst umwandelnd, nachzubilden, und wie der Mensch, der bildende, so hat auch sein von ihm dem Stoffe eingezeugtes Ebenbild eine dreifache Natur an sich und ist aus Leib und Geist und Seele zusammengefügt. Die Begeisterung des freien geistigen Lebensodems muß in dem äußern Stoffe leibhaft werden, und in diesem Werden müssen beide zu einer lebendigen Seele sich einigen. Der Gehorsam, den der Stoff dem bildenden Geiste leistet, ist das erste Kennzeichen, in dem er seine höhere Gewalt offenbart. So lang es ihm nicht gelingt, den Stoff zu zwingen und ihn in seinen eigenen nothwendigen Gesetzen zu beherrschen, ist sein eigenes Walten nur ein schwacher Schatten, ein in nächtlichen Träumen umgehendes Gespenst von ihm selber. Wie aber der Geist die Regeln und Gesetze des Stoffes ergriffen und diese nach seinem Wohlgefallen umgewandelt, so ist sein eigenes Leben leibhaft geworden in einem andern überwundenen Gesetze, und der Leib ist lebendig im Geiste, hat nicht bloß eine Regel und ein nothwendiges Gesetz, sondern hat Sinn und Bedeutung; er hat aufgehört, bloße Last des Geistes zu sein; ist Organ des Lebens, Hülle der freien Kraft geworden, die wieder in ihm ihrer eigenen Gewalt erst inne geworden, in ihm sich selber aus-

gelegt und erklärt, in dem äußern Halt ihren eigenen Inhalt gefunden. So lebt Eines in dem Andern, und in diesem gegenseitigen Ineinanderleben sind beide ein einziges, in der Wechselwirkung entsprechender Potenzen bis zur vollen gegenseitigen Durchdringung sich immer mehr und mehr entfaltendes Leben. Willst du darum ein Kunstwerk in seiner rechten Bedeutung ergreifen, so mußt du es in seiner dreifachen Natur, in seiner leiblichen, seiner geistigen und seelischen Lebenskraft erkennen. Wenn du zuerst die offenbare Leibhaftigkeit des schaffenden Geistes im Stoffe erkannt und in dem einzelnen Kunstwerk die individuelle, ihm allein eigene und originelle Gestalt herausgefunden, dann wirst du auch diese Gestalten mit dem allgemeinen Verhältnisse des Stoffes, in welchem das einzelne Kunstwerk gebildet ist, zu dem menschlichen Geiste erkennen können. Jede Kunst aber hat ihr eigenes Gesetz, die Farbe, den Ton, den Laut, oder irgend ein anderes Gesetz der natürlichen Erscheinung des Lebens, das der Geist nicht umzustoßen und aufzuheben vermag, sondern erfüllen muß, um sich desselben zur Offenbarung seines eigenen Lebens zu bedienen. Der Geist aber bildet und schafft so lange, bis er alle in diesem Gesetze ruhenden Möglichkeiten erschöpft, dem dienenden Stoffe alle Geheimnisse abgerungen und ihn ganz in sein eigenes Leben aufgenommen hat. Eine Kraft nach der andern muß er darum dem trägen Stoffe abgewinnen, von Innen heraus ein Glied nach dem andern aus den

noch ungebildeten Kräften herausfinden und bilden, bis der ganze Leib vollendet ist. Diese allmählige Entfaltung aber, dieses geheimnißvolle Werden und Wachsen anzuschauen, einen Blick in die verborgene Werkstätte der Kunst selber zu werfen, das ist wie ein Schauen in eine reiche verborgene Wunderwelt, wie ein Hervortreten aus einer unterirdischen, von düsterm Lampenschein schwach erleuchteten Höhle in den vollen Glanz des heitern Tages.

Sowie aber die individuelle, leibhafte Kraft des einzelnen Kunstwerkes und die Beziehung desselben zu den allgemein geheimnißvollen in ihr schaffenden Lebenskräften dir klar geworden, so wirst du auch die höhere, einheitlich geistige Bedeutung desselben zu fassen vermögen und von ihm zu neuer, aus dem wirklichen Kunstwerke dir erst offenbar gewordener Erkenntniß, zu höherer Einsicht in das Wesen der Körper- und Geisterwelt eingeführt werden. Alle wahre reiche Erkenntniß aber muß auf diesem Wege erworben werden. Wie ein Saamenkörnlein von winziger Größe muß die Wahrheit in die Menschenseele eintreten, um zum mächtigen Baume heranzuwachsen. Du mußt das Unscheinbare nicht klein achten, sondern gerade von ihm beginnen, von ihm dich belehren lassen, und nicht im Voraus dich weise dünken. So wenig in Oel zerriebenen Carmins, so unbedeutender farbiger Staub, nach dir unbekannten Gesetzen gemischt und auf unbedeutendem Stücklein Holz oder Leinwand aufgetragen, kann dir Geheimnisse und Wahrheiten offenbaren,

an die du zuvor auch nicht von Ferne gedacht, die dem selbstgefälligen Eigendünkel auf ewig verborgen bleiben. Wer nicht von dem Kleinsten beginnt, der wird es nie bis zur Anschauung der höchsten Geheimnisse des Lebens bringen. Auf der Leiter des organischen Zusammenhanges des Niedersten und Höchsten sieht der Mensch allein die Boten Gottes auf und nieder steigen. Und wie es dem Schöpfer gefallen, ihm, dem Unendlichen, dessen Größe und Herrlichkeit allen Geistern ewig unausdenkbar bleibt, auch noch die Blumen des Feldes, die heute sind, morgen in den Ofen geworfen werden, mit derselben Sorgfalt und Herrlichkeit zu bilden, und bis in's Kleinste, in ewiger Weisheit spielend, Alles wie mit emsiger Genauigkeit auszubilden; wie ihm, dem Unendlichen, nichts zu klein gewesen, an das er nicht gedacht, das er übersehen oder verschmäht; wie das ewige Wort in Knechtsgestalt sogar den Menschen die Geheimnisse ewiger Liebe geoffenbart: so offenbart sich auch der Geist nur dem demüthigen Geiste, der es nicht verschmäht, auch im Kleinsten das Flüstern der höhern Weisheit zu vernehmen und auf den durch den Vater und den Sohn geoffenbarten Stufen des Lebens zur höhern Erkenntniß empor zu steigen. Jeden Stein aber, auf welchem das Haupt des Menschen, wie Jakobs Haupt, geruht auf seiner irdischen Pilgerfahrt und auf dem ihm die Vision solcher überall von der Erde zum Himmel steigenden unsichtbaren Himmelsleitern geworden, wird der Mensch mit dem Oele der Dankbarkeit salben;

denn in seinem Innern wird sich die Stimme des das Leben verklärenden und heiligenden Geistes vernehmen lassen: „Siehe, dieser Ort ist heilig!" Dankbar werd' ich darum stets deiner mich erinnern, gute Stadt Basel, in der mir so manches Schöne zu schauen, so mancher Blick in die Geheimnisse des Lebens gegönnt war, und solltest du auch, wie der Stein, auf dem Jakobs Haupt gelegen, nur wenig oder nichts von den Schätzen wissen, die in dir dem vorüberziehenden Wanderer sich darbieten.

Recht gut erinnere ich mich noch, wie ich von den Bildern Holbeins hinweg, zuerst noch einmal zum ernsten Dom und zur fröhlichen Aussicht der vor ihm über den Rhein sich erhebenden Esplanade, und dann zu deinen Strassen und Marktplätzen, zu all deinen gerühmten Merkwürdigkeiten unermüdet herumgewandert bin; allein du mußt es eben auch nicht gar zu ungnädig aufnehmen, daß mir deine übrigen Merkwürdigkeiten und Seltenheiten, welche mein ausführlicher Führer durch Basel mir mit patriotischer Begeisterung anpries, keine besondere Bewunderung abnöthigen konnten. Das rein Provinziale, das Kleinstädtische der besondern Stadtmerkwürdigkeiten bleibt für den Fremden immer in dem Grade ununterrichtend, als er, mit der Spezialgeschichte unbekannt, nicht im Stande ist, ihren allgemeinen Zusammenhang mit der Menschengeschichte und der freien Entwicklung des menschlichen Geistes einzusehen. Solche einzelne, von dem Felsen der Geschichte herabgefallene und zerbröckelte

Stadtmerkwürdigkeiten zerfallen nach und nach in kleinlichen Flugsand, der höchstens dazu dient, ihn auf die Buchstaben der Geschichte zu streuen, wenn die Blätter der Jahrhunderte umgeschlagen werden, oder die Sanduhren damit zu füllen, nach welchen gedankenlose Reisende die Zeit bemessen, welche sie zum Besichtigen einer Stadt bedürfen, um nach der Hand mit emphatischer Flachheit von ihr sagen zu können: „Wir haben Alles gesehen.“ Dieses Alles bedeutet in der Regel gerade soviel als Nichts; denn es ist am Ende doch nichts weiter, als ein leeres, eitles Nichts. Was man eigentlich sehen wollte, ist ein bloßer Versuch, die innere Leere mit einer endlosen Reihe von äußerlichen Bildern und Gestalten auszufüllen, und die tödtliche Langeweile, die so Manchen zu Hause überfällt, durch die Langeweile in der Fremde zu vertreiben. Was hilft es den Menschen, seiner Heimath zu entlaufen, um anderswo zu suchen, was er zu Hause nicht gefunden, die Ausfüllung der innern Leere der Empfindung? Des Menschen Inneres ist von Natur aus dem Chaos gleich, das erst durch das Wort und den Geist mit der Schöpfung eines neuen Lebens erfüllt werden muß, damit es sich selbst genüge. Wer diese Kunst des innerlichen Bildens nicht zuerst in herben Kämpfen des Geistes in sich selber gefunden, dem wird sie auch von Außen nicht begegnen. Die Bilder des Lebens werden ihn umgaukeln, aber sie werden nie den Hunger seiner Seele stillen, weil er sie nicht in sich einzutragen, nicht zu genießen, nicht

mit seinem eigenen Leben zu durchdringen vermag. Das ist Danaiden Mühe und Tantalus Qual, mit dem durchlöcherten Siebe der sinnlichen Neugierde Wasser schöpfen zu wollen und die Früchte des Lebens ewig vor den gierigen Lippen schweben zu sehen, ohne daß der mit den Fesseln der Sinnlichkeit an den Felsen der Gedankenlosigkeit gekettete Mensch sie zu erreichen vermöchte. Sehend entbehrt er des Gesichtes und genießend des Genusses; denn was er sieht, ist ein Nichts, ein leerer Schein vom Wesen nur, und was er genießt, ist weniger noch als dieß, ist Entnervung und Vergiftung des eigentlichen Lebensquells der Empfindung, durch die der Geist der Seligkeit gewiß zu werden vermag. So stürmt der Mensch hinaus, und je weiter er kommt, je mehr er sieht und genießt, um so leerer, um so matter wird seine Seele.

Da lob' ich mir doch noch den Humor jenes Engländers, den ich weiland in Insbruck getroffen, der mir und meinem Reisegefährten bereitwillig sein wohlbenütztes Reisebuch zur Besichtigung der Merkwürdigkeiten der Stadt aufnöthigen wollte, während er sich selber ganz behaglich im Gasthof zu seinem Beefsteak niedersetzte, und uns einfach auf die Frage: ob er denn nicht selber dieß Alles mit uns ansehen wolle, bemerkte: er habe dieß Alles bereits in seinem Buche gelesen. Einer seiner Landsleute aber, dem wir bei der Umschau der Stadt begegneten, schien es ihm an Originalität in dieser Hinsicht noch zuvorthun zu wollen. Es waren nämlich die in ihrer eigenen Landestracht

vor dem alten Kaiser Ferdinand in Parade aufmarschirenden Tyroler Scharfschützen, die wir zufällig mit ihm zugleich ansahen. Diese eigenthümliche Tracht, diese kräftige, stolze Haltung schien ihm zu gefallen, und er betrachtete den ganzen Auftritt eine Zeitlang sichtbar mit dem größten Vergnügen. Plötzlich schien es, als sei ihm erst das Wichtigste bei dem ganzen Aufzug bisher entgangen. Hastig griff er nach seinem Reisehandbuch, und blätterte und las, und immer ungeduldiger, immer finsterer wurden seine Mienen. Wie Einer, dem etwas ganz Unerklärliches begegnet, blickte er erst auf den Aufzug vor ihm und dann wieder in das Buch, das er zuletzt ziemlich heftig zuklappte und, finster sich umwendend, mürrisch von dannen ging. Offenbar war er unzufrieden mit sich selber, daß er Etwas betrachtet, und sogar mit Wohlgefallen betrachtet hatte, was gar nicht einmal merkwürdig war, da es ja nicht im Buche stand. Oder er war vielleicht doch unmuthig über das Buch, daß es einen Auftritt, der ihm merkwürdig oder wenigstens sehenswerth schien, nicht verzeichnet hatte; oder, was, nach seinem Betragen zu schließen, auch nicht unmöglich war, da er ja das Buch behielt, von dem vor ihm stehenden Gegenstand der Betrachtung aber sich abwendete, war er ungehalten über die armen Schützen, die es gewagt, ihm eine Zeitlang durch ihre Tracht und ihr Wesen Vergnügen zu machen, ohne dieß vorher drucken zu lassen, damit man es doch auch so recht ungestört und ohne die Gefahr, daß es am Ende gar nicht einmal

merkwürdig sein möchte, mit ansehen könne. Mancher lächelt vielleicht nebenbei über den armen Engländer, und Mancher möchte meinen, so Etwas sei doch gar zu unwahrscheinlich und wohl nur eine zum bloßen Scherz ersonnene Erfindung. Darauf läßt sich nun weiter nichts erwiedern, als daß es eben die meisten Menschen bei den wichtigsten Gelegenheiten genau ebenso machen, wie diese beiden Engländer. Wie Viele rühmen sich sogar, daß sie den Worten der heiligen Schriften ohne weiters glauben, und sich also in diesem Glauben ruhig niedersetzen könnten, ohne erst lange mit eigenen Augen sehen, mit eigenen Kräften die darin angedeuteten Geheimnisse erforschen und erfahren zu wollen! Wie manche Andere müssen immer erst irgend eine menschliche Autorität, sei sie lebend oder todt, gefragt haben, ehe sie es wagen, irgend eine der Gegenwart angehörende, wirkliche und vielleicht wichtige Wahrheit für wirklich und wichtig zu halten! Hat nicht von dieser oder jener Erscheinung, welche in der Gegenwart die Blicke der Menschen auf sich zieht und ihre Kräfte in Anspruch nimmt, schon ein mindest vor hundert Jahren gestorbener Schriftsteller geredet: so ist es unerlaubte, sündhafte Neigung, jetzt darüber zu denken und mit seinen eigenen Worten davon sprechen zu wollen. Da lob' ich mir wieder den englischen Humor, der ist doch wenigstens, wenn er sich einmal in den Kopf gesetzt hat, ein Narr zu sein, ein Thor für sich und läßt Kluge und Thörichte neben sich ihres Weges ziehen, und

bietet ihnen vielleicht sogar noch sein Reisehandbuch, das er selber nicht gebraucht, zum beliebigen Gebrauch an.

Uebrigens war es auch nicht so ganz ohne Nutzen, daß wir unserm Führer zu den Merkwürdigkeiten von Basel Stunden lang durch die Gassen und Gäßlein der Stadt bereitwillig folgten. Manche Einzelnheiten verbanden sich denn doch mit dem bisher Gesehenen zu bedeutsamen Gruppen, und was sich nicht verbinden wollte, das ließen wir eben vor der Hand für sich dahingestellt sein. Wenn man gerade Zeit übrig hat, mag man sich immer auch so im Einzelnen umsehen, und den sichern Gewinn im Herzen, den Angelhaken des augenblicklichen Versuches in den Strom des Lebens werfen, vielleicht daß dennoch irgend ein Fischlein sich daran verfängt, das dem Geiste in der Fastenzeit sonst unbenützter Stunden zur Nahrung dient. Sonst aber ist das bunte Treiben auf dem Markte des Lebens, das tausendfältige Allerlei in diesen sonderheitlichen Merkwürdigkeiten dem Wanderer zu fremd, als daß er sich mit demselben näher befreunden und die in dieser strömenden Fluth sich bergende Feenwelt aus dieser Tiefe heraufbeschwören und zum Sprechen zwingen könnte. Nur in deiner Heimath hast du Zeit, auch das Einzelne dir zu überdenken, in der Ferne aber kannst du in der Regel bloß das Große und Gewaltige, die größten Monumente der Vergangenheit zur Erkenntniß bringen; und wenn du diesen Rede abgezwungen, wenn diese dir von den Geheimnissen

des Lebens ihre Orakelsprüche verkündet, warum willst du dem schnell verrauschenden Klange der an dir vorübereilenden Gegenwart, die du überall wiederfindest, mit nutzloser Mühe nachgehen? Es ist nicht ohne Interesse, sich einmal auf einem Spaziergange das geschäftige Treiben eines Bienenschwarms oder eines Ameisenhaufens mit anzusehen, aber darum brauchst du nicht erst in fremde Länder zu reisen. Willst du geistigen Gewinn mit nach Hause bringen, so laß die Stimmen der Zeiten und der Völker in deinem Geiste wiederhallen, und lausche nicht dem unverständlichen Rauschen des vorüberziehenden Augenblicks und des vorüberwandelnden Volkes. Deine Herrlichkeit hatten wir gesehen, gute alte Stadt, und das Vergängliche und Gemeine trugen wir kein Verlangen zu schauen.

Freiburg, den 30. Aug.

IV. Tag.

Abfahrt von Basel. Das badische Zollhaus. Die politische Volksversammlung der Gräser. Die Poesie der Blumen. Die prosaische Unterbrechung der Blumenschwärmerei. Der Wechsel der Empfindung. Kleine Haussuchung in den Winkeln des Menschenherzens. Der poetische Magnetiseur. Fahrt auf der Eisenbahn von Efringen nach Freiburg. Umgebung von Freiburg. Das Münster und sein Thurm. Aussicht vom Thurm. Ein Blick in das Innere des Münsters. Die Andacht. Die Subjektivität der Zeit.

Von Basel aus wendet der Rhein einer weiten und fruchtbaren Ebene sich zu, und wir folgten vorerst auf unserm Wege seinem mächtigen Laufe durch die schöne Ebene des badischen Landes hin. Weit haben die niedrigen Berge des Schwarzwaldes und der

Vogesen sich von dem mächtigen Sohne der Alpen zurückgezogen, wie aus Ehrfurcht vor seiner Größe und seiner freien, ungebundenen Kraft. Wie er zuerst im unbezwungenen Muthe durch die Felsen des Urgebirgs sich Bahn gebrochen als lebensmuthiger Jüngling, so zieht er jetzt als kräftiger Mann selbstständig durch die Länder hin und beherrscht die Völker, baut ihnen Städte und Burgen, und freut sich, die angeborne unerschöpflich reiche Kraft dem Menschengeschlechte zu weihen und in milder Ruhe zum Segenspender der Menschen zu werden. Reich und blühend drängt sich die Ebene zu ihm heran, und die Menschen könnten glücklich sein in diesem gesegneten Landstrich, wenn sie keine Menschen wären. So lange aber die Menschen Menschen bleiben, können sie sich des Bestehenden nicht mit ungetrübter Ruhe freuen, sondern müssen ringen nach einem unbekannten Etwas, welches als verlorenes Paradies des Glückes und der Seligkeit ihnen vorschwebt und das sie mit hundert und tausend verschiedenen Namen nennen, das sie in ungeduldiger Hast und im unverständigen Ringen verlieren, oder um das sie, in treuer Sehnsucht kämpfend, ihr ganzes Leben im unermüdlichen Ringen hinopfern müssen. Gerade die schöne Gegend aber, durch die wir in unserm bequemen Omnibus hinfuhren, war in jüngster Zeit der Schauplatz heftiger Aufregung der Gemüther und zum Theil nicht unblutiger Kämpfe gewesen, und die Spuren der jüngsten Vergangenheit waren noch überall sichtbar geblieben. Wie wenn ein Strom von

plötzlich, und von allen Seiten von den Bergen herab-stürzenden Wassern angeschwellt, über seine Ufer bricht und weithin die Ebene überschwemmt, Mauern und Gebäude einstürzt, Bäume entwurzelt, fruchtbares Feld fortschwemmt, um es an andern Orten als Schlamm abzulagern, und wie du, wenn nun die Ueberschwemmung vorüber ist, Sand und Schlamm und zerbröckeltes Gestein, entwurzelte Bäume und eingestürzte Mauern als traurige Zeugen der vorausgegangenen Ueberschwemmung überall um dich schaust; so war es auch hier. Die von Grund aufgewühlten Gemüther waren zwar äußerlich wieder zur alten Ordnung zurückgekehrt; aber noch lag aus der Tiefe hervorgeschwemmter Sand und in solchen Bewegungen nie mangelnder Schlamm auf der weiten Ebene, und es war ein unheimlicher und trauriger Anblick, durch diese in ihrem ganzen Bewußtsein wie in ihrem Besitze gleichmäßig erschütterte Gegend hinzuwandeln. Ob man beifällig oder mißfällig auf die Vergangenheit blicken mochte, jedenfalls machte die Gegenwart einen schmerzlichen, des tiefsten Mitleidens würdigen Eindruck. Hatte diese stürmische Bewegung nicht ohne hinreichenden Grund sich erhoben, so muß es traurig genug um den vorausgegangenen Zustand der Menschen beschaffen gewesen sein, und war diese Aufregung ohne allen äußeren Grund bloß aus der Leidenschaft des unruhig bewegten Gemüthes, welches das Glück schöner, friedlicher Tage nicht zu ertragen vermag, hervorgebrochen: so war diese Aussicht auf einen so verkehrten Zustand des Menschen-

herzens nicht minder traurig. Hatten die nach Freiheit rufenden Menschen nur der Laune und dem Uebermuthe gehorcht, und das Ziel, nach dem sie strebten, nicht erreicht, weil sie dessen nicht fähig und würdig waren: so war dieß eine nicht minder betrübende Aussicht, als wenn man sich im Gegentheil denken wollte, sie haben dasselbe nicht erreicht, obwohl sie dessen würdig und fähig gewesen. In dem einen Fall mußte man den Versuch, in dem andern den Erfolg beklagen; in jedem Falle aber schien die menschliche Kraft nutzlos verschwendet zu sein, und der Strom des Bewußtseins, der seine Ufer überfluthet, schien, statt befruchtend, nur zerstörend gewirkt zu haben. Wie aber keine Bewegung in der physischen Welt ohne Grund, und darum auch keine ohne Erfolg, so ist auch in der moralischen keine ohne wirklichen Grund und ohne wirkliche Folge; nur sind beide oft im Verborgenen keimend und glühend, bis sie, die wohl Jahrhunderte in der Tiefe fortgebrannt, endlich, und dann vielleicht unerwartet, die letzte Hülle abwerfen und in die Erscheinung treten, um als sichtbare geschichtliche Thatsachen und Ereignisse ihre verborgene Macht zu offenbaren. Was auch hier oder dort geschieht oder geschehen sein mag, es gehört mit in die Entfaltung der ganzen Menschengeschichte. Nicht aus der einzelnen Thatsache werden wir die Geschichte, wohl aber aus dem Gesetze und dem Organismus der Welt- und Menschengeschichte in ihrer allgemeinen Bedeutung und organischen Einheit die Bedeutung der ein-

zelnen Thatsache ermessen können. Schwierig aber ist das Verständniß des Einzelnen auf dem Gebiete der politischen Ereignisse.

Tausende würden umsonst sich bemühen, im Gebiete der Kunst oder Wissenschaft die Bedeutung der einzelnen Werke und Erzeugnisse der Zeit in ihrem richtigen Verhältnisse zum Organismus des Ganzen zu begreifen, und doch liegen hier die Gesetze, aus denen die einzelnen Bildungsstufen einer fortlaufenden Entwicklung hervorwachsen, so nahe, die sich entfaltende Menschenkraft und die ihr angewiesene Grenze stehen in einem so einfachen Verhältnisse, daß es nur wie ein Spiel erscheint, das der menschliche Geist zu seiner Uebung vornimmt, auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft sich zurecht zu finden, gegenüber der weit schwierigeren Aufgabe, in dem unendlich verwickelteren Gewebe der bürgerlichen, politischen und moralischen Weltereignisse, in denen so viele verschiedenartige Kräfte ineinander sich verschlingen, den goldenen Faden der organischen Entwicklung zu finden. Gerade auf dem Boden der Politik aber, auf dem es vor der Hand unmöglich ist, das richtige Maß zu treffen, ehe man das organische Gesetz des Gedankens und der Kunst und der aus ihnen unmittelbar hervorwachsenden Kräfte begriffen hat, versucht der Mensch am liebsten seine Kraft. An das Leichtere sich nicht wagend, versucht er das Schwerere und muß darum nothwendig seine Versuche scheitern sehen. Warum aber tummeln die Menschen so gern

ihr Bischen Verstand und Scharfsinn auf einem Gebiete herum, auf welchem sie zu keinem genügenden Ziele gelangen können, auf welchem sie darum nicht bloß keinen wahren geistigen Gewinn machen können, sondern auch noch das wenige geistige Erbgut, das sie von Natur aus haben, verlieren müssen? Der Grund solch eitlen Bestrebens ist wohl die Eitelkeit selbst. Auf dem Gebiete der Erkenntniß jener allgemeinen geistigen Kräfte, da fühlt gar bald ein Jeder, wie schwer es ist, ein richtiges Urtheil, eine allseitige und organisch einheitliche Erkenntniß sich zu erwerben; er fühlt, wie leicht er auf diesem Gebiete von besser Unterrichteten oder von dem Gegenstande selbst in die Schranken geziemender Bescheidenheit zurückgewiesen werden könnte, und darum meidet er lieber dieses seiner Eitelkeit so gefährliche Gebiet und begibt sich auf ein anderes, wo statt nothwendiger und organischer Erkenntniß die Meinung, die Leidenschaft und die Willkür herrscht, wo er nichts zu wissen, sondern nur zu wünschen und zu wollen braucht, und für dieses Wünschen und Meinen, für die Willkür der Leidenschaft ein grenzenloses, ungemessenes Gebiet vor sich sieht. Statt dieses, ohne organisch vermittelnde Gesetze, noch unbestimmte und der willkürlichen Meinung preisgegebene Gebiet an der organischen Entwicklung, der nach natürlichen und nothwendigen Gesetzen sich entfaltenden Geisteskräfte, zu messen, findet man es bequemer, die willkürliche Meinung und Partei-Leidenschaftlichkeit des politischen Zerwürfnisses auch

auf das Gebiet der Wissenschaft und Kunst und selbst der Religion überzutragen und den wissenschaftlichen und ästhetischen Werth der denkenden und bildenden Kräfte nach der politischen Stellung dessen zu schätzen, der das Werk hervorgebracht. Die wahre Wissenschaft und Kunst aber gehorcht einem eigenen nothwendigen Gesetze und sollte darum, wie sie selber in ihrem Ursprunge frei ist von dem Zwiespalte politischer Parteien, so auch in ihrer Entfaltung und Werthschätzung, über und außer dem Einfluß derselben stehen. Wenn die Hallen der Akademie und die Hörsäle der Universitäten zum Tummelplatz täglich wechselnder politischer Ansichten herabgewürdigt werden, wo soll die Wahrheit und Schönheit noch eine Freistätte finden, auf der sie unangefochten von der Lästerung des Tages ihrem eigenen unveränderlichen Gesetze gehorchen kann? Was soll das politische Zerwürfniß mit seinen maßlosen Verwirrungen auf einem Gebiete, in welchem ein anderes Maß und andere Gesetze mit unverletzlicher Nothwendigkeit walten? Wenn auch auf jenes Gebiet des Lebens, auf dem die Menschen zuerst die unveränderliche Ordnung aller Entwicklung kennen lernen sollten, um sich durch das einmal erkannte Maß auch auf dem Gebiete der noch unbestimmten und maßlos ringenden Kräfte zurecht zu finden, das Zerwürfniß der politischen Parteiung trübend hereinbricht, wo wird dann der Mensch noch einen natürlich festen Anhaltspunkt des Maßes seiner Kräfte und der organischen Gesetze derselben finden? Wird er dann

nicht die Offenbarung eines übernatürlichen Gesetzes ebenso der Auslegung seiner unbegrenzten Willkür unterziehen und auch auf diesem Gebiete des rechten Maßes und der rechten Erkenntniß entbehren, wie auf dem Gebiete der natürlichen Kräfte?

Was soll aber vor Allem dem Deutschen dieses Versenken in die politische Bewegung der Zeit, ihm, dem die Kunst und Wissenschaft, wie einst den alten Griechen, in ihrer letzten Ausbildung zum auszeichnenden Erbgut angewiesen worden? Soll und darf er seinen ihm eigenen Beruf vergessen, in welchem er Großes, ja das Größte zu leisten vermöchte, um in einem andern Berufe, der nicht der seine ist, seine beßten Kräfte unnütz zu vergeuden? Wer wird sich selber freiwillig aus seiner Heimath verbannen und sein reiches Erbgut leichtsinnig verlassen, um in einem traurigen Exil ein unglückliches, unnützes Leben zu verjammern? Der Mensch erreicht das Große und Größte nur, wenn er dem Berufe getreu bleibt, für den er geboren ist. Nur in diesem ist er ein wahrer Mensch, der sein eigenes Leben lebt und in diesem stark ist. In jedem andern aber muß er nach und nach zum Affen fremder Geberden herabsinken, und mit seinem Berufe auch seinen innern Werth vergessen. Da, wo die Kraft des Deutschen liegt, da liegt auch die wahre Einheit und Bedeutung des Volkes, seine welthistorische Aufgabe und die bleibende Größe desselben. Wie aber die Menschen, wenn sie von einer Altersstufe zur andern übergehen, die alten Formen und Gewohnheiten ver-

lassen, sich erst allmählig an das neue Tagwerk gewöhnen und erst nach mancherlei Erfahrungen und verunglückten Versuchen den richtigen Takt und das rechte Maß der Lebensbewegung wieder gewinnen, so müssen auch die Nationen in dem Wechsel der Zeiten sich erst wieder auf ihr eigenes Leben besinnen. Hoffentlich wird darum die gegenwärtige Zeit des Uebergangs zu einer neuen Völker- und Menschengeschichte nicht zu lange mehr in unglücklichen Versuchen ihre beßten Kräfte an eitle Prahlerei vergeuden müssen. Zwar hat die jüngste Ueberschwemmung des Stroms der Zeiten viel Sand und Schlamm über die Ufer geschwemmt und die unreinen Absichten der Menschen, die sonst in der Tiefe verborgen lagen, an das Tageslicht heraufgefördert; der Organismus der menschlichen Natur wird aber über dem Schlamme der Zeiten selbst wieder das frische Leben seines grünen und blumendurchwirkten Teppiches weben und aus der vermoderten Zeit neue Kräfte erzeugen. Das Leben ist mächtiger als der Tod und die Nothwendigkeit stärker als die eitle Willkür. Jede Flamme erzeugt Asche, aber selbst unter der Asche glüht die alte Feuerskraft fort, bis sie neuen brennbaren Stoff erreicht und, von dem Windeshauch des Geistes angefacht, mit neuer Kraft emporlodert. Selbst die äußere Nothwendigkeit ist ein Damm, der, wenn auch nur aus derben, materiellen Kräften aufgeführt, nicht vergebens der schrankenlosen Willkür sich entgegenstemmt, und kaum daß

die ersten Anfälle der Fluth sich verlaufen, wieder über die Wasser emportaucht. So stürmisch auch die Bewegung sein mag, von der das menschliche Gemüth ergriffen und fortgerissen wird, die nothwendigsten, materiellsten Bedürfnisse des Lebens werden ihr auch in diesem ungestümmen Treiben eine bestimmte Grenze setzen. So hatte auch rings um uns bereits wieder das äußere Bedürfniß die Menschen zu ihrem gewöhnlichen Tagwerk gerufen. Verkehr und Geschäft und tägliche Arbeit regten sich überall wieder. An den neuen Eisenbahnanlagen waren Hunderte von Händen geschäftig. Wer sich aber am meisten seiner glücklichen Wiedergenesung erhob, das schien, wenigstens an den Grenzen des badischen Landes, das Zoll-, Mauth- und Polizeiwesen zu sein.

So unbefangen, wie nur immer ein aus der Schweiz kommender Reisender des Weges ziehen kann, fuhren wir die schöne Strasse dahin, bis uns unversehens eine hölzerne Parodie des elften Verses vom 38sten Kapitel des Buches Job, in welchem bekanntlich Gott zu dem Meere spricht: „Bis hieher und nicht weiter,“ in Gestalt eines badisch-preußischen Schlagbaums entgegentrat. Mit einer eigenen Art von Freiwilligkeit zog der Kutscher die Zügel an, seitab lenkte der Wagen von der Strasse, ein breites, mächtiges Thor öffnete sich, und Pferde und Wagen sammt Allem, was darinnen war, verschlang der an der Strasse Wache haltende Zolldrache, aus dessen Klauen kein Entkommen war. Kaum war der Wagen innerhalb

des ersten Thores, als von allen Seiten Zollbediente und Visitatoren uns umstanden und bedeuteten, unsere Pässe und Koffer, oder sonstige Reiseeffekten in Bereitschaft zu halten. Da blieb weiter keine andere Wahl, als mit Vergnügen zu gehorchen und unseren strengen Realrecensenten das Vergnügen des Visirens und Visitirens als ihren betreffenden Antheil zu überlassen. Anfangs unterhielt es mich, diese Rührigkeit und Geschäftigkeit, diesen eigenthümlichen Wühlersinn der emsigen Kofferdurchstöberer zu betrachten, allmählig aber verlor die ganze Ansicht selber den Reiz der Originalität; denn das Alles hatte ich an den Grenzen von Tyrol und der Lombardei und anderorts schon in vormärzlichen Tagen sattsam beobachten können, und das Neue daran war eben nur diese moralische Wiedergeburt, mit welcher aus dem Schlamme der Zeit und der kaum in seine Ufer zurückgetretenen Bewegung die Insektenwelt des Staates, wie weiland der berühmte vergötterte Käfer Aegyptens zuerst aus dem Schlamme wieder erstanden war. Als aber die Verwunderung über diese altägyptische National- oder vielmehr Landessitte, die nach den Worten des Bliomberis wohl durch Tradition auf uns gekommen sein muß, und die ohne alle Hieroglyphik in baarer Naturwahrheit auch am Rheine sich erhalten, allmählig einer gewissen verächtlichen Gleichgiltigkeit weichen mußte, was war da zu machen, als in solcher Quarantaine nach irgend einer andern Geistesunterhaltung sich umzusehen? Aber schon das Umsehen selbst war mehr als bloße Unterhaltung,

denn es war Kunst und Anstrengung nothwendig, um in diesem, wenn nicht absolut, doch wenigstens außer uns und unserm Gepäck und den Untersuchern desselben total leeren Raume irgend etwas zu entdecken, woran der emsige Gedanke seinen Faden anspinnen und an der Spindel seiner eigenen Bewegung den einmal gewonnenen weiter ausführen konnte. Oben ein ungeheures Dach, und sonst nichts; an den vier Seiten vier graue Wände und sonst wieder nichts; am Boden kleiner feiner Flugsand und außerdem wieder nichts.

Nur ein einziges, vielleicht auch schon in vormärzlichen Zeiten von irgend einem Baume gefallenes dürres Blatt machte von dieser uniformirten Leerheit eine erquickliche Ausnahme. Von einem außerdem unbemerkten Luftzuge bewegt, zappelte und schwankte es, gleichsam um die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, auf dem Boden hin und her, und war so lebhaft und so beweglich, als wenn es ganz eigentlich das einzige Wesen in diesem über und über gräulichen, leeren Raume wäre, das noch einige Selbstständigkeit zu behaupten wisse. Sollt' ich mich nun nicht über diese eitle Einbildung und den gröblichen Irrthum eines so leichtfertigen Dinges, wie ein dürres Blatt, mit Fug und Recht ein wenig ärgern und ereifern, und ihm seine Haltlosigkeit und Unbeständigkeit mit ernsten Worten zu Gemüthe führen? Ich wenigstens wollte auch einmal eine Probe meiner Beredsamkeit an einem sündhaften, offenbar physisch und moralisch verdor-

benen Zuhörer machen, und im feurigsten Rednertone begann ich: O du armseliges, von jedem Windeshauch bewegtes, vom ewig grünen Baum des Lebens sündhaft abgefallenes Blättchen, das du weiter nichts bist, als ein trauriges und treues Bild der verwelkten Träume des von der positiven Staatswahrheit abgefallenen Freiheitsschwindels der letzten Zeit! bedenke doch, in welchen Ehrfurcht und Ruhe gebietenden Hallen du dich befindest; beherzige — aber das leichtfertige Ding hielt vor meinen feurigen Worten nicht Stand. Schon anfangs hatte es unruhig hin und her geschwankt, und als ich über diese Unaufmerksamkeit mich ereifernd, gerade zu der eindringlichsten Stelle gekommen zu sein glaubte, schwebte es, mich verhöhnend, an mir vorüber und in's Freie hinaus. Ich aber, von oratorischem Eifer getrieben, ihm nach. Wie schön wäre es gewesen, wenn ich es erreicht und vielleicht zur Umkehr bewegt, und durch eine so außerordentliche Bekehrungsgeschichte das bisher noch Unerhörte geleistet hätte. Mein Zuhörer aber war verschwunden für immer und hielt sich ungesehen hinter den Gräsern und Blumen, hinter dem ganzen grünenden und blühenden Reichthum versteckt, gleichsam als wollte es nun zur Wiedervergeltung mir zuflüstern: „Da sieh', du blinder Eiferer, wie rings um dich das Leben tausendfältig sich regt und in all seinen unzähligen Wunderwerken dir Wahrheit lehren will." Bewundernd und wie wenn ich niemals noch diese Herrlichkeit der Erde gesehen, stand ich vor dem grünen

Vorplatz und horchte dem Rauschen und Flüstern der Gräser und Blumen. Von leisem Windeshauch bewegt, nickten und lispelten sie gegeneinander und hatten sich offenbar tausenderlei geheime Dinge zu sagen; sie neigten und beugten sich übereinander und flüsterten sich in's Ohr und küßten sich vielleicht gar, und es war ein so zartes, rühriges, stillvertrauliches und geheimes Kosen und Plaudern, Lispeln und Flüstern unter ihnen, daß der Geist unmittelbar aus dem Auge, dem Zollhaus des Körpers, entsprang und mitten unter die Blumen und Gräser sich setzte, um ihnen zuzuhören. Verschwunden waren alle politischen Gedanken, und ein neues Leben, der Hauch der Wahrheit und der Natur, hatte die Seele getroffen, so daß sie aller kleinlichen Sorge frei in dieser reinen, reichen und freien Welt lauschend und kosend mit den ersten unschuldigen Kindern der Schöpfung spielen mochte. So zwischen den Gräsern und Blumen umherirrend, kam mir die ganze Welt, die mich wohl gleichfalls so unwillkürlich, die Bewegung des Grases unter meinen Füßen nachahmen sehend, als müßte oder könnte ich mich auch äußerlich dieser zarten Feen- und Zauberwelt gleichgestalten, für einen ausgemachten, überschwenglichen Narren erklärt haben würde, ziemlich verkehrt und närrisch vor. Ich dachte so bei mir selbst, wie ganz eigen es sich wohl ausnehmen müßte, wenn ich hier im Grase sitzend den Politiker spielen wollte.

Was, könnte etwa nicht dieser ganze Rasenplatz eine botanische Volksversammlung sein? Seh' ich

denn nicht jenen über diese versammelte Menge hervorragenden Wiesenfuchsschwanz, wie er, im Winde sich bewegend, mit heftigen oratorischen Geberden an das versammelte Volk der Gräser eine fulminante demokratische Rede hält, und wie die Gräser ihm beifällig zuhören und durch augenfälliges Kopfnicken ihre Zustimmung zu geben scheinen. Hütet euch, ihr armen, unschuldigen Gräslein, vor jenem dürren und schlauen Fuchsschwanz, der jetzt den rothen Demokraten spielt und bald wieder in Kanzleien und Polizeistuben als Regierungsfuchsschwänzler erscheinen wird. Oder ist vielleicht in der Welt der Blumen und Gräser die Zeit des blühenden Demokratenthums gar noch nicht gekommen? Vielleicht ist diese ganze geschmückte Versammlung nur zu einem glänzenden Concert zusammen gekommen, welches eine Schaar von unsichtbaren Sängern vor ihnen aufführen will, und die Gräser sind etwa die Herren im grünen Frack, die farbigen Blumen aber die geschmückten und gezierten Damen, und vielleicht ist jener buntfarbige Schmetterling, der mit reichgesticktem, breitgesäumten Mantel über die versammelte Menge hinschwebt, vor dem die Gräser sich beugen, während er schäckernd von einer Blume zur andern flattert, wohl der König, der in den Zwischenakten des Concertes durch die Reihen seines Hofstaates wandelt und bald mit der einen, bald mit der andern Dame seines Hofes zu flüstern hat, während die Herren demüthig sich verneigen? So fromm und unschuldig ihr auch immer

seid, ihr lieben, zarten, kleinen Blumen, so würdet ihr mich doch wohl auslachen, wenn ich die Thorheit der Menschen und ihre Eitelkeit euch zur Last legen und in eure reine Welt die Verkehrtheit menschlicher Leidenschaften eintragen wollte. Wieviel besser wißt ihr, als die Menschen, den Hauch des Lebens in eurer duftenden Seele rein zu bewahren! Wieviel Seligkeit könnte der Mensch aus eueren stummen Blicken lesen, wenn er diese heimliche Offenbarung Gottes, das verborgene Wehen des Geistes, das in euch aufduftet und blüht, vor dem Gerassel der Staatsmaschine, dem unendlichen Geklapper der Zeitungen und all dem tausendfältigen Gelärm der hohlen Phrasen, mit denen die Menschen spielen, und die innere Stimme der Sehnsucht nach Wahrheit und Erkenntniß übertäuben, noch vernehmen könnte.

Die Blumen selber sind gleichsam schlummernde Seelen, in denen des Lebens Schönheit und Harmonie nicht in Tönen, aber in Farben erklingt. Der ganze Chor der Blumen ist wie eine einzige große Harmonie, in welcher eine unendliche Reihe von Tönen sich in melodischer Entfaltung zu einem einstimmigen Lobgesang des Höchsten vereinen. Jede Blume ist ein Ton in dieser reichen Harmonie, und all diese Töne klingen und wehen ineinander und sind seit Jahrtausenden eine göttliche Aeolsharfe über die finstere Erde hin ausgespannt, damit der Mensch auch in der Niederung des Lebens noch den Laut und die Harmonie des Geistes vernehme. In unzähligen Liedern

blüht die Erde, und glücklich der Mensch, der diese stumme Farbenpoesie der Natur verstehen gelernt!

Eine reiche und schöne, göttliche Welt blüht ihm zu seinen Füßen auf, und statt in den Gräsern und Blumen der Erde die vergänglichen Bilder seiner eigenen Vergänglichkeit, und vielleicht dieß nicht einmal, wieder zu finden, wird ihm, wenn er sein Auge und sein Ohr geübt im Schauen und Hören einer himmlischen Weltenharmonie, die weite Flur wie eine unendliche Tempelhalle erscheinen, in welcher zahllos die Blumen und Blüthen der Erde wie verkleidete Engel singen, um den Höchsten zu preisen. Nun ihr muntern, kleinen, niedlichen Blümchen, warum seid ihr denn plötzlich so still und ernst geworden? ihr lächelt ja gar nicht mehr über den thörichten Menschen, sondern schauet ihm vielmehr so wehmüthig und weich in das Auge! Und du, bleiche, sehnsuchtgebeugte Narzisse, du hast wohl gar geweint in der Erinnerung an die Herrlichkeit und Seligkeit des Berufes, die der Ewige in der unendlichen Liebe sogar den Blumen angewiesen? Oder sind die Thränen des Thaues, die ich noch in deinem gesenkten Auge erblicke, etwa aus Wehmuth geweint und aus zartem Mitleid darüber, daß das Menschengeschlecht einen so unermeßbar höheren Beruf von dieser Liebe erhalten, so daß auch ihr, ihr schlummernden, verhüllten Seelen, erst in der Menschenseele und in seinem freien Geiste zum Leben erwachen durftet, und daß diese unendlich reichen armen Menschen diesen ihren hohen Beruf so wenig

verstehen und ihr unaussprechliches Glück so gering achten? Ja wahrlich, die Menschen verstehen sich schlecht auf ihren eigenen Werth, auf den Reichthum ihres Lebens und die Seligkeit ihres Berufes, sonst würden sie lieber mit euch umgehen, würden eure melodische Farbensprache zu deuten wissen, würden in diesem Umgange weicher und zarter fühlen, edler denken, reiner wollen lernen. Aber wie sind sie von jeher mit euch, ihr lieben Träumer, umgegangen! mit eisernem Arme haben sie euch in frühen Tod hingerafft, und nichts wissend von eurer Schönheit, haben sie nur den unvernünftigen Thieren euch, die Getödteten, überliefert, und wie die Juden die Liebe der Erlösung den Heiden ausgeliefert, so haben die Menschen die Schönheit der Schöpfung an die unvernünftige Thierwelt überantwortet. Nur wenige haben auf euere Sprache gehorcht und die süßen Lieder eures Mundes vernommen. Die aber, welche dieses leise Flüstern, dieses Leuchten und Duften des Geistes verstanden, die haben in ihrem Herzen auch euere Sprache wieder erklingen lassen. Solche Seelen sind selbst, wie Blumen in fröhlichen Farben, in duftenden Liedern aufgeblüht, und haben in den Blumen wieder die lichten Sterne eines höhern Lebens, in dem Kleid der Seele, das die Blume schmückt, den Geist des Lebens, der im Menschen redet, geahnt.

Durch den reichen Blumenflor der Erde sind Persiens Dichter hingegangen und haben verborgene Liebeskunde im Auge der Narzisse gelesen und

aus dem Becher der Tulpe getrunken, sind mit den Gräsern liebetrunken an die traute Erde hingesunken, haben bei der Traube Blut um die Räthsel des Weltgeheimnisses gefragt und selig die Welt umarmt, die blühend an Gottes Mund erwarmt. „Frühlingswellen,“ ruft Dschelaleddin,

Frühlingswellen hör' ich rauschen,
Neuen Liedern will ich lauschen,
Mich mit neuer Lust berauschen.
Heimlich kommt der Frühling an,
Niemand kennet seine Bahn.
Was er hörte im Geheimen,
Aller Orten siehst du's keimen.
Aus der Knosp' die Blume bricht,
Und Verborg'nes dringt an's Licht.
Leise Kunde rauscht in Wäldern,
Lichtes Leuchten lauscht in Feldern.
Nicht die Welt mußt du verlangen,
Sondern am Geheimniß hangen;
Spricht der Frühling, schweige du,
Horch dem Ton der Farbe zu.

Wann wird endlich einmal auch unsere Poesie aufhören, das längstgedroschene Stroh mythologischer Phrasen in vermeintliche lyrische Garben zu binden, statt an dem warmen Herzen der Natur, mit dem Rauschen der Bäume und dem Flüstern der Blumen sprechend, dem Geheimniß der Wahrheit und Liebe zu horchen? Oder hat bisher immer noch die Lyrik mit einem ihrer Erstlinge vergebens sich gerühmt:

Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß:
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,
Und theilend meine Flammentriebe,
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wieder gab den Kuß der Liebe
Und meines Herzens Klang verstand:
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Wie sehr aber in diesen Klängen noch den Dichter selbst ein süßer Wahn getäuscht, das hat er leider nur zu oft, vor Allem aber in der traurigen Mißkennung der wahren Freude des Lebens, in seinen Göttern Griechenlands geoffenbart. Wo war damals diese Sprache der Natur, dieses Leben des Baumes und der Rose, als er, einer vergangenen Zeit nachweinend, statt die Gegenwart mit dem Hauche der Kunst zu beseelen, mit unnützer Klage die untergegangene Welt des griechischen Mythos heraufbeschwören wollte?

Diese Höhen, ruft er, füllten Oreaden,
Eine Dryas lebt' in jedem Baum,
Aus den Urnen lieblicher Najaden
Sprang der Ströme Silberschaum.

Jener Lorbeer wandt' sich einst um Hilfe,
Tantals Tochter schweigt in diesem Stein,
Syrings Klage tönt' aus jenem Schilfe,
Philomelas Schmerz aus diesem Hain.

Hatte er darin nicht auf die wahre Macht der Poesie verzichtet, die damals ihren Ahnungen Worte und Namen geliehen? Tönen jetzt die Nachtigallen nicht mehr? Rauscht der Wald und schweigt der Stein nicht wie damals? Und wenn damals die Dichter der Ahnung eines geheimnißvoll rauschenden und tönenden Lebens Bilder und Worte zu leihen gewußt: so muß die wahre Poesie auch jetzt noch dieß vermögen, nicht nach dem Veralteten zurückverlangen, sondern neu beseelen, was nie veraltet, und den tönenden Saiten der Harfe der Natur neue Melodieen entlocken. Doch auch diese Zeit der nach der alten Mythologie vergebens zurückverlangenden Kunst, die wie ein kaum entwöhntes Kind nach der Brust der Amme zurückstrebte, ist vorüber, und tiefere, sinnvollere Klänge eines innern Naturverständnisses sind in der Brust Lenau's und Geibel's und des schwärmerischen Eichendorf's erwacht.

Schon kömmt der Morgenwind
Und hebt die Schatten gütig
Von dem verträumten Kind.

Schon rührt sich's in den Bäumen,
So will ich treu verträumen
Die Nacht im stillen Wald.

Das ist das alte Räthsel, das unaussprechliche

Geheimniß der Schönheit, das Märchen der Natur, daß, wenn die Sonne eines neuen Tages anbricht, der Memnon geheimnißvoller Erinnerung vom Hauch der Morgenluft in der Menschenbrust ertönt und das uralte Geheimniß der Welt in den Träumen der Dichter, wie aus dem Munde des Sehers, erwacht.

Wie schön hier zu verträumen
Die Nacht in diesem stillen Wald,
Wenn in den dunklen Bäumen
Das alte Märchen hallt.
Die Berg' im Mondesschimmer
Wie in Gedanken stehen,
Und durch verworr'ne Trümmer
Die Quellen klagend gehen.
Weil müd' nun auf den Matten
Die Schönheit ging zur Ruh,
Die Nacht mit kühlen Schatten
Nun deckt das Liebchen zu.
Das ist das irre Klagen
In stiller Waldespracht,
Die Nachtigallen schlagen
Von ihr die ganze Nacht.

Wenn erst die ganze Natur an der innigen Umarmung der menschlichen Seele, wieder in voller Harmonie und im schönen Einklang in dem Menschengefühle mitklingt, wenn ein inneres Verständniß des Lebens der Natur außer uns erst wieder in uns eingekehrt sein wird, dann wird auch die Blumenwelt Sprache gewinnen für uns, und die zarte Symbolik der persischen Blumenpoesie in neuer Lebens-

fülle, in höherem und innigerem Verständniß bei uns einkehren. Der Mensch wird abermals die Lieder der Erstgebornen unter den beseelten Wesen vernehmen, und in diesen tausendfältigen Farben, in dieser reichen, farbentrunkenen Pracht wie ein liebender Bräutigam einherwandeln, den seine Sehnsucht hinabgeführt zu jenem dunklen Waldesgrunde, drinn die seligen Sterne eines innern Einverständnisses ihn grüßen; drinn ein blühender, vielrosiger Mund der Liebe im glühenden Kuß ihm die begeisterte Sprache, die aus der innern Empfindung eines seligen Einverständnisses hervorbricht, wieder zurückgeben wird. Dieser im Liebeskuß durch die begeisterte Sprache bewegte Mund der Poesie wird dich herumführen in dieser blühenden Feenwelt und ihre Geheimnisse erklären.

Des ewigen Haines Nachtigall zu sein
Vermag der Liederkundige allein;
Nur wo Dichterseelen in Gedanken flammen,
Klingt Geist und Welt in Eins zusammen.

Darum laß auch von dem Wort des Dichters bei der Hand dich fassen und dir zeigen und auslegen

Des Frühlings Schatz- und Waffensaal,
Die Kronen, Szepter ohne Zahl,
Die Schwerter und Pfeile,
Die Speere und Keule,
Die Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen;

oder:

Des Maies Brautschmuck auf der Au,
Die Kränzlein reich von Perlenthau,

Die Flammen und Zungen,
Die Herzen umschlungen,
Die Händlein in Schlingen
Und schimmernden Ringen,
Die Träubchen und Becher,
Die Häubchen und Fächer,
Die Schräubchen und Flocken
Und lockenden Glocken;

und dann wieder:

Die Schlangen und Drachen,
Die Zähne und Rachen,
Die Nägel und Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen;
Mit dem duftenden Sehnen
Der Kelche voll Thränen
Und dem hoffenden Ranken
Der kranken Gedanken.

In der heitern Welt der Blumen träumt die Natur den Traum der Schönheit und der Liebe; das in der Thierwelt bereits erschlossene Auge des Lebens ist in den Blumen noch geschlossen. Die Seele ist noch nicht erwacht, sondern schlummert und schläft noch; aber sie athmet bereits und regt sich in der Tiefe der Natur, hebt wie ein träumendes Kind die Händchen und Aermchen aus den weichen Betten zum Himmel empor, um gleichsam nach dem Leben zu greifen und im Traume zu sprechen. Es ist der warme Hauch des Lebens, der duftend aus den Purpurlippen der Blumen hervorbricht. Und innen, im warmen Herzen der Natur, welch' süße Träume müssen dort erwachen!

denn sieh', sie lächelt so mild und so sanft und freundlich in den Blumen aus ihrem Schlafe dich an, wie ein reines, unschuldiges Kind, das im Schlummer lächelt. Es ist die Macht des Lichtes, die in die Nacht der Erde belebend eingedrungen. Und die Blumen sind gleichsam die Erstlinge, die Kinder dieses Lichtlebens, in denen die allgewaltige Macht der Flamme noch nicht zu jener Welten tragenden Kraft erstarkt ist, in welcher sie in den Sternen uns entgegenleuchtet, sondern noch in kindlicher Unschuld in Blumen spielt und mit unerschöpflicher Phantasie in die mannigfaltigsten Gestalten sich kleidet und verhüllt, wie einst Moses sein Angesicht vor den Augen des Volkes mit einem Schleier bedecken mußte. Damit das Auge des Menschen an das Licht und seine Herrlichkeit sich gewöhne, spielt es zuerst in kindlich verhüllter Gestalt, und das ewige Wort, das eingesetzt war von Ewigkeit, da die Tiefen noch nicht waren und die Bronnen der Erde noch nicht quollen, die Berge noch nicht eingesenkt und die Hügel noch nicht bereitet waren: es hat sich vom Anfang an den Menschenkindern in tausendfältiger verhüllter Gestalt, in dem Flüstern der Blumen wie in dem Harmonieengange der Gestirne offenbaren wollen. „Da er die Himmel bereitete," spricht dieses Wort von sich selbst, „war ich dabei, und als er dem Abgrund Gesetze gab, als er das Firmament befestigt und die Wasserquellen gewogen, dem Meere seine Grenzen setzte und den Wassern ihr Gesetz verkündigte, damit sie ihre Schranken nicht überschritten, als er die Grund-

feste der Erde in ihre Angeln eingefügt, da war ich dabei, Alles ordnend und an dem Werke mich ergötzend Tag für Tag, wie spielend vor ihm in der Zeit, spielend auf dem Erdkreis, und meine Lust war es, zu sein bei den Menschenkindern.“ Wie reich muß die Menschenseele werden, der es gegönnt ist, diesem Spielen zuzuschauen! Nur ein Thor verschließt das Auge vor dieser spielenden Offenbarung des Lichtes und der im Lichte verborgenen Weisheit des Schaffens und Bildens. Siehe, da kommt ein Vöglein geflogen und läßt sich mitten unter dieser zarten Blumenwelt nieder, gleichsam um die Spiele der kindlichen Natur und der schöpferischen Macht des Wortes, weiser als der Mensch, sich in der Nähe mit anzusehen.

Wie niedlich und zierlich das zarte, glückliche Geschöpfchen zwischen den Gräsern und Blumen hüpft und gleichsam im Takte sich wendet und schwingt! wie zierlich es das niedliche Köpfchen bald da-, bald dorthin bewegt! wie munter und klar es aus den freundlichen Augen blickt! wie klug und verständig es zu mir heraufschaut, gleichsam als wollte es mir zuwinken, mit ihm dieser schönen Blüthenwelt mich zu erfreuen! oder als wüßte es der kleine Schelm, um wieviel verständiger er ist, als der schwerfällige Sinn der Menschen, der diese zarte Welt, ohne sie zu verstehen und zu achten, mit plumpem Fuße zertritt. Da ließen sich Tritte hinter mir vernehmen, auf schwang sich das Vögelein, und die Phantasie, die

geflügelt sich ihm nachschwingen wollte, die sich bereits mit liebendem Arme unsichtbar dem Vöglein um den zarten Hals geschlungen, um gemeinschaftlich mit ihm aufzufliegen, fand sich plötzlich in ihrem Fluge aufgehalten von ein Paar kräftigen Händen und Armen, die mich mitten in meinen Träumen ziemlich unsanft gefaßt hatten, um der höchst soliden Ermahnung Nachdruck zu geben, mit welcher der Besitzer derselben eilfertig und ungeduldig zum Aufbruch mahnte: „Was treiben Sie hier, während schon längst der Wagen gepackt und Alles zum Fortfahren bereit ist, so daß man auf Sie allein noch zu warten hat. Ist es nicht genug, daß man durch die überlästige Zoll- und Mauthplackerei lange genug aufgehalten wird?"

Wie wenn man in die träumerische Stille eines ruhigen Wassers plötzlich einen Stein schleudert, so ward auf diesen unerwarteten Zuruf die Seele aus allen ihren Träumen aufgeschreckt. Das schöne Bild, das die blühende Umgebung auf dem Spiegel der Seele abgeschattet hatte, war mit einem Male verschwunden; aus dem Reiche der Phantasie stürzte der sinnende Gedanke in ungeahntem Sturze in die trübe Gegenwart, in die enge Schlucht der Wirklichkeit herab, und vermochte sich darum auch nicht gleich wieder zu fassen. Schweigend stieg ich in den Wagen, der wirklich meiner schon harrte. Wie ruhig aber ich auch äußerlich erscheinen mochte, innerlich waren die Wellen der Empfindung hoch aufgesprungen bei diesem unerwarteten Sturze, und unruhig wogten die Wasser der

Seele hin und her. Die erste Empfindung, die aus diesen zwei plötzlich ineinander stürzenden, von einander verschiedenen Lebenskreisen hervorbrach, war ähnlich dem Gefühle eines Menschen, der plötzlich aus einem süßen Schlummer geweckt wird und dem die unangenehme Unterbrechung eines schönen Traumes zuerst bittern Unmuth in der Seele aufregt, und die natürliche Folge eines solchen, der Schwäche und Verderbtheit der menschlichen Natur entsprechenden Gefühles war die Uebertragung dieser im Herzen aufgeschossenen Bitterkeit gegen den persönlich mir unbekannten Urheber derselben. Sowie ich aber diesen plötzlich aufsteigenden Gefühlen näher in's Gesicht schaute, konnte mir auch die Ungerechtigkeit und Häßlichkeit derselben nicht entgehen, und in entgegengesetzter Bewegung wendete sich nun mein Unmuth gegen mich selbst, und ich vermehrte nun die im Herzen einkehrende Bitterkeit durch den entgegengesetzten, nicht minder bittern Vorwurf, der das eigene Herz der leidenschaftlichen Aufregung und der Sünde gegen die erstgeträumten ruhigen Gefühle, des blinden und ungestümmen Aufruhrs gegen den kaum zuvorgeahnten Frieden und die schöne Harmonie des Lebens beschuldigen mußte. Warum suchte ich den Urheber dieser in meiner Empfindung eingetretenen Störung außer mir, da doch der Grund dieses Mißmuthes offenbar in der eigenen Unmacht, die beiden so oft ineinander sich verflechtenden Lebenskreise miteinander zu verbinden, zu finden war? Wie konnte ich es dem guten Manne, der

unmöglich wissen konnte, was unterdessen in meiner Seele vorgegangen war, verdenken, daß er seiner ihm naheliegenden Empfindung gehorcht, während ich selbst meinerseits ja auch dem Gange meiner Empfindungen mich überlassen hatte? Mußte ich nicht offenbar einer, wenn auch unfreiwilligen, Schuld gegen die ganze Reisegesellschaft mich anklagen, deren ohnehin nicht angenehme Stimmung durch mein Säumniß noch vermehrt werden mußte? So hatte ich nun in ächt menschlich verkehrter Weise das Verhältniß gerade umgekehrt. Allein so ist nun einmal das Menschenherz verkehrt, selbst in seinen einfachsten Empfindungen sucht es den Grund seiner Unzufriedenheit immer außer sich, statt in sich; klagt lieber Andere an, als sich selber, und ist erfinderisch in Ausreden und Entschuldigungen seiner selbst und in Anklagen und Beschuldigungen Anderer. Wer unbedingt der Stimme seines Herzens traut, der ist fast immer für die rechte Wahrheit und die rechte Liebe verloren. Das Herz macht den Menschen nur allzugern zum Egoisten und lehrt ihn Alles auf sich beziehen und nach sich und dem eigenen Gefühle beurtheilen, sowie aber der Mensch einmal in diese Selbstgefälligkeit versunken ist, wird alle Arznei der Seele zum Gifte für ihn, die Wahrheit selber wird zur Lüge in ihm und die Liebe zu jener verderblichen Eigenliebe, die, ohne selbst irgend Jemand in Wahrheit lieben zu können, selbst noch die wüthendste Verfolgungssucht, die Tyrannei der eigenwilligsten Willkür, die grimmigste

Eifersucht und den blinden Haß sogar noch Liebe nennt. Wie gerne überredet der Mensch sich selbst, daß er in Allem, was er thut, bloß der Sorge für den Nächsten und dessen Seelenheil Raum gibt, während es im Grunde nichts weiter ist, als pharisäische Selbstgefälligkeit, was ihn leitet. Die Menschen, die dem eigenwilligen Zuge des Herzens gehorchen, täuschen sich selber, wenn sie sich überreden, daß sie lieben, während sie nichts weiter wollen, als von Andern geehrt und geliebt zu werden. Sowie der Mensch diesem verkehrten Zuge des Herzens sich hingibt, geräth er, wie eine in den Grund sich bohrende Schraube, durch die sich selbst täuschende Windung des Herzens immer tiefer und tiefer in die finstere Nacht der blindesten Selbstsucht und überredet sich, um so mehr allein im Rechte zu sein, je tiefer er in das Unrecht gegen Andere sich versenkt hat. Wenn der Mensch diesen Schraubenwindungen des Herzens nachgehen wollte, so würde er bald finden, wie gefährlich es ist, dieser Stimme des Herzens unbedingt Beifall zu schenken. Der Mensch hat keinen gefährlicheren Feind der wahren Erkenntniß und der wahren Liebe, als diese im eigenen Herzen wohnende, bei jeder Empfindung unwillkürlich sich regende Selbsttäuschung. Wie unglücklich aber ist der Mensch, wenn er nicht einmal der Stimme des eigenen Herzens sich vertrauen darf! Wie hämisch hat der Dichter uns belogen, wenn er versichert: Der Zug des Herzens sei des Schicksals Stimme! Wo werden wir noch Wahrheit und Treue

finden außer uns, wenn selbst in der eigenen Brust das Herz zum Lügner wird an uns? Ist es denn nicht gerade das Herz, womit der Mensch die Liebe suchen muß auf Erden? Ist es nicht das Herz, durch das alles Leben in dem Menschen zur Wahrheit wird? Kann der Mensch irgend Etwas mit lebendiger Kraft und Liebesgluth umfassen, wenn er es nicht mit dem Herzen aufnimmt, wenn er es nicht sorgend und liebend mit dem Herzen umschließt? Allerdings wird Alles, was der Mensch wirklich erkennen und empfinden will, von dem Menschen mit dem Herzen gefunden werden müssen, und wie der Leib nicht lebt, außer er athme, so wird der Geist in der Empfindung des Herzens athmen und leben müssen. Aber eben darum muß auch die Empfindung des Herzens beobachtet und geprüft werden, weil sie das Organ ist, durch das der Geist sich nährt. Wenn wir aber alle Wahrheit und Liebe zuerst im Herzen empfangen und tragen müssen, so ist darum noch nicht Alles, was wir im Herzen tragen, Wahrheit und Liebe. In dem Herzen träumt der Geist das Leben seiner Freiheit, und die Gefühle des Herzens sind am ehesten Traumgebilden zu vergleichen, die im Schlummer zu dem Menschen treten und ihm manchmal Wahrheit, am häufigsten aber die unverständlichste Entstellung derselben zeigen. Zwar sind auch diese noch aus der Wirklichkeit in das Traumleben eingegangen und tragen darum noch die zerstückten und verrückten Gestalten des wirklichen Lebens an sich; aber der Mensch hat schon das Schein-

leben der eigenen Willkür in diese Gestalten eingetragen und so durch eigene Schuld Wahrheit und Lüge mit einander in schwer zu lösende Verwirrung gebracht. Wer darum den Traumgesichten unbedingten Glauben schenken und nach ihren betrüglichen Erscheinungen sein Leben anordnen wollte, der müßte tausendfältig in die Irre gehen, und würde kaum ein einziges Mal die Wahrheit treffen. Wie aber die Wirklichkeit den Schlafenden mit Traumgebilden erfüllt, so erfüllt die freie Bestimmung des Menschen sein Herz mit Einbildungen aller Art. Der Traum aber verkündet uns Wahrheit, wenn in dem Spiegel eines ungestörten Seelenlebens, das nicht von sinnlichen Genüssen und geistigen Leidenschaften aufgeregt und getrübt ist, der außer dem Menschen sich in eigener reiner Würdigkeit gestaltete Organismus des allgemeinen Lebens der Natur- und Geisterwelt sich abschattet. Ebenso spiegelt in dem Herzen sich die Wahrheit ab, wenn es sich nicht selber, sondern ein anderes Leben außer sich sucht; wenn es in reiner Unbefangenheit und ohne Rücksicht auf das eigene Wohlgefallen oder Mißfallen die Gegenstände außer uns, so wie sie an sich selber sind, abbildet; wenn es sich nach dem, was i s t, in der Empfindung richtet, sich unbedingt der wirklichen Macht des Lebens unterwirft, statt das, was i s t, nach sich und der eigenen Empfindung modeln und das Leben und die Wahrheit sich unterwerfen zu wollen. Nur wenn du selbst mit deinem eigenen Meinen und Wünschen ganz aus dem Bilde verschwunden bist,

welches das Leben in dir hervorgerufen hat; wenn du dich selber nicht mehr, sondern nur die Sache siehst: dann magst du, was du schaust, für Wahrheit halten. Dein Herz ist die Leinwand, auf welche die Künstlerhand der Vorsehung das Gemälde der Wahrheit und Schönheit abmalen will. Wo du aber die Leinwand siehst, da ist kein Gemälde, und wo das Werk dieser himmlischen Kunst erscheinen soll, da muß die Leinwand verschwunden sein. Sie empfängt und trägt das Gemälde, und jedes Kunstwerk bedarf eines Grundes, darauf es aufgetragen wird; aber dieser Grund ist nicht das auf demselben entworfene Bild. Schwer ist es dem Menschen, sich und seine eigene Eitelkeit aus dem Lichtbilde des Lebens zu entfernen; will er aber mit rechtem Ernst, so fehlt es ihm nicht an bestimmten Kennzeichen der Wahrheit. Die Reinheit des Bildes selbst, die Ueberwindung der ersten Regung des Augenblicks, der aus der gewonnenen Wahrheit hervorströmende reiche Segen, der immer neue und neue blühende Werke schafft: das alles sind Zeugnisse, die auf die richtige Spur der Wahrheit unfehlbar führen müssen. Der Gegensatz aber, der in dem Herzen selber sich kundgibt, ist gewissermassen der Wegweiser zu diesem Pfade der Wahrheit. Mit geringer Mühe kann der Mensch bei jeder Empfindung, die das Zusammentreffen seines innern Lebens mit der Außenwelt erzeugt, eine andere sich denken, die von seiner eigenen verschieden und ihr entgegengesetzt ist. Sowie daher sein Herz von irgend einer

Empfindung beunruhigt wird, und also das Gleichgewicht des Gefühles verloren hat, und selbst wenn das Herz, ohne diese Unruhe zu empfinden, sich auf dem eigenen Wege sicher wähnt, muß der Mensch dieser Gegensätze sich erinnern und mit seiner Empfindung vergleichen, und er wird sehr bald finden, daß jene Empfindungen, welche dem Wohlgefallen an sich selber entgegen sind, welche die Selbstsucht am meisten ausschließen, in der Regel nicht die ersten sind, die im Herzen auftauchen. Ebenso wird der Mensch auf diesem Wege mehr und mehr erkennen, daß diejenigen Empfindungen die edelsten sind, in denen die Liebe zu sich selbst am weitesten zurücktritt, und so wird das eigene Herz ihm auch wieder, wenn er den Maßstab einer höheren Liebe anlegt, die Spur zur Erhebung und Veredlung der eigenen Gesinnung zeigen. Handelt es sich aber bei Empfindungen dieser Art auch noch um das persönliche Interesse eines Menschen, einem oder mehreren anderen gegenüber, so liegt der Vergleichungspunkt zur Auffindung des richtigen Verhältnisses noch näher, wenn wir uns den Andern an unserer und uns an seine Stelle denken und diese Frage nach dem eben angeführten Maßstabe behandeln. Wer diese Untersuchung aufrichtig anzustellen sich einmal gewöhnt hat, dem wird im sich erhebenden Widerspruche selber die Wahrheit entgegentreten. Der Weg zu dem höchsten Ziele wahrer Selbstkenntniß ist darum nicht eben schwer zu finden, wenn er auch schwer zu gehen ist. Die bittersten Selbstgeständnisse sind aber in der sitt-

lichen Heilung des Menschen die kräftigsten und sicher wirkenden Arzneien. Sobald darum in deinem Herzen sich eine Bitterkeit gegen irgend eine unangenehme Berührung mit der Außenwelt erhebt, so wirst du sie am leichtesten durch die Bitterkeit des Vergleiches mit der eigenen verkehrten Handlungsweise heilen und so das nur durch bittere Erfahrungen zur richtigen Erkenntniß der Wahrheit zu leitende Herz besänftigen. Steige nur hinab bis zu der Quelle der Bitterkeit, und wenn du dann den Ursprung derselben im eigenen Herzen entdeckt hast, aus welchem sie am häufigsten hervorbricht, dann wirst du die Veranlassung segnen lernen, aus welcher dir eine tiefere Erkenntniß deiner selbst und des Menschenherzens, sowohl in seiner natürlichen Schwäche, die das Leben uns verbittert, als auch in seiner freien Macht, die selbst aus dieser Schwäche noch ein besseres Gefühl zu schöpfen vermag, entsprungen ist.

Unter solchen Betrachtungen hatten sich die Wellen der Seele wieder gelegt, die schönen Bilder der lieblichen Blumenwelt, die in der Aufwallung des Momentes verschwunden waren, tauchten allmählig wieder in die Erinnerung hervor und zeigten sich in ihrer ganzen Lieblichkeit wieder. Dennoch aber war der Faden, mit dem die Phantasie dieselben zu einem geordneten Strauße binden wollte, zerrissen; die Seele sann, um den entflohenen Ton des ersten Gefühles wieder zu finden, und vermochte ihn nicht mehr zu erhaschen; wie wir ja hundert- und tausendfältig im Leben, in

irgend einem Gedankengang unterbrochen, uns nachher vergeblich bemühen, denselben Pfad durch die verschlungenen Irrwege und das dunkle Waldesdickicht verschlungener Gedankenräthsel wieder zu finden. Auf einem andern Weg kommen wir vielleicht wieder zu dem gleichen Ziele, aber nicht leicht mehr auf demselben, am allerwenigsten, wenn wir den mannigfaltigen Wendungen der Phantasie nachgegangen sind, die von Bild zu Bild, von Aehnlichkeit zu Aehnlichkeit sich fortbewegt, und darum bald hier, bald dort, von irgend einem andern ähnlichen Bilde angezogen und durch die Aehnlichkeit selber getäuscht, auf andere Wege geführt wird.

Nur der des Denkens gewöhnte und mit den Gesetzen desselben vertraute Geist, der immer nach dem gleichen logischen und dialektischen Verhältnisse rechnet und mißt, theilt und ordnet, gliedert und verbindet, kann das, was er einmal auf dieser gebahnten Strasse des Gedankens gefunden, immer wieder nach dem gleichen Gesetze erneuern. Aber auch in dieser Wiedererneuerung des einmal auf regelmäßigem Wege Erkannten wird dennoch der wieder aufgefrischte Gedanke ein anderer, weil der Geist in seiner lebendigen Natur sich nie wieder ganz in den alten Zustand zurückversetzen kann, und darum in jeder neuen auch noch so regelmäßigen Thätigkeit doch immer wieder sein Reich erweitert und seine Erfahrung ergänzt. Auch das gleiche Resultat ist wieder ein anderes, weil es jedenfalls mit größerer Sicherheit gewonnen und festgehalten werden kann.

Aber auch die Phantasie hat ihr Gesetz, nicht bloß der Gedanke; auch sie verlangt Harmonie und organische Einheit; auch sie muß darum, wenn sie bildet und schafft, der einzelnen Anschauung ein Gegengewicht zutheilen und die beiden Dissonanzen durch einen einfachen Mittelton mit einander ausgleichen. Es drängt sie darum, dem geschauten Inhalte eine bestimmte Form oder einem unwillkürlich in der Seele nachklingenden Tone einen entsprechenden Inhalt zu geben. Oft ist ein ganzer Gedankengang zerrissen, weil das ausgleichende und vermittelnde Wort in der Erinnerung erloschen ist. Ein anderes Mal tönt ein gefundenes Wort, ein Ton, eine Melodie unwillkürlich in uns fort und fort, wir wiederholen irgend einen Vers, der einen bestimmten Eindruck auf uns gemacht, und rezitiren oder sumsen ihn vielleicht unwillkürlich und ohne etwas zu denken, vor uns hin, gleichsam als müßten wir einem unbekannten Inhalte, der sich im Ton und Klang und Sylbenfall des Wortes verborgen hat, nachgehen und könnten nicht ruhen, bis das unbekannte Etwas, welches uns daraus angesprochen hat, gefunden ist. Wir setzen uns gleichsam in der klaren sinnenden Fluth der Seele in den dahinschaukelnden Kahn irgend einer Melodie oder eines Wohlklanges, um von ihm fort, an die schöne Insel freundlicher Erinnerung getragen zu werden. In diesem Traume der Seele will sich etwas gestalten in uns, und wird sich auch gestalten, wenn wir dem tönenden Maß einen neuen, eigenen, freien Inhalt oder dem

Inhalt einer lebendig aufgeregten Empfindung Klang und Gestalt zu geben wissen. So irrt Göthe's Musensohn durch die Felder und horcht den Melodieen, die im Innern wach werden.

Durch Feld und Wald zu schweifen,
Mein Liedchen weg zu pfeifen,
So geht's von Ort zu Ort.
Und nach dem Takte reget,
Und nach dem Maß beweget
Sich Alles an mir fort.

Ihm ist Takt und Maß gegeben, aber der Gedanke, die geistige Kraft, die in diesem Maße sich regt, die müssen erst den Klang zum Worte gestalten. Dagegen aber weht auch innerlich wieder manch leiser Hauch, es regt sich der Odem des Geistes und sucht durch den Mund der Phantasie Gestalt und Ausdruck zu gewinnen. Die Seele fühlt sich mit dem Dichter von diesem geistigen Hauche angeregt und sucht mit ihm den Klang, in den sie diese Regung ganz hineingießen könnte:

Wie leiser Liebesodem
Haucht so lau die Luft,
Es steigt aus allen Thalen
Ein warmer Veilchenduft.
Ich möcht' ein Lied ersinnen,
Das diesem Abend gleicht,
Und kann den Klang nicht finden
So dunkel, mild und weich.

Wenn dann so die sinnende Seele in leisen Erinnerungen sich schaukelt, so horcht sie am liebsten den

reichen Tönen der Poesie, ob nicht von den tausend Wellen der Schönheit, während sie von allem irdischen Stoff entkleidet im Strome der Dichtung sich badet, eine von allen, die ihre Brust umspielen, sie hinauftrage oder hinunter in die unbekannten Gefilde ihrer Sehnsucht, ob nicht eine von all diesen rauschenden, klingenden Wellen das Wort ihr zuflüstere, das den Zauber löse und den unsteten Gedanken banne, damit er in seiner wahren Gestalt sich zeige. Ich pflege darum nicht nur auf Reisen, sondern auch auf einsamen Spaziergängen immer eine kleine Auswahl der schönsten lyrischen Gedichte mitzutragen, um in solchen Stunden, in denen die Seele wunderbar innerlich angeregt nach neuen Bildern und Gestaltungen ringt und nach dem Worte sich umsieht, mit dem sie das, was innerlich in ihr vorgeht, festzuhalten vermag, gleichsam einen magnetischen Leiter an der Hand zu haben, an dem dieses innerliche Strömen und Ziehen sich zurechtfinden und durch nahe liegende Bildungen und Töne auf den Pfad, der sie zu dem angestrebten Ziele führt, hingewiesen werden kann. So aus dem eigenen Gedankengang gewaltsam herausgerissen und dennoch wieder in seine schönen Bilder zurücksinkend, suchte die Seele für ihre träumerischen Blumenphantasieen einen harmonischen Abschluß zu finden, und sich so zu sagen vor dem wirklichen Leben um ihrer Traumgebilde willen zu rechtfertigen. Ich schlug darum meine kleine Blumenlese lyrischer Blüthen der Dichter nach, und wie ich so

las und blätterte und die Blumen des Geistes, wie zuvor die des Feldes, aus dem grünen Boden der Phantasie und des Lebens sich erhoben und zu blühen und zu duften begannen, verwebten sich allmählig diese beiden Reiche des Lebens ineinander und nahmen die Wirklichkeit und die ziemlich einförmig gewordene Gegenwart liebend in ihr reizendes Gebiet mit auf, und wie wenn es dem dichtenden Geiste gefallen hätte, mir zu Liebe meinen Gefühlen zum Voraus ein entsprechendes Wort zu ersinnen, oder als wenn das geschriebene Wort der sinnenden Seele freiwillig entgegen kommen wollte, bot sich das gesuchte Wort wie von selber dar, und verstehend und verstanden klang die Sprache des Dichters mir entgegen:

Sieh' den Fels, der bis an's Firmament reicht,
Wie er liebend mit dem Wiederhall spielt;
Sieh' den Strom, der rauschend sich am Fels bricht,
Wie er mit der vollen Woge Schwall spielt;
Sieh' den Schmetterling, der längs des Stroms fleucht,
Und mit Hyacinthen überall spielt!
Spiele du nur mit und sei ein Kind nur,
Schöne Spiele sind es, die das All spielt.

Während dieser Beschäftigung, diese verschiedenartigen Blumen zu Kränzen und Guirlanden zu binden, um den kahlen Raum einer prosaischen Stellwagenfahrt mit ihnen auszuschmücken, waren wir, ehe ich's vermuthete, mit einer mir für den Augenblick unbegreiflichen Schnelligkeit nach Efringen gekommen, wo uns die Eisenbahn auf ihre Flügel nehmen und

in noch rascherer Eile nach Freiburg tragen sollte. Die Bahn zieht sich hart am Fuße des Schwarzwaldes und zum Theil noch auf den letzten Abhängen desselben hin, so daß gegen Westen die ganze Aussicht über die Rheinebene frei bleibt. Der Thalgrund liegt weit ausgebreitet vor dir und schwebt langsam an deinem Auge vorüber. In der Ferne schlingt der Rhein ein breites Silberband durch die grüne Ebene hin und jenseits breitet das fruchtbare Elsaß seine Ebene bis zu den Vogesen hin aus, und man sieht sogar die einzelnen Züge der französischen Bahn mit den weißlichen Rauchwolken ihrer Dampfwägen, wie Ossians auf Wolken segelnde Luftgeister, von Zeit zu Zeit erscheinen und wieder verschwinden. Rechts aber, wo die Eisenbahn hart an die Berge sich hindrängt, fliegen schmale grüne Thalgründe wechselnd mit schroffen, scharfkantigen Felsen wie plötzlich aufflatternde Vögel an dir vorüber. Nur ein rascher Blick ist erlaubt und nicht mehr, und es wird dem Auge fast ängstlich bei diesem schnellen Vorüberflug, mit dem Häuser, Dörfer und Städte, Felsen und Berge sogar, wie Gespenster auf einmal vor dir auftauchen und im nächsten Augenblicke wie in's Nichts verschwinden. Allmählig aber entfernt sich die Bahn etwas weiter von den Bergen und gestattet so dem Blick eine längere, freiere Aussicht auf die großen und sanften Formen der ruhigen und schönen Bergesgruppen des Schwarzwaldes und seiner grünen Thäler, bis man endlich in Freiburg

so recht in die Mitte, in das Herz dieser schönen Gegend sich versetzt findet.

Unmittelbar am Fuße eines weit vorspringenden, zuerst mit Reben bepflanzten und weiter zurück mit schönen dunkeln Waldungen geschmückten Bergrückens drängt es sich von der einen Seite in die weite grüne Bucht des durch ihn und den gegenüberstehenden vorspringenden Hügel gebildeten weiten Amphitheaters der Berge und springt auf der andern Seite frei in die große, weite Ebene hervor, die gegen den Rhein sich hinabzieht und nur gegen Kolmar hin von einer alleinstehenden Bergesgruppe nicht so fast unterbrochen als vielmehr zu einer um einen sichtbar sich erhebenden Mittelpunkt herum geordneten Einheit verbunden wird. Dadurch gewinnt das Auge auch in dieser weiten Ebene einen beruhigenden Anhaltspunkt und schweift um so lieber mit forschenden Blicken in die unabsehbare Ferne, weil sie dieselbe wieder mit diesem schönen Mittelpunkt verknüpfen kann. Wendest du dich aber gegen Osten herum, so findest du in dem halbeingeschlossenen grünen Thalgrunde eine so reizende, frische, durch ihre Einfachheit und Mannigfaltigkeit gleich entzückende Aussicht, die mit jener Fernsicht in einem so schönen und lieblichen Gegensatze steht, daß du kaum aufhören kannst, ihr mit Blicken der Freude zu liebkosen, und dich von ihr wieder freundlich liebkosen zu lassen. Der unmittelbar vor dir liegende weite, üppig grüne Halbkreis, der von allen Seiten von Bergen eingeschlossen ist, setzt an diesen Bergen in mannigfaltigen

grünen Seitenthälern sich fort, die zwischen den dunklen Wäldern in mannigfaltigen schönen Biegungen zwischen den Bergvorsprüngen hin und an ihnen empor sich winden, um sich endlich in der dunkleren duftigen Ferne im Waldesschatten zu verlieren. Wie fröhliche, unschuldige Kinder spielen sie gleichsam Versteckens mit dir, lachen dich zuerst freundlich an und springen dann schnell in den Wald hinein, damit du geneckt und gereizt ihnen nacheilen und sie in ihrer reizenden Einsamkeit aufsuchen sollst.

Auch ist es gewiß der erste Gedanke eines Jeden, der diese liebliche Gegend zum ersten Mal sieht, hier in diesen reizenden, einsamen Thälern an der Hand eines Freundes sich ergehen zu können. Immer eines reizender als das andere, lockt dich ein jedes in seiner friedlichen, heitern Einsamkeit, in seiner lieblichen Stille, das Geräusch der Eisenbahnen, den Lärm der Zeitungen, den politischen Hader der Gesellschaft, das Geschwätz des sich breit machenden Philisterthums und all die tausendfältige Thorheit der lärmenden und schreienden Welt zu vergessen und, schönen Erinnerungen, reineren Gefühlen hingegeben, des Geheimnisses und der Lieblichkeit der Natur und vertrauter Seelen dich zu erfreuen. Jedes von diesen freundlichen Thälchen lockt dich mit einer andern Gestalt. In dem einen winkt dir halbversteckt ein freundliches, niedliches Dörfchen mit seinen zierlichen Häusern und verspricht dir wohnliche Behaglichkeit, mit stiller Abgeschiedenheit und freundlicher Fernsicht vereint; dort

wandelt rauschend und flüsternd ein Bächlein durch ein sanftes Wiesengrün, zwischen tief herabhängenden Weiden und leichten Gebüschen unter Blumen hin, und ein schöner, wohlbetretener Fußweg zieht sich an dem plaudernden Bächlein fort. Du möchtest um Alles gern einmal mit diesem plaudernden Kinde des Waldes von deinen eigenen Träumen und kindlichen Freuden dich unterhalten. So hat jedes seine eigene Anmuth, und wie die Kinder in dem bekannten Gemälde von Rubens an einem reichen Blumengewinde sich spielend mühsam schleppen und unter den Rosen und Tulpen die zarten, lockigen Köpfchen mit den unschuldigen und schalkhaften Augen hervorstrecken und dich anlachen, so lächeln auch aus einer reichen glücklichen Natur, aus den Träumen des Waldes diese Thäler wie unschuldige, schalkhafte Kinder dir entgegen. Wie du so dastehst und sie anschaust eins nach dem andern, und umsonst dich besinnst, welches von ihnen dir besser gefalle, füllst du in Gedanken deine Zeit der Muße mit dem Bilde reizender Spaziergänge aus, die du je nach deiner Empfindung und Stimmung bald in dieses, bald in jenes Thälchen vornimmst, bald allein, bald mit einem trauten Freunde, bald wieder mit fröhlichen, lustigen Genossen; selbst die Mußestunden werden in solcher Umgebung zu Blumenkränzen, mit denen Alcibiades, der Lobredner des Sokrates, das Haupt sich schmückt, um in trunkener Begeisterung die ernste Wahrheit in das Feierkleid der Schönheit zu hüllen. Als ich das erste Mal diese schöne Landschaft so über-

schaute, da war es mir unmöglich, mich so in der Ferne mit dem bloßen Anschauen zu begnügen. Mit raschen Schritten eilte ich dem ersten Bergvorsprung zu, um mir die Lieblichkeit, wenigstens des nächsten dieser schönen Thalgründe, etwas näher zu beschauen. Vielleicht war es nur die Täuschung der Ferne, welche mir das Ganze wie das Einzelne so reizend vormalte? Aber sieh! in der Nähe gesehen, war es nur um so lieblicher, um so einladender geworden; und so zog ich denn, wie von einem heimlichen Zauber geleitet, dem Thal, dem Hügel entlang, und meinte immer nicht mich satt sehen zu können; vergaß die Fremde, vergaß die späte Nachmittagsstunde, in der ich ausgegangen war, und erst als der Ton der Heimath, der Klang der Abendglocke des nahen Dörfleins an den Untergang des so schön verträumten Tages mich mahnte, als die liebliche Gegend den dunkeln Mantel der Nacht immer weiter um sich herum verbreitete und immer tiefer in denselben sich hüllte, da erst merkte ich, daß es Zeit sei, mich gleichfalls nach einer sichern Nachtherberge umzusehen, und mühsam fand ich mich wieder in der Dunkelheit zurecht.

Des andern Tages aber blieb mir nur wenig Zeit mehr übrig, das Münster mit all seinem in ihm offenbar gewordenen Reichthum der Kunst so recht mit Muße beschauen zu können. Ich wollte darum für dießmal zu allererst nach dem Münster eilen, mich zuvor im Innern umsehen, dann den Thurm besteigen und endlich auch noch von Außen

den ganzen Bau von allen Seiten betrachten. So eilfertig ich mich aber auch dahin auf den Weg gemacht, so fest ich mir vorgenommen hatte, gleich in das Innere zu gehen: so war es mir doch nicht möglich, beim Anblick der äußern Vollendung dieses schönen gothischen Baues so ohne Weiteres vorüber zu eilen. Ich mochte wollen oder nicht, vor diesem Thurme und seiner in die Höhe sich schwingenden, vollkommenen Zierlichkeit und Leichtigkeit mußte ich bewundernd stehen bleiben. Es ist dem Auge geradezu unmöglich, diesem freien, leichten Schwung zu widerstehen. Wo ich auch immer im Laufe des Tages hingehen mochte, sobald ich dieses Thurmes ansichtig wurde, mußte ich eben doch immer wieder auf's Neue vor ihm stehen bleiben. Der Zeus der Kunst sandte seine geflügelten Steinadler, die den Beschauer gleichsam mit Gewalt zu olympischen Höhen entführten. Wenn der Stein Flügel sich nimmt und von der Erde zur Höhe sich schwingt, wenn er die schwere Last der Erdhaftigkeit von sich abschüttelt und wie ein leichtbeschwingter Elfe in luftige Höhen sich hebt: wie sollte des Menschen Gedanke bei einem solchen Anblick schwerfällig und plump an die Erde gebannt bleiben können? Der Körper selbst scheint Geist geworden zu sein, frei von dem Gesetze und der Last der Erde, ein höheres Leben zu leben, als das irdische, beseligt oder wenigstens beseelt durch den Geist des Meisters, der ihn aus einem ungefügen Erdenkloß zu einem geflügelten Boten eines geistigen Lebens umgeschaffen. Ich mußte beim Anblick dieses Thurmes, der

in allen seinen Massen so leicht und frei sich hebt und schwingt, so daß das Auge selbst wie unwillkürlich mit in die Höhe gerissen wird, und wenn es an der Spitze angelangt ist, dort gleichsam den Geist in Gestalt einer leichtgeflügelten Taube sitzen sieht, der nun, sobald des Menschen Auge ihn erblickt, sich aufschwingt und die Ahnung des Menschen in noch größere Höhe lenkt — bei diesem Anblick mußte ich immer jenes Wortes der Genesis gedenken, in welchem uns Moses die Schöpfung des ersten Menschen erzählt, und nach welcher mir noch von den Zeiten des ersten Unterrichtes das Bild in der Erinnerung schwebte, wie Gott der Herr den Leib des ersten Menschen aus Erde gebildet und dann ihm den Odem des Lebens eingehaucht, und dieser nun von der Erde, auf der er zuerst ein fühlloser Leichnam gelegen, aufsprang und lebte. Hier sah ich ein treues, unverkennbares Nachbild jenes ersten Bildes der Menschenschöpfung; ich sah die Erde in ihrer festesten, schwersten Gestalt in der schwerfälligen Steinmasse von dem Hauche des künstlerischen Menschengeistes getroffen, vom Boden aufspringen und sich durch eine neue höhere Lebenskraft nach Oben schwingen. Zwar war das erste Gesetz der Schwere nicht aus dem Steine gewichen, aber es war einem andern Gesetze gehorsam geworden und durch dasselbe von seiner Schwerfälligkeit befreit. Das erdhafte Gesetz gab ihm Festigkeit und Stärke, das Gesetz der Kunst Leichtigkeit, Zierlichkeit und Schönheit, und beide in dieser innigen Wechselwirkung die reine Harmonie von

Kraft und Anmuth. Die wahre Schönheit aber, wie die schöne Wahrheit, entsteht immer nur aus der Harmonie zweier sich gegenüber stehenden Lebensbedingungen, die in ihrer gegenseitigen Einigung in einander und für einander sind und leben und die Kraft des Geistes in dem Grunde der äußern Erscheinung offenbaren, der äußern Erscheinung aber eine innere Bedeutung, Sinn und Zweck verleihen.

Wie man nun an dem Thurme selbst Treppe für Treppe emporsteigt, da treten aus der Harmonie des Ganzen die einzelnen Gruppen und Bildungen wie harmonisch verklingende Töne hervor; jedes einzelne Glied ist aus dem Ganzen hervorgewachsen; es gibt keinen Theil, der nach Willkür hinweggenommen oder hinzugefügt werden könnte, vielmehr ist in diesem unübersehbaren Reichthum der einzelnen Bildungen jedes Glied im organischen Zusammenhange mit dem Ganzen, und gehört ihm mit innerer Nothwendigkeit an. Als wir nun oben an dem höchsten Kranze des Thurmes angekommen und von da aus wieder über die Stadt, die unmittelbar zu unsern Füßen lag, hinaus in die schöne Umgebung von Freiburg blickten, da grüßten uns abermals die freundlichen Kinderaugen der schönen Thäler des Schwarzwaldes, die sich wie die grünen Kelchblätter einer mächtigen Blumenkrone, deren Mittelpunkt die Stadt mit dem aus der Tiefe des Kelches sich erhebenden Thurme zu sein schien, ausgebreitet hatten. Sie schienen jetzt noch mehr Aehnlichkeit mit jenen spielenden Kindern des Rubens'schen Gemäldes

zu haben, da sie gleichsam den reichen Blätterkranz der auf ihnen ruhenden Berge und Wälder auf sich genommen hatten, um mit ihm das liebliche Freiburg zu bekränzen; ja, die Berge selber, so ernst und bei all ihrer Größe doch so milde und sanft in ihren Umrissen, schienen uns die liebenden Aeltern zu sein, welche die spielenden Kinder des Thales auf die Arme genommen hatten und lächelnd und freudig bewegt zu ihnen niederschauten. Die Thäler schlangen so innig an den Bergen sich hin, daß sie wohl gleichfalls lieblichen Kindern verglichen werden konnten, die ihre weichen Arme vertraulich um den Hals des ernsten Vaters geschlungen und mit ihren Küssen ein Lächeln ihm abgezwungen; die Bächlein aber, die aus der verborgenen Nacht der Wälder hervorbrachen, das waren wohl die Freudenthränen, die erquickend und segnend von den liebenden Eltern den zärtlichen Kindern gespendet wurden. Jetzt erst sah man die schöne Harmonie zwischen diesen milden Bergen und den sanften Thälern. Sie bildeten eine unzertrennbare, liebliche Gruppe, an der jedes Einzelne wieder an seinen Ort von der Hand eines kunstreichen Meisters gestellt war, und wie in der Kunst Geist und Leib harmonisch ineinander greifen, so war auch hier in der Natur das Große mit dem Zarten, die Höhe mit der Tiefe zu einem harmonisch ineinander klingenden Accord verbunden.

Als wir aber von der Höhe des Thurmes wieder niederstiegen und von dem obersten Chor des hohen Münsters auf seine weiten Hallen niederschauten,

begegnete unserm Blicke eine andere, höhere Lebensharmonie, die, wenn sie im rechten Einklang mit ihrem innern, freien Bewußtsein steht, Himmel und Erde, natürliches und überirdisches Leben im höchsten Accord religiöser Empfindung im Menschenherzen verbindet, die aber leider um so seltener ist, und um so weniger verstanden wird, je höher sie ist. Ueber der Schönheit der Natur und über der Schönheit der Kunst steht die Schönheit wahrhaft inniger und lebenskräftiger, religiöser Begeisterung. Aber selten wirst du eine wirklich schöne Landschaft, noch seltener ein vollendetes Kunstwerk erblicken, am allerseltensten aber wird dir diese wahre, in voller Harmonie der Natur und Freiheit des Menschen mit einem höheren Leben erklingende Begeisterung höherer Andacht begegnen. Als wir so von der Höhe des obersten Chores auf diese ungeheure Tiefe unter uns niederblickten und unten die Kerzen auf dem Altare flammen und die Weihrauchwolken in die Höhe sich heben sahen, und wir, noch gleichsam über diesen Wolken stehend, wie von einer höheren Welt auf die versammelte Menge niederschauten; wie nun die Töne der Orgel zu uns heraufdrangen und wie unsichtbare Geister auf diesen Wolken sich wiegten, dann aber wieder diese Wolken sich zertheilten und dem Auge irgend eine Gruppe des unten knieenden Volkes zeigten, über welches durch die farbigen Fenster des Münsters das Sonnenlicht in mystischen Farben sich hingebreitet hatte; wie wir so entfernt von diesen einzelnen Gestalten nur noch ihr Ver-

hältniß zum Ganzen in dem in die Höhe sich hebenden Zeichen der innern Andachtsgluth und der Alles erleuchtenden Gottesbegeisterung erblickten; da erschien uns diese ganze Versammlung wie ein Verein von Auserwählten und Heiligen, die Gemeinschaft der Gläubigen in dem Tempel Gottes wie eine mit unübertroffener Schönheit und Herrlichkeit ausgerüstete, von dem göttlichen Wohlgefallen zu einem höheren, seligen Leben emporgetragene Gemeinschaft, die nicht mehr der Erde und irdischen Gefühlen, sondern höheren Anschauungen und Empfindungen eines anderen Lebens angehörte. Diese Töne der Orgel, das waren wohl die Seelen dieser in Andacht versammelten Gläubigen, die den trägen Körper verlassen und hier mit himmlischen Geistern Hand in Hand zu einem schönen Chore sich verbunden hatten, der vor dem Angesichte des Höchsten den festlichen Reihen zu Ehren der ewigen Hochzeit des himmlischen Bräutigams mit seiner Braut, der Kirche, eröffnet. Von dieser Vorstellung auf's Lebhafteste ergriffen, wollte ich unserm Begleiter, der uns vom Thurme aus die Umgegend gezeigt und alle ihre geschichtlichen Merkwürdigkeiten bis in's Einzelnste erklärt hatte, nun hinwieder auch meinerseits eine Schilderung von dem Gefühle machen, das in diesem Augenblick meine Brust bewegte. Der aber sah mich so eigenthümlich und fast wie ironisch lächelnd an, als wollte er sagen: „Du bist eben ein Schwärmer, der in diesem Augenblicke der aufgeregten Einbildungskraft das geträumte Bild mit der Wirk-

lichkeit verwechselt! bist vielleicht selbst in den Träumen deiner Einbildungskraft so befangen, wie das unten knieende Volk, das ich besser kenne, als du, und dünkst dich vielleicht selber so ein halber Gott zu sein, der jetzt in sentimentaler Ueberschwenglichkeit des Gefühls auf die Menschen, die unter ihm knieen, herabschaut, und ebenso, wie das Volk, meint, es öffneten sich von Zeit zu Zeit die Wolken und gestatteten dem lieben Gott so einen einzelnen Lichtblick auf irgend eine versammelte Gruppe von Betern, denen er dann, weil sie ihm gerade in's Auge fallen, vor allen Andern, die er nicht sieht, günstig und gnädig sich erweist. Aber steige nur hinab zu diesem Volke, dann wirst du sehen, wie wenig sie in Wirklichkeit Glauben zu einem Gott haben, um dessen Wesen und wahre Natur sie sich nicht bekümmern, den sie nicht kennen und den sie darum auch nicht lieben, zu dem sie mit gewinnsüchtigem Herzen oder mit furchtsamer Seele beten, weil sie entweder seinen Himmel verlangen oder seine Hölle fürchten." So ohngefähr ließen die Blicke unsers Begleiters und sein ironisches Lächeln sich in Worte übersetzen.

Daß ich darum meine freudig bewegte Empfindung nicht weiter vor ihm enthüllen mochte, war natürlich; bei mir selber aber dachte ich, wie es doch mit der wahren Andacht so ganz eigenthümlich beschaffen sei, daß nur schwer ein festes Kennzeichen derselben im Leben gefunden werden könne. Der Eine verachtet alle äußeren gottesdienstlichen

Gebräuche, will in seinem Herzen und in seinem Kämmerlein mit seinem Gott allein sein, und vergißt darüber die Gemeinschaft der Kirche, die Andacht und Ehrfurcht, die er seinem Gotte darbringen wollte, über sich selbst. Ein Anderer bedarf der äußern Ceremonieen, des die Einbildungskraft aufregenden, gemeinschaftlichen Gottesdienstes, bedarf des äußern Zeichens und Wortes, um sich der, an dieselben geknüpften Verheißung zu getrösten, und vergißt häufig über der Verheißung die wirkliche Erhebung des Gemüthes, und sucht, statt an den äußeren Zeichen wie auf Stufen zu einer höheren Anschauung und zu Gott emporzusteigen, vielmehr an der unzerreißbaren Kette solcher Verheißungen Gott zu sich herabzuziehen. Aber eben das ist auch wieder das Zeichen und Zeugniß der wahren Andacht, daß sie das äußere Zeichen besitzt und doch nicht an dasselbe gebunden ist, daß sie über die Bedeutung des Zeichens, nicht aber das Zeichen über die innere Andacht entscheidet.

Wäre das äußere Zeichen entscheidend, so dürfte ja der Mensch nur irgend eine Form sich angewöhnen, und dann läge sein Himmel in dieser Form und Angewöhnung. Nicht der Glaube, nicht das Vertrauen und die Liebe würden entscheiden, sondern das äußere, sinnliche Zeichen. Bedarf es nichts weiter, um Gott zu gefallen, als in die Kirche zu gehen, dort gewisse Gebete zu sprechen, eine bestimmte Zeit bei gottesdienstlichen Handlungen gegenwärtig zu sein, so ist es ja nicht der Geist, der dich heiligt, sondern

die äußere Form. Deine Seele verbindet sich dann nicht mehr in geistiger Freiheit durch die Kraft der Liebe mit dem höheren, geistigen Leben, sondern sie wird, unfrei an sich selbst, durch eine bloße Form gerechtfertigt und geheiligt. Darum eben, weil jede Form mißbraucht werden kann, muß das innere Leben entscheiden.

Wenn die Gemeinde im Tempel versammelt ist im Gefühle der kirchlichen Lebensgemeinschaft, wenn von den Vielen ein Jeder wieder an dem Gefühle des Andern sich stärkt, wenn alle Sinne des Menschen von Erinnerungen an Gott und seine unendliche Liebe angeregt werden, wenn die Pforten des irdischen Verkehrs hinter ihm zugefallen sind und er in einer andern, neuern, höhern Lebensgemeinschaft sich erkennt, und die Fülle göttlicher Verheißungen, die ihm von dem Opfer und Altare entgegenströmt, die Seele gleichsam unwillkürlich trägt und hebt; da kann allerdings des Menschen Seele alle die Gefühle, von denen sie sonst von der Betrachtung des Göttlichen abgezogen wird, leichter von sich abstreifen, freier zu einem höheren Leben sich emporschwingen, sie ist nicht mehr auf sich und ihre trügliche Empfindung allein angewiesen, sondern der in der Offenbarung Gottes selber gegebene untrügliche Stützpunkt aller menschlichen Freiheit ist ihr sicherer Anhaltspunkt, der sie nicht täuschen und nicht ohne Erhörung entlassen kann. Diese Zuversicht der Seele aber ist selbst wieder eine tragende Kraft, die den schwankenden Muth befestigt, das Ziel unverrückbar

dem Menschen vor Augen stellt. Wie soll der Mensch auf seine trügliche eigene Kraft sich verlassen können, wenn dieser nicht eine höhere Verheißung zur Seite steht? Mit untrüglicher Gewißheit kannst du darauf bauen, daß die göttliche Verheißung dich nicht täuschen werde. Aber allerdings kannst du selber dich täuschen, kannst für Andacht halten, was keine Erhebung des Gemüthes zu Gott ist; kannst auf die Verheißung bauen, ohne dich auf ihre mächtigen Schwingen setzen zu können; kannst von dir selbst und der innern Wahrheit des Gefühles verlassen sein und wähnen, im Geist und in der Wahrheit zu beten, während in dir selbst das geistige Leben und das reine Licht der Wahrheit verschwunden ist. Wie oft muß man nicht sagen hören: Wenn ich nur bete; ob ich verstehe und fühle, was ich bete, das ist gleichgiltig, denn Gott weiß es und versteht es. Aber handelt es sich denn darum, daß Gott dich höre und verstehe? Sieht, hört und versteht er dich denn nicht überall und in Allem? Handelt es sich nicht vielmehr darum, daß du Gott verstehest, den Sinn, die Wahrheit und den Geist seiner Verheißung in dir selbst erkennest und durch die Oeffnung deines Herzens dem Strome göttlicher Gnade den Weg bahnst, auf welchem er in dich eingehen kann? Die Verheißung Gottes soll sich ja nicht außer dir, sondern in dir erfüllen. Das Zeichen der Andacht hat nur dann einen Werth, wenn diese selbst gegenwärtig ist. Es ist bei Gott nicht wie etwa bei einem Großen der Erde, dem man

eine äußere Ehre anthun kann; die wahre Ehrfurcht gegen Gott ist gerade durch das äußere Zeichen verletzt, wenn diesem die innere Erhebung des Gemüthes mangelt, weil eine solche Ehrenbezeugung auf einer Gleichstellung des göttlichen Wesens mit der Schwachheit der menschlichen Empfindung beruht. Die Ehre, die wir Gott anthun können, ist eben selbst wieder nichts Anderes, als die Vermehrung unseres Vertrauens und unserer Liebe zu ihm. Was Gott von uns fordert und will, das fordert und will er von uns nicht um seinet- sondern um unsertwillen. Nicht darum fordert er unser Gebet, unsere Verehrung und Anbetung, damit er selbst dadurch verherrlichet werde; denn der Herr der Herrlichkeit kann nicht von uns herrlich werden; sondern damit er in uns herrlich werde, damit die Erkenntniß seiner Herrlichkeit in uns eingehe, und wir durch die Anbetung derselben die Theilnahme an der mit dieser Herrlichkeit verbundenen Seligkeit gewinnen sollen. Darum hat ja seine Liebe uns Alles gegeben: die Natur, die Gebote, die Erlösung, damit uns dieses alles seiner Liebe theilhaftig mache. Gott fordert nicht darum dein Gebet, damit du ihm einen Dienst erweisest, der dessen nicht bedarf, sondern damit du ihn dir erweisest. Je mehr aber der Mensch in der Erhebung seines Gemüthes zur göttlichen Liebe durch das Gebet die Erkenntniß dieser Herrlichkeit und Liebe Gottes in allen Werken und Wirkungen derselben vermehrt, um so wahrer und um so geistiger wird sein Gebet, um so

reichere Früchte wird es ihm bringen. Wo aber immer der Mensch in der Betrachtung der Werke der Schöpfung oder der Worte der heiligen Offenbarung in der innern Empfindung oder äußern Erklärung derselben sich zu einer solchen höheren Erkenntniß emporschwingt, da betet er. Da er aber überall, entweder in sich oder außer sich, die Werke der göttlichen Macht und Liebe betrachten und diese Erkenntniß vermehren kann, so kann er beten ohne Unterlaß. Auch das Gebet im stillen Kämmerlein, auf Bergen und Hügeln kann ein reines, Gott wohlgefälliges Gebet sein. Auch das Gebet in der stillen Abgeschiedenheit des einsamen Kämmerleins ist ein von dem Heilande selbst dringend empfohlenes Gebet, und wie oft erzählt die Schrift von ihm: „Er aber ging auf einen hohen Berg, um allda zu beten!" Wenn der Mensch mit sich und seinem Gott allein sich fühlt und dieser Erinnerung an ihn in seinem Herzen Gehör gibt, so ist er in seinem Kämmerlein, und wenn er in geistiger Betrachtung die Höhen der Erkenntniß ersteigt, so ist er wie auf einem hohen Berge, auf dem er, dem Heilande der Menschen nachahmend, in erhabener Zurückgezogenheit beten kann. In dem einen Falle betet er so zu sagen mit der Seele, in dem andern aber mit dem Geiste. Wenn er aber im Gefühle der kirchlichen Lebensgemeinschaft mit der Empfindung inniger Menschen- und Bruderliebe in dem Tempel Gottes vor dem Altare kniet und betet, so ist es das Gebet des Herzens,

welches die Seele in mir in voller Kraft und Innigkeit ergreifen und mit der Ueberschwenglichkeit eines liebenden Gefühles zu höherer Erkenntniß, zu innigerer, lebendigerer Theilnahme im Geiste der Liebe fortreißen kann. Es gibt wohl nicht leicht einen rührenderen, das Herz in der innigsten Liebesempfindung mächtiger bewegenden Anblick, als eine solche, in wahrer Liebeseintracht zur gemeinschaftlichen Andacht versammelte Gemeinde. Aus unserer Zeit aber ist leider das Gefühl innerer, geistiger Lebensgemeinschaft in der kirchlichen Verbindung fast gänzlich verschwunden. Das Wort „Kirche" selbst ist zum Zankapfel und zum Ziel des Widerspruches geworden und das wahre Leben derselben wird von ihren Widersachern und von ihren vermeintlichen Vertheidigern in der Regel gleichmäßig verkannt. Die Einen stellen ein Zerrbild der Kirche als Gegenstand weltlichen Hohnes uns vor Augen, und die Andern stellen uns gleichfalls häufig ein verunstaltetes oder verhülltes Bild derselben als das wahre Urbild hin, und geben dadurch den Feinden der Kirche nur um so mehr Gelegenheit zum Hohne, zur Verachtung und zum Hasse.

Wie aber unsere Zeit überhaupt sich in allen Formen und Bedürfnissen umgestaltet hat, so wird auch das religiöse Bewußtsein derselben von der für alle Zeiten gegebenen Offenbarung und von dem Geiste, den Christus seiner Kirche für immer ver-

heißen hat, sicher so umgestaltet werden, daß nichts von dem, was der wahren Religion und der wahren Kirche eigen ist, verloren gehen wird, und dennoch den neuen Bedürfnissen des Menschengeistes und Menschenlebens, wie auf dem Gebiete der Mechanik, der Naturkunde, der Arzneimittellehre und Heilkunde, so auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens diejenige Hilfe gebracht werden wird, deren sie im Unterschiede von anderen Zeiten bedarf. Wohl an wenigen Orten wird einem dieses Bewußtsein eines nothwendigen Umschwungs so klar, wie gerade in Freiburg. Tausendfältig begegnet dem Beobachter die Zerrissenheit und innere Zerfallenheit der gegenwärtigen Zustände. Wie man aber mit bitterem Schmerze diese Krankheit und Hilflosigkeit der in sich zerfallenen Zeit gerade hier in so vielfältigen Gestalten und Mißgestalten beobachtet, so trifft dagegen auch hier, gerade hier das Auge auf so viele Zeichen einer, trotz allen Widersprüchen doch immer wieder sich erneuenden, höheren Eintracht des Lebens. Diese dreifache Harmonie, die in der Natur, in der Kunst und selbst in dem von der Wirklichkeit abgehobenen Ausblick in die höhere Schönheit wahrhaft religiöser Andacht und Begeisterung dem betrachtenden Geiste begegnet war, deutete tröstlich über die Wirren der Gegenwart auf eine mögliche, zukünftige, höhere Einigung der jetzt unversöhnlich miteinander kämpfenden Gegensätze; und so blieb im Ganzen der Eindruck, den das freund-

liche Freiburg auf uns gemacht, doch immer ein beruhigender und harmonischer, und in höherem Grade, als bei jedem andern Orte dieß der Fall war, nahmen wir des andern Tages höchst ungern Abschied von Freiburg.

Straßburg, den 31. Aug.

V. Tag.

Tendenzbestrebungen der neuern Zeit. Das Mittelalter in seiner poetischen Entfaltung. Die nothwendige und organische Umgestaltung der Zeit in ihrem Verhältniß zur Genesis des Raumes. Der vierte, fünfte und sechste Schöpfungstag. Homöopathie und Allopathie. Das Bedürfniß der Gegenwart. Gespräch auf der Eisenbahn. Ankunft in Straßburg. Die Façade des Münsters. Die Vereinigung verschiedener Kunstepochen am Münster. Bildergallerie. Peterskirche mit Bildern aus der Schule Martin Schöns. Grabmal des Marschalls von Sachsen. Aussicht vom Münsterthurme.

Der Bahnhof in Freiburg ist keiner von den kleinsten, und seine Wartsäle wären geräumig genug, um einer ziemlich bedeutenden Menge Raum zu geben; allein die Bahn selbst wird sehr stark benützt,

und darum findet sich immer eine große Schaar der Wartenden, und selbst wenn dieß nicht der Fall wäre, so haben sich nun einmal die Eisenbahnreisenden gewöhnt, an die Ausgangsthüren der Wartsäle sich zu drängen und dort mit gespannter Ungeduld den Augenblick zu erwarten, der die Thüren öffnet. Wenn irgendwo, so hat hier der Egoismus Gelegenheit, sich mit gänzlicher Rücksichtslosigkeit im grellsten Lichte zu zeigen. Die Menschen, die nur auf Augenblicke einander sich sehen und möglicherweise in ihrem Leben nie wieder zusammentreffen, haben keine Zeit, sich um ihre Mitmenschen zu bekümmern; jeder denkt nur an sich allein, ist ganz und gar auf sich allein angewiesen, und weiß kaum, daß die mit ihm Reisenden gleich ihm Empfindung und Gefühl und eigenes Leben haben. Die Raschheit und Heftigkeit aller Bewegungen gönnt dem Menschen nicht Zeit, weiter zu denken. In beständiger Gefahr, selbst den rechten Augenblick zu übersehen, ist er ein Sklave dieses Augenblickes geworden, ist genöthigt, sogar mit Aengstlichkeit auf sich und das Seinige zu achten, um nicht im Drange und Sturme dieses Augenblicks zu Schaden zu kommen; er hat keine Zeit, mit dem Menschen, mit dem Leben, mit der Natur zu verkehren, und gerade die ungehemmte Schnelligkeit, mit der er die Zeit ergreifen muß, hindert ihn, den Inhalt dieser Zeit zu erkennen. Rastlos jagt er vorüber an Berg und Thal, an Wald und Flur, und kaum ist ihm gegönnt, auch nur einen flüchtigen Blick darauf zu werfen, so ist Alles wieder

verschwunden. Die Schönheit und Lieblichkeit der Natur aber näher zu beschauen und durch nähere Bekanntschaft lieb zu gewinnen, dazu hat er keine Zeit, und ebenso wenig hat er Zeit, mit seiner Umgebung und mit den Menschen, so nahe sie ihm auch äußerlich sein mögen, zu verkehren, durch näheren Umgang sie kennen zu lernen, Vertrauen und Liebe zu ihnen zu gewinnen. Sonst wenn man zu einem Wege, den man jetzt in wenigen Stunden zurücklegt, beinahe eben so viele Tage brauchte, da konnte wohl eine kleine Reisegesellschaft sich gegenseitig Vertrauen abgewinnen, es konnte wenigstens die allgemeine gegenseitige Aufmerksamkeit und freundschaftliche Zuvorkommenheit sich offenbaren, wenn nicht, wie es oft geschah, ein innigeres Verständniß der Seelen, eine für das ganze Leben dem Herzen theure Bekanntschaft daraus sich entspann. Jetzt aber setzest du dich so in einen Eisenbahnwagen zu einer Menge von dir unbekannten Menschen, schon zum vorhinein die Gewißheit in dir tragend, daß du kaum ein paar Worte mit dem Einen oder Andern wechseln wirst; nach einer Viertelstunde hast du vielleicht wieder ganz andere Umgebung, und höchstens wirst du einige Stunden die Gesellschaft dieser fremden Gesichter theilen; und wolltest du auch mit dem Einen oder Andern dich unterhalten, so würde dich jedenfalls das Pfeifen, Aechzen und Rasseln, das immerwährende Gepolter deines unheimlichen Fuhrwerks an einer vertrauteren Mittheilung hindern. Darum sitzen auch die in einem solchen Eisenbahnwagen trans-

portirten Menschenkinder in der Regel, wie alle andern leblosen Transportgegenstände, nebeneinander, die Gedanken eines Jeden sind von der Natur und der Menschheit so zu sagen abgeschnitten, lediglich auf sich selber beschränkt. Schweigend und theilnahmslos hüllt sich Jeder in seine eigene Empfindung. Je mehr aber der Mensch von Menschen und von der Natur losgerissen wird, um so kälter und selbstsüchtiger wird sein Herz. Das allgemein menschliche Gefühl geht in der einzelnen individuellen Empfindung der Selbstliebe unter. Die Gemüthlichkeit und Poesie verschwindet aus dem Leben, weil sie nicht mehr Zeit und Gelegenheit hat, Wurzel zu treiben und sich auszubreiten. Höchstens wird das Bestreben noch Zeit haben, sich zu offenbaren, die eigene Eitelkeit geltend zu machen, von sich und den eigenen Vorzügen zu sprechen und vor dem Unbekannten mit dem eigenen Steckenpferd Parade zu machen. Ein allgemeiner, aus der Tiefe des Herzens oder aus höherer Vernunftanschauung hervorquellender Gedanke läßt sich unter solchen Umständen und solcher Umgebung unmöglich aussprechen, und die äußern Verhältnisse drängen den Menschen so zu sagen von selber mehr und mehr zu jenem flachen Egoismus, der nur sich und das eigene Streben kennt und außerdem nichts, der darum auch immer nur selbst reden, selbst glänzen, sich selbst sehen und auf sich selbst hören will, der nur Augen hat und Ohren für sich und die eigene Eitelkeit. Eine solche Zeit muß nothwendig immer selbstsüchtiger und immer prosaischer

werden, und wo sonst ein allgemein menschliches Gefühl, eine aus der Tiefe des Herzens hervorströmende Empfindung den Menschen rührt, da ist jetzt die Parteileidenschaft und die Tendenzhascherei an die Stelle wirklicher und lebendiger Empfindung getreten. Man hat nicht mehr Zeit, den Kern der Dinge zu prüfen und sondert darum Alles nach willkürlichen Vorurtheilen, nach dem Schein und der Schaale.

Wie weiland, vor den Vätern der jetzigen classischen deutschen Literatur, vor Lessing und Göthe, das Gelegenheitsgedicht eine Hauptrolle in der poetischen Literatur spielt, so ist jetzt das Tendenzgedicht an seine Stelle getreten. Beide haben so von Ferne Aehnlichkeit mit einem Gedicht, so wie etwa die Aussicht vom Straßburger Münsterthurme Aehnlichkeit mit der Aussicht in eine Gegend hat; allein es fehlt diesem, wie jenem an dem eigentlichen poetischen Inhalt. Unsere letzten Lyriker aber haben leider fast Alle die Saite der politischen Tendenz in ihren Gedichten erklingen lassen und eben dadurch den allgemein menschlichen und poetischen Inhalt durch die politische Prosa entstellt. Was ursprünglich und eigenthümlich aus der Menschenbrust hervorgeht, was ein Recht hat, durch den Mund des Dichters sich zu offenbaren, das muß eine den Menschen selber innerlich drängende und treibende Kraft der Idee sein, welche weit über den Zeiten und ihren vergänglichen Gegensätzen steht. Die Rosen blühen als weiße oder rothe, nicht weil zwei feindliche Familien in England unter dem Schilde

der weißen und rothen Rosen gegen einander kämpften; sie kümmern sich nichts um die Entzweiung der Zeiten, sondern blühen roth und weiß, weil es ihre eigene schöne Natur ist, so und nicht anders sich zu entfalten. So ist auch die Poesie wie eine stille duftende Blume, die blüht, weil sie blühen muß, weil sie in diesem Blühen ihr eigenes Leben entfaltet.

Wenn man so in diese kalte Prosa des gegenwärtigen Lebens hineinschaut, dann allerdings empfindet man eine mächtige Sehnsucht nach jener alten, längst verschwundenen träumerischen Zeit des Mittelalters, wo das Leben selbst wie Farbenduft in der Poesie aus dem mystischen Helldunkel eines träumerischen Glaubensmorgens uns anblickt. Mehr von Ahnungen und Träumen als von wirklichem Bewußtsein getragen, wuchs die Menschenseele aus dem dunkeln Boden der Natur in das freie, sonnige Tageslicht des Glaubens hinein. Der Mensch wußte nicht, wie ihm geschah; was er empfand, was er in Visionen und Träumen und dunklen Ahnungen schaute, das Alles war wie ein unmittelbares, freies, höheres Geschenk, so ohne sein Zuthun in ihm gewachsen. Das Licht des Glaubens drang mit seinem Glanz in die dunkle Nacht des Lebens und die Menschenseele gab sich ganz und unbedingt diesem Zug des Glaubens hin und wuchs im Strahle der Gnade, wie eine farbenglühende, duftende Blume.

„Die stille Wasserrose
Steigt aus dem blauen See,
Die Blätter flimmern und blitzen,
Der Kelch ist weiß wie Schnee.

Da gießt der Mond vom Himmel
All seinen gold'nen Schein,
Gießt alle seine Strahlen
In ihren Schooß hinein.

Im Wasser um die Blume
Kreiset ein weißer Schwan,
Er singt so süß, so leise,
Und schaut die Blume an.

Er singt so süß, so leise,
Und will im Singen vergeh'n —
O Blume, weiße Blume!
Kannst du das Lied versteh'n?"

So zog auch damals der Geist auf den stillen Fluthen der ihrer Kraft noch selber unbewußten Menschenseele um die aus diesen tiefen Wassern geheimnißvollen Ahnens erblühenden Blumen des Glaubens und der Andacht und sang die Lieder seiner Liebe, seiner freien Erkenntniß; aber die Seele selbst faßte diese Lieder des Geistes kaum, sie war selig in ihrer eigenen blühenden Schöne und begehrte und sehnte sich nach keinem anderen, freieren Lebenszustande. Jene Zeit aber eines schönen, stillen Blühens, einer unbewußten reichen Entwicklung der Seele, die, ohne Mitwirkung des freien und persönlichen Geistes, durch

unmittelbare Empfindung zu reicher Schönheit sich entfaltete, ist längst vorüber, und vergeblich ist es, jene schöne, blüthenreiche Zeit, jene seelenvollen Träume der Kindheit zurück zu verlangen von der Vergangenheit. So wenig der Erwachsene die Zeit der träumerischen Jugend in seinen spätern Jahren wiederholen kann, so wenig kann eine für die allgemeine Menschengeschichte bereits untergegangene Zeit mit ihrer, ihr allein eigenthümlichen, Schönheit und Herrlichkeit wieder in die Welt zurückgebracht werden. Es ist ein eitles und thörichtes Bestreben, das Verschwundene gerade so wieder zu verlangen, wie es gewesen ist. Was einmal verschwunden ist, kommt in derselben Gestalt nie mehr wieder, nur die Kraft, die in ihm lebte und nach den Bedingungen und Bedürfnissen der vergangenen Lebenszeit in derselben sich entfaltete, nur diese kann wieder hervorbrechen und als die alte, ungebrochene Lebenskraft in neuen Gestalten sich offenbaren. Wenn das Evangelium von einer Wiedergeburt des Menschen redet, so versteht es darunter nicht eine Wiedergeburt in der äußern Gestalt und Erscheinung, so daß, wie Nicodemus meint, der Mensch etwa in den Leib seiner Mutter zurückkehren, und so noch einmal als ein kleines Kind wiedergeboren werden könne, nachdem er bereits die Empfindungen und Zustände des Erwachsenen in sich kennen gelernt. Der Mensch kann nicht mehr jung werden dem Leibe nach, wenn die Tage der Jugend vorüber sind, aber im Geiste kann er immerdar die

jugendliche Frische sich bewahren. Auch die Zeit muß, wie der Mensch, wiedergeboren werden, aber nicht dadurch, daß das Alte in seiner veralteten Gestalt wieder auftaucht, sondern nur dadurch, daß sie im Geiste neu belebt und wiedergeboren wird. Wie wenig kennet ihr die Zeit und ihr Gesetz, die ihr immer nur das Alte in seine vergangene und längst unbrauchbar gewordene Form, nicht aber den freien, in immerwährender Jugend wirkenden Geist zum Leben wecken wollt? Wo ist denn euer Vertrauen, euer berühmter kindlicher Glaube, wenn ihr an den Formen haftet und in ihnen euer Heil sucht, statt in der Kraft des lebendigen Geistes?

Warum ist die alte Zeit untergegangen als darum, weil sie in ihrer eigenen Gestalt nicht mehr bestehen konnte, weil das Leben, das in allen seinen Gestalten dem Menschen sich offenbaren wollte, nachdem es in der einen Gestalt sich vollständig geoffenbart hatte, sich wieder in andern und neuen Formen offenbaren mußte, damit es ganz und nach allen Seiten offenbar würde? Jeder Zustand aber hat seine eigene Schönheit und Kraft, und seine eigene Versuchung und Schwäche. War denn jener dämonische Zustand, von dem die Chroniken des Mittelalters so viel zu erzählen wissen, den wir jetzt kaum mehr als einen wirklichen uns denken können, in welchem die menschliche Seele, ihrer eigenen Freiheit noch keineswegs vollkommen mächtig, fremden, außermenschlichen Gewalten wie zum Spiele hingegeben war, ist denn dieser Zustand ein

gar so wünschenswerther, daß wir ihn mit allen dem, was die Menschen und Zeiten sich geistig erworben, zurückerkaufen sollten? Aber daran denken diese kraft- und glaubenslosen Glaubenshelden unserer Tage nicht, daß jene schöne Zeit des Mittelalters auch ihre düstere, unheimliche und fluchwürdige Seite gehabt, und daß man nicht das Eine derselben wollen, das Andere aber zurückweisen kann. Jene Rohheit des gemeinen Volkes, jenes unbändige Faustrecht, in dem nur die sinnliche Stärke ihren Triumph gefeiert, jene Schattenseiten eines vergangenen Feudalsystems, das und manches Andere, mit sammt den Torturen und Marterwerkzeugen und Hexenprozessen, das alles will man freilich nicht wieder, sondern nur das Gute und Schöne jener Zeit. Wie aber können wir das Eine fordern und uns dem Andern entziehen? Wie kann der Mensch seine Freiheit und seine Kraft bewähren, ohne den Kampf mit den Uebeln der Zeit? Wie soll in einer der Natur nach verkehrten Welt das Schöne und Gute sich offenbaren, wenn nicht im Gegensatze mit dem Häßlichen und Schlechten? Sind aber die Uebel unserer Zeit andere, so muß auch der Kampf gegen dieselben in anderer Weise geführt, es müssen auch die guten Kräfte anders gepflegt und gestaltet werden.

Die Zeit ist eben so wenig ohne ein organisches Gesetz in ihrer Entwicklung wie der Raum. Es drängt auch in ihr das schon Entstandene zu neuen Bildungen fort; die Tage der Geschichte folgen in gleicher Regelmäßigkeit auf einander, wie die Tage der Schöpfung.

Nachdem die Pflanzenwelt in ihrer eigenen fruchtbaren Schönheit entstanden war, wurden am vierten Schöpfungstage die Bewegungen des Lichtes und der Gestirne geordnet nach der Erzählung der Genesis: „Und Gott machte die zwei großen Lichter; ein größeres Licht, zu beherrschen den Tag, und ein kleineres Licht, zu beherrschen die Nacht. Und es ward Abend und Morgen der vierte Tag. Und Gott sprach: Es bringe hervor das Wasser kriechendes Thier mit lebendiger Seele und Geflügel über der Erde, unter der Veste des Himmels, und es ward Abend und Morgen der fünfte Tag. Und Gott sprach: Es bringe die Erde hervor lebendige Wesen nach ihrer Art." So erzählt Moses das Werden der Geschöpfe der Erde in seiner natürlichen Folgenreihe, und wie nun die Erde, durch die Kraft des lebendigen Wortes gezwungen, das in sie hineingetragene Leben in wieder anderen Gestalten offenbaren muß, so muß auch die Zeit immer wieder neue Gestalten des Lebens zur Entfaltung und Erscheinung bringen; auch sie kann nicht ruhen, bis ihre Tage um sind und auch die Geschichte den Ruhetag, den Tag der Vollendung, an dem auch die letzte Lebenskraft zu ihrer Gestaltung gekommen ist, erreicht hat.

Vergleichen wir nun jene in der Tiefe der Seele schlummernde Entfaltung des Mittelalters mit dem Aufblühen einer Blume, die in bewußtloser Schönheit schimmert und leuchtet, so sehen wir gleich in der nächsten Zeit die Scheidung des geistigen Lebens eintreten. Das Licht der Offenbarung bleibt dem in der

Freiheit des Willens gegründeten Glauben gegenüber, als die Sonne des geistigen Tages; daneben aber sucht der subjective Menschengeist in den Gesetzen der Vernunft sich eigene Bahnen in der Nacht des Lebens, und mit wechselndem Schein zieht der Mond der Wissenschaft, an natürlichen und irdischen Gesetzen haftend, um den erdhaften Grund aller natürlichen Erkenntniß des Geistes. Die Kunst aber glänzt und leuchtet in tausendfältigen Werken aller Art wie der gestirnte Himmel in diese Erdennacht des Menschenlebens herein. Nachdem aber einmal der Gegensatz in der geistigen Entwicklung des Menschen erwacht ist, der irdische und überirdische Grund aller freien Thätigkeit des Menschen sich ausgeschieden hat, tritt nun in die erdhafte Entwicklung des Menschengeschlechtes der im Gebiete des geistigen Lebens zuerst ausgesprochene Gegensatz immer schärfer hervor. Die kirchliche und politische Verfassung des bürgerlichen Lebens in allen seinen einzelnen Formen nimmt diese Gegensätze mit aller Leidenschaftlichkeit des Menschenherzens auf; die Einen wollen immer nur den irdischen Grund, die materielle Kraft, das Bedürfniß des natürlichen Lebens zu Rathe ziehen, haften mit all ihren Kräften und Bestrebungen an der Erde; die Andern bauen auf eine unmittelbare Autorität, verlassen allen natürlichen Grund des Lebens, glauben den Menschengeist mit den Verheißungen der Zukunft sättigen zu können, träumen einen unmittelbaren Verkehr des Menschen mit einer unbegreiflichen, unsichtbaren Gnade; die

Einen wollen nur Vernunft und immer nur Vernunft und die Bande eines rein nothwendigen Naturgesetzes; die Andern rufen Glaube und immer wieder Glaube und verschmähen und hassen die natürliche und vernünftige Erkenntniß.

Es sind zwei ganz verschiedene Lebenskräfte aneinander gerathen. Das kriechende Gethier der Erde und die Vögel der Luft des fünften Schöpfungstages sind das charakteristische Symbol der kaum vergangenen Zeit, und erst allmählig fangen in dem einen und andern Gebiet des Lebens die Kräfte an, sich auszugleichen. Der Absolutismus von beiden Seiten macht sich gegenseitige Concessionen und die Menschen fangen allmählig an, mit festerem Tritt auf dem Boden des wirklichen Lebens zu wandeln, ihre Bestrebungen und Gesetze nach dem Bedürfnisse der Gegenwart einzurichten, ohne sich dabei allzu sehr von einer luftigen Zukunft oder von einer zu Staub gewordenen Vergangenheit beschränken zu lassen. Das ist der anbrechende sechste Tag der Weltgeschichte. Aber noch ist kaum die erste Dämmerung dieses Tages angebrochen, noch ist die Unsicherheit in allen Bewegungen ein zu deutliches Kennzeichen, daß das Menschengeschlecht noch immer nicht gewohnt ist, den sichern Boden zu betreten und mit gleichem Schritt auf ihm zu wandeln. Nun muß der Mensch erst seine Kräfte in ihrer organischen Ordnung und Unterordnung erkennen und erproben lernen, die Gegensätze seines natürlichen Bewußtseins in das richtige Gleichgewicht

bringen, dann erst kann er über die natürliche Entfaltung hinaus zur übernatürlichen Freiheit und Wahrheit des Geistes im Christenthum gelangen. Noch ist das Thierische nicht ganz fertig in der Entwicklung des geistigen Menschen, und darum kann das eigenthümlich Menschliche noch weniger in der Gegenwart seine zeitliche Vollendung sehen.

Wie wir aber in dieser Reihenfolge die Entwicklung der Menschengeschichte durchgehen, wird sich doch immer ein gleiches organisches Gesetz offenbaren. Wir können wenigstens der einen Wahrheit uns bewußt werden, daß jede Zeit im Guten wie im Bösen das vollbringen wird, was sie nach dem Plane einer höheren Weltordnung vollbringen kann und muß. Die Zeit wird uns ebenso wenig, als der Raum, als bloßes Chaos erscheinen der ungestalteten und ungeordneten Kräfte. Wir werden keiner Zeit zumuthen, die Erzeugnisse und Werke einer andern Zeit zur Schau zu tragen, und eben dadurch an der rechten Entwicklung der Zeit lebendig mitwirken, daß wir nicht nach eigener gedankenloser Willkür das Unmögliche von ihr fordern, sondern das Mögliche und Nothwendige und das uns zur Vollendung Aufgetragene vollbringen. Wer nichts weiter kann, als über die Gegenwart und ihre Uebelstände sich ärgern und erbosen, der kann in der That sehr wenig, und hat gar kein Recht, mit der Zeit zu rechten und über sie sich zu ärgern; denn er selbst ist ein rein unnützes Glied derselben, ist eine bloße Last, ein Abfall und Auswurf der Vergangenheit,

der darum auch, wie jeder Abfall des organischen Lebens, den allem Verwesenden eigenthümlichen Geruch durch seinen blinden Eifer der Lästerung kund geben muß. Was hilft es, immer nur auf die Eine, gegebene, untrügliche Wahrheit sich zu berufen, wenn wir diese als eine bloß gewesene, eine vergangene Zeit belebende, in unserer Zeit aber unfruchtbare darzustellen wissen? Dadurch, daß die Zeit selber in ihrer natürlichen Entwicklung eine andere geworden ist, ist von selber die Wirkung dieser Kraft der höheren und übernatürlichen Offenbarung und Gnade zu einer andern Offenbarung, durch ihren eigenen Willen, allen Zeiten beiwohnen zu wollen, geworden. Wie sich Gott anders durch die Patriarchen, und anders dem Moses und den Propheten, und wieder anders durch Christus geoffenbart, weil das Bedürfniß und die Empfänglichkeit der Menschen eine andere war: so kann er auch im Christenthum wieder jeder Zeit diejenige Hilfe, diejenige Erkenntniß und Kraft aus dieser höheren Gnadenquelle zuströmen lassen, deren die einzelne bedürftig ist, ohne daß darum seine Offenbarung und Gnade sich ändern müßte. Der Mensch ändert sich, und so auch die Menschheit, und darum auch die Aufnahme und das Verständniß des Gegebenen durch ihn. Hat sich denn die Natur seit einigen Jahrtausenden dem Menschen gegenüber geändert? und haben wir nicht dennoch eine andere Gestalt der Naturwissenschaften erlebt, als diejenige, die vor einigen hundert Jahren noch bestanden? Vor Allem hat die Heil-

kunde erst in dem letzten Jahrhundert eine fast vollständige Umwälzung erlitten; aber nicht deßwegen, weil etwa die Kraft der Heilmittel eine andere geworden, sondern weil die Kenntniß derselben sich geändert, weil die krankhaften Zustände der menschlichen Leiblichkeit selbst zum Theil andere geworden sind. Die ganze Lebensweise der Menschen hat sich geändert; Speise und Trank selber wird anders bereitet und in anderen Verhältnissen genossen, und wie könnte nun das Verhalten des Organismus zu den geänderten Verhältnissen das Gleiche bleiben? Alle die verschiedenartigen Nervenkrankheiten der neuern Zeit waren unseren unmittelbaren Vorfahren großentheils noch unbekannt, und wenn darum in der neueren Zeit eine eigene Heilmethode sich geltend zu machen sucht, welche rein auf die Behandlung der Nerven berechnet ist, so lag das in der Natur der Sache. Vorherrschend nervöse Zustände legen den Gedanken an eine nervöse Heilmethode nahe. Jeder Fieberzustand des Menschen setzt sich aus drei ganz verschiedenen Bedingungen zusammen und kann aus drei ganz verschiedenen Quellen entspringen. Sind die Verdauungsorgane geschwächt, so wird ihr unregelmäßiger Zustand die Nerven gleichfalls auf eine ungeregelte Weise aufregen und ebenso wird die durch den Blutumlauf bewirkte Erwärmung des Leibes in ihrer gleichmäßigen Ausbreitung über den ganzen Körper gestört; Hitze und Kälte werden im ungleichen Wechsel des Körpers sich bemächtigen, und so wird der ganze Organismus

in allen seinen verschiedenen Kräften durch die Unregelmäßigkeit, die in einem Theil sich eingefunden, in krankhaften Zustand versetzt. Sind aber die Nerven in ungeregelter Aufregung, so wird die Verdauung dadurch gestört und die gleichmäßige Erwärmung des Leibes durch das Blut gleichfalls aufgehoben. Ist dagegen diese Erwärmung in Unordnung gebracht, so werden zunächst die Nerven davon ergriffen, und diese werden wieder störend auf die Verdauungsorgane zurückwirken. Der Heilkundige wird darum, sobald er eine richtige Kenntniß von dem krankhaften Zustand des Menschen und der Quelle dieser Krankheit sich erworben hat, wissen, ob er zuerst die Verdauungskräfte wieder in Ordnung zu richten hat, oder ob er zuerst auf die Nerven wirken, oder ob er den gestörten Blutumlauf und die Erwärmung zuvor in's rechte Gleichgewicht bringen muß, um mit der Wurzel der Krankheit zugleich die übrigen damit organisch zusammenhängenden krankhaften Zustände aus dem Körper herauszubringen. Er wird in dem ersten Falle allopathisch und im zweiten homöopathisch verfahren, den dritten aber nach einer andern Heilmethode hydropathisch behandeln. Diese verschiedenen Heilverfahren sind offenbar in der menschlichen Natur begründet, und es kommt auf den Zustand des Einzelnen, auf die verschiedenartige Quelle der verschiedenartigen Krankheiten an, ob dieses oder jenes Verfahren dem Zwecke der Heilung mehr entspricht. Wie sie aber alle aus dem Grunde der menschlichen Natur hervorgewachsen, so

müssen sie auch wieder alle in ihrer letzten Beziehung, in ihrer richtigen Würdigung einem einheitlichen Erkenntnißprincip unterworfen werden, durch welches die wesentlichen Verhältnisse derselben zu einander nach allgemeinen und wissenschaftlichen Grundsätzen bestimmt werden können. Die Anwendung dieser allgemeinen Gesetze auf den besonderen Zustand beruht dann freilich wieder auf einem gewissen praktischen Gefühle, und ist mehr Kunst als Wissenschaft zu nennen. Ueberhaupt ist jede Anwendung allgemeiner Regeln auf besondere Fälle mehr eine Angelegenheit des erfinderischen Sinnes als des denkenden Geistes. Jedenfalls aber müssen diese allgemeinen Gesetze zuerst ihrem einheitlichen Erkenntnißprincipe nach miteinander vermittelt sein, ehe von einer sichern und zuverlässigen Anwendung derselben die Rede sein kann. Aus der Erkenntniß der Kraft geht die Anwendung derselben hervor. Aber nicht allein in der Heilmethode der menschlich körperlichen Krankheiten, sondern auch in der Heilung geistiger Krankheiten und Verirrungen muß die Hilfe und das Heilverfahren der Natur und dem Bedürfniß der Zeiten und Menschen gemäß eingerichtet werden.

So hat es die göttliche Offenbarung vom Anfang an gehalten und jeder Zeit immer soviel geoffenbart, als sie bedurfte und ertragen konnte; und als in der Fülle der Zeiten durch Christus die Fülle der höchsten göttlichen Offenbarung der verlassenen Menschheit geschenkt wurde, auch da hat Gott sich wieder als Mensch geoffenbart, hat die Hilfe, die er den

Menschen gebracht, der menschlichen Natur angepaßt, und hat die lebendige Fortführung seiner Offenbarung unter des Wortes und des heiligen Geistes Leitung wieder der persönlichen Kraft der Menschen überantwortet. Nun sind aber die geistigen Krankheiten der Menschen immer wieder andere und andere geworden; das Christenthum aber hat für alle Krankheiten der menschlichen Seele dasjenige Heilmittel, welches sichere Hilfe bringen muß, wenn es recht angewendet wird; allein die Anwendung desselben, das ist die Kunst, deren die geistlichen Aerzte nicht immer in gehöriger Weise mächtig zu sein scheinen. Nimmermehr hätten sonst die von ihnen selbst so bitter verfluchten Krankheiten des Unglaubens, des Hasses und der Verachtung des Christenthums, der Auflehnung gegen die höhere Autorität in dem Maße überhandnehmen können, in welchem sie wirklich überhandgenommen haben. Wenn eine starke Festung mit Muth und Geschicklichkeit vertheidigt wird, so muß es auch einem übermächtigen Feinde schwer werden, dieselbe zu erobern. Die christliche Wahrheit ist aber durch ihren eigenen vollkommenen Inhalt so stark, daß sie leicht gegen jeden, auch den wüthendsten Angriff vertheidigt werden kann. Wie kam es daher, daß Zweifler und Philosophen, wie gewöhnlich behauptet wird, die Grundfesten derselben untergraben und die unüberwindliche Festung mit solchem Erfolg bestürmen konnten? An der christlichen Wahrheit selber liegt offenbar der Grund nicht; also muß er nothwendig in der Vertheidigung derselben

liegen. Haben doch die alten Kirchenväter ihre Beweise für die christliche Wahrheit gegenüber den Heiden auch aus der siegreichen Vertheidigung derselben gegen alle Scheingründe des Heidenthums abgeleitet. Oder waren vielleicht der Vertheidiger zu wenige gegenüber der großen Ueberzahl der feindlichen Philosophen? Das kann wohl um so weniger behauptet werden, als der einfachste Augenschein bezeugen wird, daß immer eine Schaar von einigen Tausenden derer, die sich Gottesgelehrte nennen, gefunden werden kann, bis man wieder Einen mit dem Namen eines Philosophen bezeichnen kann. Wie Wenige dieser letztern Gattung von Leuten hat, im Ganzen genommen, die Literaturgeschichte aufzuweisen! und diese Wenigen sollten im Stande gewesen sein, gegenüber einer unübersehbaren Schaar muthiger und gut unterrichteter Vertheidiger der christlichen Lehre einen so ungeheuren Schaden zuzufügen? Zur Ehre der christlichen Wahrheit wird sich Niemand zu behaupten getrauen, wenn er nicht den Feinden des Christenthums selbst wieder Waffen in die Hand geben will, daß das Christenthum bei einer rechten Vertheidigung seiner Wahrheit nicht über solche Angriffe den Sieg davongetragen hätte. Wir sind der lebendigen Zuversicht, daß es trotz den vielen Mißgriffen, welche die Meisten seiner sogenannten Vertheidiger sich haben zu Schulden kommen lassen, auch auf dem Gebiete der wissenschaftlichen und philosophischen Erkenntniß triumphiren werde. Dieser Sieg aber wird nicht mit demjenigen Verfahren, welchem

man die bisherige Mißkennung der christlichen Wahrheit zu danken hat, gewonnen werden. Es ist thöricht im höchsten Grade, im Angesichte dieses namenlosen Elendes geistiger Verkommenheit der Menschen im Christenthume nicht dasjenige Heilverfahren erkennen zu wollen, durch welches auch dieser Zeit geholfen werden kann.

Man klagt über das ewige Vernünfteln und Zweifeln der Menschen, über den Mangel an kindlichem Glauben; allein wenn dieß die Schwäche der gegenwärtigen Zeit ist, warum sollte nicht nach dem Worte des Apostels auch aus dieser Schwäche eine neue Kraft erwachsen können? Hat doch Gott von jeher die Schwachheit der Menschen dazu benützt, um an diese ihre Wiedergeburt zu knüpfen. „Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge," sagt die Schrift, „hast du dir dein Lob bereitet." Wer sind aber die Kinder und Säuglinge, wenn nicht das jüngstgeborne Geschlecht einer jeden Zeit, das seine eigene Kraft noch nicht kennt, das einem neuen Leben, einer geistigen Wiedergeburt entgegenwächst? Nicht das alte und veraltete, welches in seiner eigenen Form bereits festgebannt ist, und sich mit Zuversicht auf diese verläßt, sondern das junge, erst heranwachsende, sich immer erneuernde Leben ist es, dessen Christus sich erbarmt. Um der Sünder willen ist Er in die Welt gekommen, und nicht um der Gerechten willen; Er ist gekommen, diejenigen zu suchen, die verloren waren, die zu erleuchten, die im Finstern wandeln. Ist nun die Zweifelsucht und die

Sucht nach Erkenntniß eine unserer Zeit angeborne Schwachheit, warum sollte nicht der Lehrer des Christenthums auch in dieser Schwachheit den Menschen aufsuchen und ihn durch die Erklärung der in der christlichen Offenbarung verborgenen allseitigen Wahrheit und Erkenntniß zum Christenthum zurückführen können, statt ihn durch das ewige Verdammen einer unchristlichen Erkenntniß vom Christenthum zurückzuschrecken? Wenn die Apostel auch immer einen kindlichen Glauben an das Christenthum vorausgesetzt hätten, würden sie dann wohl das Christenthum gepredigt haben? Waren sie nicht gesendet zu den Ungläubigen? waren sie nicht gesendet, den kindlichen Glauben erst zu wecken in den Menschen, nicht aber diesen als eine schon erworbene Eigenschaft zu fordern? und ist nicht jeder Lehrer des Christenthums, in wie ferne er das Evangelium predigt, berufen, eine neue Wahrheit, nemlich die von jenen, denen er predigt, noch nicht erkannte Wahrheit zu erklären? ist nicht Jeder gesendet, die noch ununterrichtete natürliche Erkenntnißkraft des Menschen durch einen immer höheren Unterricht in eine immer höhere Erkenntniß des Christenthums einzuweihen?

Fasset die Menschen einmal an dieser Seite ihres lebendigen Bedürfnisses, dann werdet ihr erfahren, ob die Wahrheit ihre Macht verloren hat unter den Menschen, oder ob nicht gerade in dieser Schwachheit der Zeit ein Mittel ihrer geistigen Wiedergeburt gefunden werden kann? Aber man muß eben die Zeit

in ihrer eigenen, allgemein menschlichen Bedeutung fassen und erkennen, den Beruf und das Bedürfniß der einzelnen Jahrhunderte zu würdigen wissen, wenn man mit Erfolg auf die Heilung ihrer geistigen Krankheit hinarbeiten will. Ueberall kann man erfahren, daß ein Gespräch über die höheren Wahrheiten des geistigen Bewußtseins und selbst der göttlichen Offenbarung von den Menschen mit großer Aufmerksamkeit gehört wird, sobald man diese Wahrheiten auf den in der menschlichen Natur liegenden allgemeinen Grund menschlicher Erkenntniß und auf die wesentlichen Eigenschaften des Menschen selbst zurückbezieht. Mehr als einmal hatte ich selbst in Gasthöfen, wo man eine Aufmerksamkeit auf dergleichen Dinge wohl am wenigsten suchen sollte, Gelegenheit gehabt, die wirklich erfreuliche Erfahrung zu machen, daß eine Unterhaltung über Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit, und insbesonders über religiöse Wahrheiten, in kurzer Zeit ein allgemeines Stillschweigen und eine allgemeine Aufmerksamkeit selbst bei allen nicht unmittelbar bei der Unterhaltung Betheiligten hervorrief. Sogar auf den, hinsichtlich lebhafter Unterhaltung, mit Recht übelberüchtigten Eisenbahnen war ich Zeuge einer solchen ungetheilten Aufmerksamkeit für Gespräche und Unterhaltungen dieser Art.

Wie man so in der Regel in eine solche Wagenabtheilung hineinsteigt, ohne daß man weiß, mit welchem Nachbar uns der Zufall zusammenführen wird, wie man sich meistens ohngefähr selber vorkommt, wie irgend ein

von der Hand eines muthwilligen Knaben aufgespießtes Insekt, welches mitten in eine abenteuerliche Sammlung von Käfern oft mit der allerlächerlichsten Situation, wo eben der Zufall noch einen Raum übrig gelassen, eingefügt wird; so fand ich mich eines Tages auch neben einem langen, vieleckigen Mann, dessen Figur nach allen Seiten hin in den allerschroffsten Linien umrissen war, und der, wie es schien, in seinem ganzen Charakter eine ebenso bestimmte, scharfumrissene geistige Gestalt ausgeprägt hatte. Durch eine hingeworfene Bemerkung über die Lektüre eines gegenüber sitzenden Handlungsreisenden, dem es von Zeit zu Zeit beliebte, in Göthe's „Faust" zu blättern, vielleicht um sich dadurch das Ansehen eines classisch gebildeten jungen Mannes zu geben, ward die Aufmerksamkeit meines eckigen Nachbars auf diesen Gegenstand gelenkt, und mit ziemlich scharfer Ironie bemerkte er: wie er weiland ein halbes Jahr Collegien über Göthe's „Faust" gehört und ihn bis heutigen Tages noch nicht verstanden habe, und wie sehr es ihn darum erbaue, Jemand zu finden, der eine solche Lektüre so bloß als spielende Nebensache verdauen könne. Kaum konnte ich ihm erwiedern: daß eben jedes wahre Kunstwerk, wie jede Wahrheit und Schönheit immer neue und neue Anschauungen und Erkenntnisse in uns hervorrufen werde, und daß man darum einen rechten Dichter immer mit neuen Anschauungen in die Hand nehmen müsse, weil man unterdessen selbst wieder ein neuer Mensch geworden und andere Gedanken und Gefühle zur Lectüre mit-

gebracht. Anfangs schien es, als sei er mit diesen Anschauungen nicht übel zufrieden und, meinen Gedankengang weiter verfolgend, knüpfte ich daran die Betrachtung, daß man aus diesem Grunde die Wahrheit und Schönheit nie vollständig und allseitig zu fassen vermöge, daß man mit jedem eigenen innern Fortschritte selber wieder über seinen früheren Zustand hinausgeschritten sei, und daß jeder Mensch darum zwar allerdings ein gewisses Maß der eigenen Erfahrung und Erkenntniß des unerschöpflichen Stromes der Wahrheit und Schönheit in sich aufnehmen könne, die Menschheit selber aber seit Jahrtausenden an diesen Strom des Lebens gestellt sei, um daraus zu trinken, bis alle Kräfte der Natur gesättigt seien. Damit hatte ich aber, wie es schien, gerade die schwache Seite meines nicht so leicht biegsamen Reisegefährten gefaßt; er war offenbar ein scharfer Verstandesmensch, und es graute ihm innerlich, wie er gleich darauf selbst gestand, vor allem in's Unendliche hinüberspielenden Mysticismus, und nun erst erhob sich der Disput zu lebhaften gegenseitigen Erwiederungen. Sowie ich aber meinem lebhaft gewordenen Gegner durch die Geschichte und Logik in gleicher Weise zeigen konnte, daß jedem Endlichen ein Unendliches begegnen müsse, wenn Begriff und Wort, Wissenschaft und Kunst sich gestalten sollten, daß von jeher in jedem einzelnen Kunstwerke diese Einigung zweier solcher Gegensätze ebenso, wie in jedem philosophischen Systeme und in jedem einzelnen Begriffe

sich geoffenbart habe, wie es durchaus kein Endliches ohne Unendliches geben könne; als ich ihm zeigen konnte, wie in der Geschichte der Philosophie ebenso, wie in der Kunstgeschichte, immer wieder neue Gestalten und neue Untersuchungen aus den schon beendigten hervorgingen, und wie diese Lebenskräfte in organischer Entwicklung durch die ganze Weltgeschichte sich hindurchziehen und in ihnen die Menschheit selber auf einen noch unenthüllten und folglich, nach seiner Ausdrucksweise, mystischen Grund ihres Bewußtseins hingearbeitet hätte: da konnten wir allmählig mehr und mehr uns verständigen; und sowie ich die Form seiner Erfahrung, die zunächst eine verständige war, zur Darlegung meiner Ueberzeugung benützte, konnte ich auch diese ihm erklären, und auf der gleichen Basis der gegenseitigen Verständigung ließ auch diese Verständigung ohne besondere Mühe sich erbauen. So wie ich seine Form und Anschauungsweise gänzlich zurückgewiesen, würde er mir nothwendig, um der ihm unzugänglichen andern Form willen, auch den Inhalt, über welchen ich mit ihm mich besprechen wollte, zurückgewiesen haben. Allerdings war dabei unsere Unterhaltung ziemlich lebhaft und laut geworden. Gerade dadurch aber hatten wir die Aufmerksamkeit unserer ganzen Umgebung auf uns gezogen, die uns lautlos zuhörte; und es war mir darum um so lieber, daß sich das Gespräch selbst allmählig auf die Offenbarung und die christliche Wahrheit hinwendete, weil sich nun auch darüber das Resultat gewinnen ließ, daß jenes

dem menschlichen Geiste vorschwebende Unendliche, welches ergänzend seinen endlichen Thätigkeiten zu Hilfe kommen muß, durch eine höhere Kraft ihm verliehen worden sei, und daß er durch diesen höheren Anhaltspunkt, den er mit dem Willen im Glauben ergreifen, in der Hoffnung festhalten und in der Liebe zur Vollendung bringen müsse, alle seine zeitliche Erfahrung zur höheren Ueberzeugung, zur inneren geistigen Wiedergeburt erheben könne, daß darum das Christenthum, als unerschöpfliche Quelle der letzten und höchsten Wahrheiten, jeder Zeit mit seiner Offenbarung und Kraft gegenwärtig sei; daß es nicht, wie er anzunehmen scheine, abgestorben und veraltet sei und wohl einer andern Religion werde Platz machen müssen, sondern daß nur die in ihm liegenden Heilskräfte auch auf diese Zeit noch angewendet werden müßten und angewendet werden könnten; daß es also nicht am Christenthume liege, wenn so manche Frage des gegenwärtigen Lebens noch keine Erledigung gefunden, sondern an dem mangelhaften Verständniß desselben. Während nun sonst wohl gerade in solchen Eisenbahnwagen die einsylbigste Abgeschlossenheit der Einzelnen von einander herrscht, war ein solches stundenlang fortgesetztes und von der ganzen Umgebung mit ununterbrochener Aufmerksamkeit angehörtes Gespräch gewiß eine Seltenheit, die nicht wohl zum Voraus erwartet werden konnte. Darum gab es um so mehr dafür Zeugniß, daß die Menschen für Wahrheiten dieser Art nicht unempfänglich geworden

sind. Gerade dieser in lauter Einzelnheiten sich auflösende Sinn, in dem die Gegenwart sich zerbröckelt, kann und muß zu einer höheren und allgemeineren Verständigung führen. So lang die Gegensätze des fünften Tages der Weltgeschichte noch in aller ihrer Schärfe und Heftigkeit bestanden, konnte das individuelle Bewußtsein gar nicht mehr auf seine allgemeinen Gesetze sich besinnen. Jede werdende Ueberzeugung wurde nothwendig in den Zwiespalt der entgegengesetzten Parteiungen hineingezogen und wurde, in diesem Gegensatze untergetaucht, eines freien, selbstständigen Ausblickes in das Leben nicht mächtig. Zwischen Oben und Unten, Links und Rechts, Diesseits und Jenseits waren scharfe Grenzlinien gezogen, und auf der feinen Schneide dieser Grenzlinien sich zu halten, war eine ebenso gefährliche, als beschwerliche Arbeit. Jetzt aber, nachdem die verschiedenen Gegensätze bis zu ihren letzten Extremen sich ausgebildet, nachdem sie in ihrem eigenen Gegensatze sich selbst überschlagen und nach allen Richtungen hin das Vertrauen der Einzelnen verloren haben, jetzt, wo nur noch ein allmählig verschwindendes Geschlecht solcher Parteiabzeichen sich rühmt und erfreut, wird es immer mehr dahin kommen, daß der Einzelne in seinem Urtheil, statt an eine bestimmte Parthei sich anhalten zu können, auf sich selber sich angewiesen fühlt. Man wird wohl nicht lange mehr Kunstwerke, Gedichte, musikalische Compositionen, Gemälde oder den wahren Werth wissenschaftlich gebildeter Männer nach ihrem kirchlichen und

politischen Glaubensbekenntniß und nach den Parteiabzeichen ihres Geburtsortes beurtheilen dürfen, sondern andere Gründe beibringen müssen, um die Berechtigung eines solchen Urtheils nachweisen zu können. Die letzten fieberhaften Zuckungen der Parteikämpfe in unserer Zeit, in welcher sich allmählig alle Parteien mit gleicher Schmach bedecken, werden nothwendig zur Erkenntniß der Unhaltbarkeit solcher sich gegenseitig ausschließen wollender Gegensätze führen. Zuerst muß das Parteiwesen untergehen in seinen bisherigen Abzeichen, dann erst kann der Einzelne wieder seiner sonderheitlichen Ueberzeugung folgen. Freilich wird zuvor der crasseste Egoismus den Leichnam der Vergangenheit aufzehren, denn „wo ein Aas ist, da versammeln sich die Adler“. Aber in diesem gänzlichen Sichselbstüberlassensein wird der Einzelne es nicht in die Länge aushalten. Die menschliche Natur ist zum Glück durch ihre eigene Schwäche genöthigt, sich um anderweitige Hilfe umzusehen. Wenn nun die Unterstützung sonderheitlicher Meinungen durch das Parteigedränge nicht mehr zu finden ist, so wird die bessere Kraft des Menschen nicht mehr durch dasselbe getäuscht werden, und ungehinderter, selbstständiger auf ihr höchstes Ziel und ihren allgemeinen Grund sich besinnen können. So wird auch aus dieser Schwäche der menschlichen Natur mit innerer Nothwendigkeit ein neues Leben und eine neue Kraft sich erheben, sobald der Mensch durch sie der ihm und seinen Bedürfnissen immer nahen höheren Hilfe sich zuwenden lernt.

Wo anders als auf einer Eisenbahn hätte man so ruhig und ungestört, so unbekümmert um die ganze Umgebung Betrachtungen dieser Art sich hingeben können? Keinem Menschen fiel es ein, mich zur Mittheilung aufzufordern oder selbst mittheilsam mir seine Gedanken und Empfindungen aufdrängen zu wollen. Nur die Zeit selbst, die rascher als sonst den Raum durchmessen konnte, brachte eine plötzliche Aenderung in dieses innerliche stille Leben. Wir waren in Appenweier, wo die Zweigbahn nach Kehl an die badische Bahn sich anschließt. Da war keine Zeit zu metaphysischen Betrachtungen, da hieß es statt dessen: Aufgepaßt, die Wagen werden gewechselt, das Gepäck ausgeschieden und auf die neuen Wagen hinübertransportirt; da sieh' du zu, daß du auch mit deinem zeitlichen und irdischen Eigenthum zurechtkommst. Auch war die Begierde, Straßburg mit seinem Münster schon von Ferne zu betrachten und von den vielen Spitzthürmen der Ebene, die fast alle in einiger Entfernung eine äußere Aehnlichkeit mit dem hohen Münsterthurme hatten, zu unterscheiden, eine allzu angelegentliche Beschäftigung für den neugierigen Sinn, als daß derselbe Zeit gefunden hätte, in der früheren Betrachtung, so als wenn gar keine Unterbrechung eingetreten wäre, fortzufahren. Auch kann der Mensch in der That nicht lange in einer ununterbrochenen Reihe von Betrachtungen höherer Wahrheiten, ohne zu ermüden, fortfahren, und wie nach einem durch viele Arbeit und Bewegung mühsam gewordenen Tage der Leib nach Ruhe sich

sehnt, so bedarf auch der Geist einer solchen Abwechslung und Ruhe; er freut sich, an der sinnlichen Anschauung der sichtbaren Wirklichkeit der zukünftigen Betrachtung Nahrung zu suchen und so in dem Gegensatze selber wieder das eigene Leben zu ergänzen, durch die Betrachtung des Endlichen die Erkenntniß des Unendlichen zu unterstützen. Auch dazu, um dem Wechsel der endlichen Formen Sinn und Bedeutung abzugewinnen, gehört ein durch geistige Thätigkeit empfänglich gewordenes Gemüth, und ohne solche eigene und innere Bethätigung wird das äußere Leben stumm und leblos an uns vorübergehen. Auch in dem Einzelnen lebt das Allgemeine, und die Kunst der Erkenntniß ruht eben darin, die allgemeinen Verhältnisse dieses Bewußtseins auch im Einzelnen wieder zu finden. Je weniger aber der Mensch bei sich selbst empfindet und denkt, desto lieber überläßt er sich dem verwirrten Eindrucke des Einzelnen, und statt von ihm belehrt sich zu fühlen, wird er immer nur leerer und seinem eigenen Leben fremder. Was will der Reisende in einer Stadt wie Straßburg beginnen, in der er selber fremd, nur auf wenige Stunden mit ihm unbekannten Menschen und Dingen zusammentrifft? Um die Menschen in ihrer besondern Weise kennen zu lernen, dazu hat er weder Zeit noch Gelegenheit; nur die allgemeinen Neigungen der menschlichen Natur, vielleicht mit zufällig hervortretenden einzelnen ausgezeichneten Zügen mehr ausgeprägt und erkennbar, erscheinen ihm wieder. Was aber das Menschengeschlecht

selber, das an einem solchen Orte seit Jahrhunderten gelebt und gewirkt, an bleibenden, allgemein bedeutsamen Denkmalen der menschlichen Thatkraft uns überliefert hat, das allenfalls kann zu einem richtigen Maßstab der Vergleichung dienen, um das Besondere wieder in seiner allgemeinen Bedeutung verstehen zu können.

Wir eilten darum auch zuerst nach dem berühmten Münster, das gleich in seiner Façade einen höchst überraschenden, allseitig ansprechenden und befriedigenden Eindruck macht. Eine Leichtigkeit und Schönheit der Formen, eine Mannigfaltigkeit der Zierrathen und plastischen Nebenwerke, wie sie hier sich findet, eine reichere Harmonie dieser bis zur höchsten Eleganz gesteigerten Formen der gothischen Baukunst, als diese Façade darbietet, wird wohl nirgendwo wieder in dieser Vollendung gefunden werden können. Wie eine duftende Centifolie, die du eben von dem blühenden Strauche gepflückt, immer wieder und wieder dich lockt, an ihrem Dufte den Geruch, an ihrer Schönheit das Auge zu erfreuen, so blüht diese vollaufgeblühte Rose der Kunst dir in diesem Portale entgegen. Aber mit der Façade hast du auch das Schönste bereits gesehen. Alles Uebrige ist nur noch Nachklang oder Vorbereitung dazu; aber auch dieses ist gerade am Straßburger Münster das eigenthümlich Merkwürdige und Lehrreiche, daß die ganze Entwicklungsgeschichte der gothischen Kunst dir in den verschiedenen Abtheilungen desselben vor Augen geführt wird, vom Anfange bis zu ihrer höchsten Vollendung

und nach derselben wieder in ihrem Uebergange zum allmähligen Verfall. Wie ein voller Rosenstrauch steht der Bau vor dir, mit noch unaufgeblühten Knospen, mit schönen, vollaufgeblühten Blumen, und wieder mit bereits zum Abfallen sich neigenden, oder auch schon theilweise oder ganz abgefallenen Blumenresten. Das Münster in Freiburg ist in seinem Totaleindruck harmonischer, und die wenigen Reste früherer Kunst und späterer ungehöriger Zuthat verschwinden beinahe gänzlich in der vorherrschenden Ueberwiegenheit des in den Haupttheilen gleichmäßig durchgebildeten gothischen Styls. Hier aber gehört fast jeder Theil einer andern Zeit und Kunstentwicklung an. Der Chor ist noch ein Zeugniß der früheren byzantinischen Kunst; aber schon in den beiden Kreuzbalken, die den Chor mit dem Schiffe der Kirche verbinden, haben sich die einfachen byzantinischen Säulen in einzelne Säulenbüschel gegliedert, und auf dem linken Theile dieses Querbalkens siehst du den Meister des spätern Baues an der schlanken, zierlichen Mittelsäule emporschauen, um von ihr gleichsam das Maß des neu eingeführten Kunstgesetzes zu nehmen und es von da in den hohen, freien Gewölben der Schiffe fortzuführen, bis endlich Erwin von Steinbach dieses freie Gesetz der gothischen Kunst in seiner ganzen Vollendung in dem Portale des Münsters und den damit zunächst zusammenhängenden Gewölben und Unterbauten der Thürme auf's Kunstreichste durchführte.

Von da an aber tritt auch die Abnahme der Kunst

wieder hervor, und wie der Thurm nach Oben in die Höhe wächst, nimmt die wahre Kunst selbst in dem Verständniß ihres richtigen Ebenmaßes und der Unterordnung der einzelnen Glieder unter die Idee des Ganzen mehr und mehr ab. Der Reichthum erzeugte den Hochmuth, und beide miteinander verdarben die Kunst. Den reich gewordenen Bürgern war der schöne Unterbau Erwins nicht großartig genug angelegt; sie wollten nicht die schönsten, sondern die höchsten Thürme; denn die Schönheit konnte nur der Geist, die räumliche Größe aber auch das Auge bemessen. So mußte denn von spätern Meistern der Plan geändert, der Unterbau nach Oben hin verstärkt und eine breitere Basis für den weitern Aufbau ganz gegen die Bestimmung des ersten Gedankens erzwungen werden. Diesem Sinn des hochfahrenden Uebermuthes huldigte der nächste Meister, der in gerader Erhebung immer in die Höhe fuhr, ohne in organischer Abnehmung das Ganze einem verständigen, harmonischen Ende zuzuführen. Das unverhältnißmäßig in die Höhe getriebene Werk mußte darum von einem spätern Meister zu einem ebenso unverhältnißmäßig, dem Unterbau gegenüber zu schnell abnehmenden Giebelgebäude fortgeführt werden. Dadurch haben die einzelnen Theile aufgehört, im harmonischen Einklang miteinander zu sein; dennoch aber waren es immer wieder in ihrer Weise geschickte Meister, welche auf dem bereits Entstandenen das neue Werk ohne Zerstörung des früheren Bestandes fortzuführen wußten. Bei allem Mangel

eines vollständig einheitlichen Grundgedankens sind die verschiedenartigen Glieder doch wieder nicht ganz ohne Vermittlung gelassen.

Von dem Münster begaben wir uns unmittelbar in die im Stadthaus aufgestellte kleine Gemäldegalerie, welche übrigens von dem Kunstsinn der Franzosen kein besonders günstiges Zeugniß gab. Man hätte nicht wohl ein ungünstigeres Lokal für die Ausstellung von Gemälden ausfindig machen können. Düster und schlecht beleuchtet, wie es war, hatte es noch überdieß die traurige Eigenschaft, im höchsten Grade feucht zu sein, so daß man beim Anblick eines solchen Lokals nicht einmal wünschen konnte, gute Gemälde in demselben anzutreffen, da ja dieselben einem unvermeidlichen Verderben preisgegeben gewesen wären. Selbst die Wände der düstern Zimmer schienen das zu fühlen; wenigstens däuchte es uns, als ob wir die hellen Thränen über ihre freilich durch die Unbild der Zeit sehr gebleichten Wangen herabrinnen sähen, mit denen sie die unschuldig leidenden Gemälde beweinten. Es sind im Ganzen vier Säle, alle in dem Erdgeschoß, unmittelbar neben den Wachtzimmern der Nationalgarde, und die ganze Sammlung erreicht nicht viel über hundert Nummern, von denen wieder die meisten der älteren und neueren französischen Schule angehören, und zum Theil bloße Copieen Pariser Bilder sind. Natürlich dürfen dabei auch die überall bekannten großen Namen nicht fehlen, und ein Correggio, ein Guido Reni und Giulio Romano,

ein paar Tintoret und Paul Veronese nebst Rubens und van Dyk figuriren wenigstens mit ihren Namen, wenn auch nicht mit ihren Bildern; denn wenn die ihnen zugeschriebenen Bilder auch wirklich zum Theil ihnen zugehören mögen, so sind es doch jedenfalls keine Meisterwerke der Meister, sondern was sie etwa tändelnd in Nebenstunden an Leinwand verdorben haben, oder womit sie sich für bessere Compositionen erholten; das ist Alles, was der Straßburger Sammlung von den Werken dieser Meister zugekommen ist. Was am meisten aus der italienischen Schule ansprechen kann, ist eine heilige Apollonia von Pietro Perugino, die ganz in der Weise der Madonna in der Münchner Pinakothek gehalten ist.

Auch die altdeutsche Schule, die in dem nahen Colmar durch Martin Schön zu so reicher Blüthe gekommen war, ist in dieser Gemäldesammlung nicht besonders vertreten. Das interessanteste Bild derselben ist die Verlobung einer heiligen Katharina, die dem Lukas von Leyden zugeschrieben wird, nach der Verschiedenheit des im ganzen Bilde herrschenden Styles aber, der bald an Hemling, bald an Schoreel, bald wieder an van Eyk erinnert, zu urtheilen, am allerwahrscheinlichsten dem in seiner Manier stets wechselnden Mabuse zugeschrieben werden darf. Gerade dadurch aber wird das Bild interessant, daß es der Maler zum Sammelplatz aller altdeutschen Schulen gemacht zu haben scheint. Jede Figur ist anders in der Auffassung und im Ton der Farbe. Einmal ist

das Oval Leonardo's, dann wieder die dem van Eyk eigenthümliche Bildung der Frauenköpfe; einmal die tiefe warme Farbe Hemlings, ein andermal sogar der bläuliche Ton des Roger von der Weide in den einzelnen Figuren vorherrschend. Wollte man das Gemälde in lauter einzelne Figuren zersägen, so könnte man getrost jeder einzelnen den Namen eines andern Meisters beifügen. Es ist so recht eine Wiederholung des mannigfaltigen Baustyles des Münsters in Farben. Dagegen ist eine Kreuzigung des heiligen Petrus, die offenbar der oberdeutschen schwäbischen Schule angehört und durch ihren dunkeln Farbenton, durch die breiten Formen und die tiefen Schatten an die spätern Nachfolger Schoreels, an Schwarz von Gröningen und selbst an die erste Zeit Kranachs erinnert, um so eigenthümlicher in der ganzen Ausführung.

Der Schule des Martin Schön gehören zunächst zwei Bilder an, von denen das eine die Heiligen, Oswald und Pantaleon, das andere eine Dornenkrönung vorstellt. Die beiden Heiligen haben in Auffassung und Ausdruck etwas von den Bildern Hemlings, sind aber in der Farbe viel bläſſer und heller, ohne jedoch den bläulichen Ton des Roger von der Weide und der Harlemer Schule zu theilen. Die Dornenkrönung aber ist, wenn sie anders noch mit Recht dem Martin Schön zugeschrieben werden kann, jedenfalls aus der Zeit seiner letzten Entwicklung mit offenbarer Hinneigung zu der großartigen idealen Auffassung der Ulmer Schule und von entschiedener

Aehnlichkeit mit den beßten Bildern Zeitbloms, denen es selbst in einzelnen Formen und weicher, vollendeter Ausführung nahe steht. Nur ist die ganze Darstellung kräftiger und lebendiger gehalten, die Farbe von größerer Tiefe und Harmonie, die Composition selbst mannigfaltiger, die Figur Christi höchst ideal, dagegen die Henker wieder derber, fast der Holbeinischen Weise sich nähernd, aber doch wieder größer und breiter. Zwischen beide tritt vermittelnd die Figur des Pilatus und mancher andere kräftig gezeichnete und mit vieler Kraft der Farbe und des Ausdrucks ausgeführte Kopf; wie insbesonders der neben Pilatus stehende Mann mit der rothen Mütze ein derber, kräftiger, realer Kopf voll individueller Wahrheit ist, der bei aller dieser bestimmten Wirklichkeit und praktischen Sicherheit doch keine Spur von Gemeinheit oder auch nur Gewöhnlichkeit und Alltäglichkeit in sich trägt. Wer an die Betrachtung der organischen Entwicklung des Lebens und der Kunst sich gewöhnt hat, der mag an diesem Bilde so recht seine Freude haben, indem es in jeder Richtung die einzelnen Aeste und Zweige bezeichnet, die aus dem Stamme der Schule Martin Schöns und der oberdeutschen Schule mit verschiedenartigen Nebenverzweigungen hervorgewachsen sind. Man begreift beim Anschauen desselben, wie die Baseler und Augsburger Schule aus dieser Wurzel ebenso gut erwachsen konnte, wie die Ulmer und Freiburger. Der betrachtende Blick findet sich gleichsam auf der Höhe eines Urgebirges,

von dem aus die Gebirgszüge nach verschiedenen Seiten hin und mit ihnen die Thäler und Stromgebiete sich verzweigen. Wie das Bild von Mabuse eine spätere künstlich gesuchte Einheit von verschiedener Form zu erreichen gesucht, so ist dagegen diese Einheit hier in ihrer reinen Ursprünglichkeit vorhanden. Uebrigens sind drei oder vier Bilder, die in einer ganzen Galerie als die einzig bedeutenden erscheinen können, doch kein hinreichender Stoff, um eine solche zum Anhaltspunkt eines längeren Studiums machen zu können. So sehr uns auch besonders dieses letztere Bild angesprochen hatte, so wenig waren wir doch mit dem Ganzen zufrieden; und unser Vertrauen auf den französischen Geschmack in Sachen der Kunst, welches durch den auffallenden Mangel aller Kunstdenkmale in den weiten Räumen der Münsterkirche schon ziemlich tief gefallen war, fing allmählig an, auf den tiefsten Grad herabzusinken. Fast wollten wir ganz daran verzweifeln, ob wir bei einer Umschau in den einzelnen Kirchen der Stadt nicht umsonst nach Ueberresten der Kunstentwicklung früherer Zeiten uns umsehen würden.

Gleich die ersten Kirchen, die wir zu diesem Zwecke besuchten, bekräftigten uns auch in dieser Meinung, und es überraschte uns daher um so mehr, in der sogenannten alten St. Peterskirche noch eine Reihe von Gemälden aus der Schule Martin Schöns zu finden, von denen beinahe beide Seitenwände bedeckt waren. Zuerst fielen uns Passionsbilder in die Augen, die so ganz den Charakter der früheren Manier

Schöns an sich trugen, daß sich an ihnen recht eigentlich seine Weise studiren ließ. Der Charakter seiner Manier trat in denselben mit großer Bestimmtheit hervor, und war auch keines derselben von der Schönheit und Vollendung des Bildes in der Galerie, so konnte man dagegen an denselben das Entstehen und die erste Entwicklung seines Styles um so klarer erkennen. Daß er bei den alten Niederländern in die Schule gegangen, war nicht zu verkennen; indeß ist doch der doppelte Gegensatz jener Schule, in Farbe und Zeichnung, bei ihm wieder vermieden und an die Stelle desselben ein zwischen beiden stehender mittlerer Ausgangspunkt getreten. Die Farbe ist heller, als die tiefen Töne Hemlings, und doch nicht so bläulich, wie bei Roger und Quentin Messis; besonders sind die Schatten warm und tief; auch die Zeichnung ist minder scharf in den Linien, dagegen durch kräftige, starke Schlagschatten gehoben. Es ist, als ob die scharfen Linien, wie dieß bei Matthias Grünewald in Mainz am deutlichsten sich erkennen läßt, allmählig breiter geworden und dann nach und nach mit den Schatten in Eins zusammengeflossen wären. Die Auffassung selbst ist zum Theil mit großer individueller Wahrheit und Charakteristik ausgeführt, zeigt aber doch immer wieder in den Hauptfiguren ein Streben zum Idealen. Die übrigen noch in der Kirche aufgestellten Bilder weichen in etwas von der Behandlung der Passionsbilder ab und bezeichnen die denselben unmittelbar vorausgehende und die zunächst folgende Entwicklungs-

stufe der oberdeutschen Malerei. Die drei Seitenbilder, in welchen Thomas, die Wundmale Christi berührend, die Auferstehung und Magdalena im Garten dargestellt ist, sind in der Farbe mehr der alten flammänder Schule ähnlich. Besonders hat das Mittelbild noch einen bläulichen Ton in den Schatten, ist weniger harmonisch im Ganzen, hat dagegen im Einzelnen viele eigenthümliche Schönheiten, und besonders ist ein Engel in dem Auferstehungsbilde von großer, idealer Schönheit, wie denn die Behandlung durch den wenigen Aufwand von Linien und die langen Gestalten an Holbein erinnern würde, wenn nicht gerade diese ideale und freie Haltung wieder eine dem Holbein ganz entgegengesetzte Richtung bezeichnete. Eine daneben hängende Grablegung könnte bei dem ersten Anblick fast für ein Erzeugniß der Nürnberger Schule gelten; bei näherem Anblick aber zeigt sich die große Verschiedenheit besonders in der Farbe und in dem Mangel an scharfen Linien in den Köpfen, während dagegen in der Draperie allerdings die Linien fast bis zu einer eckigen Schärfe sich ausgewachsen haben, auch ist der ganze Ton der Farbe viel zu blaß, als daß er so recht nürnbergerisch sein könnte. Dann haben auch die Köpfe jenen eigenthümlichen Zug der schwäbischen Schule, der sie für den ersten Augenblick trocken und fast geistlos erscheinen läßt, betrachtet man sie aber länger, dann werden sie immer ausdrucksvoller und interessanter; man sieht ihnen an, daß ein tiefes Gemüth in ihnen verborgen liegt, und

daß sie lebhaft, geistvoll und sogar schön werden, sobald sie, von einer innern Aufregung ergriffen, die verborgene Tiefe des Gemüthes offenbaren. Es sind Köpfe, die nicht für den ersten Augenblick, für eine oberflächliche Berührung, für ein flüchtiges Vorüberstreifen, sondern für eine tiefe, ernstliche Betrachtung geschaffen sind. Je länger du sie anschaust, desto mehr gewinnen sie an Gehalt und Wahrheit, und nach der Hand findest du sie sogar schön.

Außer St. Peter findet sich aber in keiner der übrigen Kirchen ein interessantes Bild oder ein bedeutendes Werk der Kunst, man müßte denn das vielgerühmte Grabmal des Marschalls von Sachsen dazu rechnen wollen, zu dessen Besichtigung der Fremde, wenn er sich nicht gutwillig versteht, fast mit Gewalt genöthigt wird. Hast du dieses berühmte Monument einer geschmacklosen Zeit nicht in den ersten Stunden deines Verweilens in Straßburg schon gesehen, so mußt du wenigstens dich verhalten, als habest du es gesehen; denn sonst wirst du der Frager und aufdringlichen Führer nicht ledig, die wie ein Mückenschwarm im Sommer über dich herfallen und dich von allen Seiten mit dem Zuruf bestürmen: „Haben Sie das Grabmal des Marschalls von Sachsen schon gesehen? Kommen Sie, ich will es Ihnen zeigen.“ Da hilft kein Sträuben, keine Ausrede, nur die einzige Versicherung: Ich habe es gleich zuerst besichtigt, kann dich retten vor dem Ungestüm dieser unabweisbaren Jünger und Beförderer französischen Geschmacks. Wenn

du es nun aber zu sehen bekommst, wehe dir, wenn du es nicht schön findest! es ist ja berühmt, alle Fremden sehen es an, alle Fremden finden es schön, viele hundert Herrschaften wollte unser Führer schon dahin begleitet haben, und jede sei entzückt davon gewesen, alle seien in sprachlosem Erstaunen vor demselben stehen geblieben. Dieß Letztere konnten wir nun allerdings gerne glauben; denn wer darüber erstaunen kann, dem fehlt es jedenfalls an Worten, wie an Geist, dieses Erstaunen auszusprechen. Wenn man es ansieht und immer wieder ansieht, so findet man doch um so weniger, je länger man es besieht, einen Grund, über dasselbe zu erstaunen; denn in der That ist nichts erstaunlich und bewundernswerth an demselben, als die Geduld und die Geschmacklosigkeit derjenigen, die es in einem solchen Grade bewundernswerth finden können. Um dieses ganze Monument schön zu finden, bedarf es weiter nichts, als nicht zu wissen, was denn eigentlich schön ist, und in diesem Falle befinden sich freilich hundert Herrschaften, die erst von aufdringlichen und geschwätzigen Führern sich erklären lassen, was schön ist; noch immer kann ich mich kaum des Lachens erwehren, wenn ich an die erstaunte und im höchsten Grade verächtliche Miene unseres Führers zurückdenke, mit der er uns nachsah, als wir von seinem hochgepriesenen Kunstwerk mit den Worten Abschied nahmen: ein solches Machwerk sei denn doch nicht der Mühe werth gewesen, so viel Aufhebens davon zu machen.

Ob er uns noch lange so nachgesehen, will ich unentschieden lassen; wir wenigstens mochten uns weder um ihn, noch um den gegossenen Marschall länger mehr umsehen, sondern eilten wieder dem Münster zu, und nachdem wir uns um einige Sous die Erlaubniß verschafft, den Thurm besteigen zu dürfen, stiegen wir die nicht enden wollende Reihe von Stufen hinauf, zuerst auf die freie Plattform und dann die Wendeltreppen des zweiten oder mittleren Thurmgeschosses bis zu dem von Meister Hülz aufgeführten obersten Kegel des Thurmes hinauf. Um auch die letzte Höhe ersteigen zu dürfen, bedarf es aber einer besondern Erlaubniß, derer wir übrigens nicht bedurften, weil uns ohnehin so ziemlich die Lust vergangen war, noch höher steigen zu wollen. Auch ist die Aussicht von dieser Höhe aus, so unermeßlich sie auch ist, doch in der That nicht lohnend genug, um ihretwillen nicht bloß das Beschwerliche, sondern auch noch das Gefährliche zu versuchen. Wenn die Luft nicht ganz rein ist, so daß man in der Ferne noch die verschwimmenden Umrisse der Berge zu erkennen vermag, so sieht man weiter nichts, als eine gleichförmige, unermeßliche Ebene und eine zahllose Reihe von Ortschaften und Thürmen von Städten und Dörfern. Nun mag es allerdings für eine spätere Erzählung der Reise Manchem interessant und wichtig scheinen, wenn er versichern kann: „Man sieht bis da- und dahin, kann mit einem guten Perspektiv die Thürme von der und der Stadt unterscheiden, und es sind doch bis dahin

so viel und bis dorthin so viel Meilen; denken Sie die ungeheure Strecke, die man da überschaut." Beim wirklichen Anblick aber hat diese reine Fernsicht, in welcher Nähe und Ferne sich nicht durch Mitteltöne und Uebergangsstufen von einander unterscheiden, in welcher Alles in eine gleichförmige, unabsehbare Einförmigkeit zusammenfällt, nur wenig, was das Auge erfreuen könnte. Eine solche Fernsicht ohne Gliederung und ohne Ruhepunkt ist wie ein unendlicher Rahmen ohne Gemälde; das Auge sieht, und sieht doch eigentlich wieder nichts Bestimmtes, nichts Mannigfaltiges, und der eine Ton, der immer fortklingende, gleichmäßige Ton einer weiten, weiten Ferne ist eben doch weder eine Melodie noch eine Harmonie, ist selbst unbewegt und läßt darum auch die Seele unbewegt und unberührt. Wenn du dich nachher fragen willst, was du denn eigentlich gesehen? so bleibt die Antwort immer die gleiche, du hast eben eine unendliche Ferne gesehen. Die Ferne aber, mein Beßter, kann man eigentlich gar nicht sehen, und hast du weiter nichts als die Ferne gesehen, so hast du eigentlich, so recht mit klaren Worten gesagt, nichts gesehen. Ein Unermeßliches ohne einen bestimmten Inhalt läßt die Seele eben so unbefriedigt, wie die bloße einzelne sinnliche Wahrnehmung, die nicht auf ein Höheres, Unermeßliches hinweist. Einem Reisenden, dem kein höherer Zweck vorschwebt, mag eine solche Aussicht von einem eigenen Interesse sein, weil sie ihm ein Bild seines eigenen Strebens darbietet; aber auch er wird sich nicht wohl

bei seinem Streben finden, wenn er nur so in's Blaue hineinreist, ohne ein bestimmtes Ziel seines Strebens und Reisens vor Augen zu haben, in welchem er wieder ein höheres Ziel, die Bereicherung des eigenen inneren Lebens, vor Augen hat, so daß in demselben gleichfalls wieder Endliches und Unendliches in einer gemeinschaftlichen Harmonie zusammentrifft, und so das allgemeine Gesetz des nach Wahrheit und Schönheit ringenden Lebens in dem sonderheitlichen Streben erfüllt wird. Um so mehr mußte uns darum das Unzureichende einer Aussicht in eine ungemessene blaue Ferne mahnen, unser bestimmtes Ziel um so ernstlicher anzustreben, je weniger wir in Straßburg noch zu suchen hatten.

Paris, den 1. Sept.

VI. Tag.

Ankunft. Fahrt über Luneville, Toul, Nancy, Châlons an der Marne. Nancy und die Höflichkeit. Der erste Eintritt in die Stadt. Erste Rundschau. Ordnung der Stadt. Das Gesetz der Nothwendigkeit.

So wären wir also wirklich in Paris, dem Idol der Städte, wo seit Jahrhunderten die Parzen unsichtbar wohnen und die Spindel drehen, an welche die Geschicke des europäischen Festlandes geknüpft sind; in jener Stadt, welche den höchsten Pomp des alten Königthums und die tiefste Erniedrigung desselben gesehen, in welcher alles Gräßliche und alles Erhabene und Großartige, was die letzten Jahrhunderte an äußeren Weltbegebenheiten gewirkt und geschafft, sich gesammelt, in der beinahe jede Strasse eine historische Merkwürdigkeit sich erworben hat, in welcher die

Eitelkeit und die Leidenschaft von ganz Europa ihre höchsten Triumphe gefeiert haben; die Stadt, nach welcher die Blicke aller Politiker, als nach dem Angelpunkt des politischen Wetterglases der Zeit, mit immerwährender Aufmerksamkeit gerichtet sind, welche alle Damen von Europa als die unumschränkte Gesetzgeberin ihres Anzuges und ihrer Schönheit zu betrachten gewohnt sind. Paris gesehen zu haben ist ja für viele Menschen allein schon genug, um sich für beglückt und für gebildet und für vollkommen berechtigt zu halten, über Alles, was Geschmack und Schönheit, Politik und Menschenkenntniß betrifft, ein endgiltiges Urtheil sich zuzutrauen. Jetzt könnten wir also mit Wahrheit sagen: Auch wir waren in Paris, auch wir haben diese Stadt der Städte gesehen, und somit könnten wir uns auch sogleich wieder in den eben abfahrenden Postwagen setzen, um wieder mit demselben in die Heimath zurückzukehren, und dort die Leute zu versichern, wir seien in Paris gewesen. Zwar haben wir allerdings noch nichts von der ganzen Stadt gesehen, als eine Reihe von Strassen, durch die wir gefahren und die wir durch die Fenster des Postwagens an uns vorüberhuschen sahen, und den großen Hofraum des Postgebäudes mit den darin versammelten Menschen, die den Straßburger Postwagen erwarteten, um sich den betreffenden Antheil von Neuigkeiten aus der Provinz gleich direkt zu holen. Allein wie Mancher rühmt sich, da oder dort gewesen zu sein, ohne im Grunde mehr gesehen zu haben, als eben Häuser, Strassen

und Menschen. Diese Häuser waren doch eben Pariser Gebäude, diese Menschenkinder Pariser und Pariserinnen, und das konnte uns genug sein, um uns den Glauben zu verleihen, schon ihr bloßer Anblick habe uns in einen höheren Zustand des Geschmackes und der Weltkenntniß eingeweiht. Wie viele Menschen haben von den Worten und Sätzen der christlichen Wahrheit und Offenbarung nicht mehr gehört und gesehen, als die Buchstaben und Töne der Worte, die Sätze und Ausdrücke, und glauben sich dennoch berechtigt, den Namen wohlunterrichteter Christen sich beizulegen; die Gebäulichkeiten irgend einer veralteten Definition reichen den meisten hin, um zu versichern, sie wären der christlichen Offenbarung auf ihren verborgenen Wegen nachgewandelt, hätten die wunderbare Stadt des Glaubens im Glanze ihrer herrschenden Macht gesehen. Wer hätte uns widersprechen und uns der Lüge beschuldigen können, wenn wir versichert hätten, daß wir wirklich und wahrhaftig in Paris gewesen? Was würde es uns in der That und Wahrheit geholfen haben, wenn wir den Menschen eine solche Versicherung, die dem Buchstaben nach wahr, dem Sinn nach aber dennoch eine Unwahrheit gewesen wäre, hätten geben können? Was hilft dir überhaupt die Wahrheit, wenn du sie nur dem Buchstaben nach und nicht im Geiste besitzest, wenn du nicht innerlich erkennst, worauf du äußerlich schwörst? Wußten wir doch selber kaum, ob wir denn wirklich und in der That uns nun an diesem mühsam erreichten Reiseziele

befanden; wenigstens wußten wir nicht, wie uns geschehen war, daß wir uns hier und nicht etwa noch einige Dutzend Meilen von hier befanden. Wenn wir uns besannen, wie wir denn eigentlich hieher gekommen, so mußte es uns selbst als eine Art Zauberei erscheinen.

Fragten wir uns: wo waren wir denn gestern? so konnten wir uns kaum eine bestimmte Antwort darauf geben; gestern waren wir eben überall und nirgends, hatten beinahe das halbe Frankreich und doch eigentlich Nichts gesehen; waren in Luneville, Nancy, Toul, Châlons gewesen, und waren doch eigentlich an keinem von diesen Orten gewesen; hatten uns im weitesten Raume befunden und waren auf den allerengsten, den der Mensch irgend brauchen kann, beschränkt gewesen; denn in einen engeren Raum, als der ist, welcher dem Reisenden in einer französischen Diligence eingeräumt wird, kann der Mensch nicht wohl mehr zusammengepreßt werden. So hatten wir beinahe mit jeder Sekunde den Ort verändert und waren doch immer an dem gleichen Orte geblieben. Unaufhaltsam ging es fort und fort. Die französischen Postillione scheinen durchaus nicht zu wissen, daß auch ein Postpferd nur ein hinfälliges Wesen ist, und so stürmten sie denn mit uns und dem gewiß nicht federleichten Wagen, denn nach ohngefährer Schätzung mochte er mit seiner ganzen Ladung nicht viel unter hundert Centner schwer sein, in die Welt hinein, so daß die Landschaft so zu sagen nur an uns vorüberflog,

Berg auf und ab ging es ununterbrochen fast in gleich raschem Trab, und wir sahen durch die engen Wagenfensterchen mit jedem Augenblick ein anderes Stück Welt, einen andern Quadratausschnitt des französischen Bodens. Uebrigens entstand auch gerade kein sonderliches Verlangen in uns durch das, was wir sahen, mehr davon zu sehen, und es näher zu sehen. Man kann von diesem Landstrich, den wir durchzogen, gerade nicht sagen, daß er unschön oder gar abscheulich wäre; aber man würde auch der Wahrheit zu nahe treten, wollte man ihn schön nennen. Dieß aber ist bei einer Landschaft gerade das langweiligste, wenn sie weder häßlich noch schön, weder langweilig noch unterhaltend ist; denn wenn sie auch nicht einmal langweilig ist, so neckt sie immer wieder mit der Hoffnung, daß sie noch schöner und unterhaltender werden könnte, und reizt immer wieder auf's Neue, in ihr zu suchen, was man doch nicht in ihr findet, verspricht immer, und leistet nie etwas, und wird dem Beschauenden so durch die immerwährende Täuschung recht eigentlich fatal. Speisen und Charaktere sind dann am fadesten, wenn sie weder warm noch kalt sind, und eine Gegend ist dann am wenigsten ansprechend, wenn sie weder ganz einförmig noch eigentlich großartig oder lieblich und schön ist. Eine ganz einförmige Gegend wird, weil sie der Einbildungskraft keine Nahrung bietet, die Phantasie beschäftigen oder den Geist auf sich und seinen eigenen Gedanken zurückweisen, und an die Stelle des Reichthums äußerer Anschauung tritt dann die Entfaltung

innerlicher Lebensbilder, mit denen der Geist die unfruchtbare Gegend bevölkert.

Die Städte zwar konnten eher als die Gegend auf Schönheit Anspruch machen, und gleich Luneville, das wir mit dem ersten Frühschein des Morgens erreichten, zeigte einen schönen, mit Prachtgebäuden stattlich ausgezierten Platz und weite, zierliche, freundliche Strassen. Noch mehr aber war Nancy herausgeputzt. Wie eine gefallsüchtige Schöne grüßte sie und lächelte wohlgefällig von ihrem Putztischchen und ihrer Morgentoilette zu uns armen, gepreßten, gebückten und wie demüthig vor ihrer Schönheit sich verneigenden Postwagenbewohnern herein; jede Strasse machte gleichsam dem Beschauenden ein freundliches Compliment, um ihn so mit der größten Artigkeit aufzufordern, sie seinerseits wieder äußerst angenehm, zierlich und schön zu finden. Allein wir hatten leider nicht Zeit, diese Artigkeiten gehörig zu erwiedern, denn ehe wir noch recht diese zierlich gedrechselte Schönheit bemerkt hatten, waren schon längst wieder die letzten Häuser der Stadt hinter uns und wir bereits wieder mit der Aussicht auf eine andere Gegend beschäftigt. Es war ohngefähr, wie wenn Jemand mit eiligen Schritten bei einem zierlichen Hause vorübergeht, und es öffnet sich, während er vorbeigeht, irgendwo ein Fensterchen an dem Hause, durch das ein freundlicher Mund und ein freundliches Auge ihn grüßt; kaum vermag er den Gruß wahrzunehmen, aber wie will er nun denselben erwiedern? Auch empfanden wir

gerade keine besondere Begierde, diese übergroße Artigkeit und Zierlichkeit uns näher zu beschauen; ein Blick auf eine solche gefallsüchtige, am Putz und äußern Schmuck sich erfreuende Schönheit ist hinreichend, um alles das mit Einem Blick zu wissen, was sie zu bieten hat. Wer nichts zu geben vermag, als Complimente und wohlgedrechselte Redensarten, der wird dich noch eher langweilen, als selbst der Rohe und Ungebildete, und der erste angenehme Eindruck, den seine Erscheinung auf dich macht, wird bald durch die grenzenlose Leerheit und Fadheit, durch die unerträgliche Förmlichkeit und Gleichförmigkeit seiner eingelernten Bücklinge und Phrasen in das gerade Gegentheil sich verwandeln. Alles, was du von ihm zu sehen bekommst, ist Tünche und äußerer Anstrich, innerlich aber ist eitle Leerheit. Wenn du ihn fassen willst, zerbricht dir das holde Wesen in der Hand; wie eine Seifenblase gaukelt und glänzt das luftige Ding vor dir und zerplatzt vor deinem Hauche und verschwindet in das eitle Nichts, aus dem es gebildet war. So ein derber Naturmensch aber, ein kräftiger Flammänder, eine breite, schwere niederländer Seele, die sich mit Zwiebeln und Häringen gefüttert, die hat doch häufig noch eine kräftige Derbheit der Naturanschauung an sich und gibt dem fleißigen Beobachter immer noch einigen Stoff zu einer wenigstens nicht ganz uninteressanten Betrachtung. So ein lebendiges Complimentirbuch aber ist weiter zu gar nichts zu gebrauchen, als etwa um es in ein Wachsfigurencabinet zu stellen,

damit die Sonne es nicht bescheine und Wind und Regen es nicht verderbe. Da ist immer ein Wort wie das andere, eine Gebärde wie die andere, und wenn die eingelernte Reihe von Phrasen und Repliken durchgespielt ist, geht der Tanz mit derselben Gleichförmigkeit wieder von vorne an; und was ist am Ende diese überzuckerte Artigkeit, dieses höfliche Complimentenwesen, als innerliche Rohheit und geistige Impertinenz? Jeder Mensch, dem ich ein Compliment mache, ist durch dasselbe im Grunde von vorneherein für ein Stück von einem Gecken erklärt, der die rechte, schlichte Wahrheit und Kraft entweder nicht ertragen kann oder nicht ertragen will, und derjenige, der das Compliment macht, kann im Grunde auch weiter nichts damit wollen, als die indirekte Aufforderung: Mache mir ein größeres? Was nicht aus der Natur des Menschen, aus der innern Achtung vor dem Bilde Gottes in jedem einzelnen Menschen hervorgeht, das ist leerer, täuschender Schein wirklicher Bildung oder täuschen wollende Gefallsucht, die an die Stelle wirklicher Menschenliebe getreten ist. So artig darum auch das zierliche Nancy uns ansah und grüßte, so wenig konnte es eine eigentliche Sehnsucht im Herzen erwecken nach einem längeren Verweilen, nach einer näheren Bekanntschaft mit ihm. Was sollten uns auch all diese Städte mit ihren provinzlichen Schönheiten, da wir ja doch im Begriff waren, den Mittelpunkt, die glänzende Höhe aller Artigkeit und Zierlichkeit, aller Bildung und Schönheit selber zu besuchen?

Nur während wir an Toul vorüberfuhren, wollte es mich fast ein wenig schmerzen, daß ich die beiden großen gothischen Kirchen, deren stattliche Thürme wir schon von ferne ernst und majestätisch über die Ebene sich hatten erheben sehen, nicht näher in Augenschein nehmen konnte; allein fort ging's auch hier mit derselben rasenden, unaufhaltsamen Eile. So kamen wir spät am Abend nach Châlons an der Marne, wo ich endlich aus dem engen Gefängnisse des Postwagens befreit zu werden und in den Wagen der Eisenbahn einen etwas größeren Raum zu gewinnen hoffte, in dem man wenigstens einigermassen wieder die Glieder ein wenig dehnen könnte. Darin aber hatte ich mich wieder einmal getäuscht. Wie wir waren, wurden wir mit sammt unserm Wagen auf die Eisenbahn gebracht, und nun ging es wieder die ganze Nacht hindurch mit vergrößerter Schnelligkeit der großen Stadt an der Seine entgegen.

Endlich graute der Morgen; Paris mußte, nach der Aussage der Reisegefährten schon ganz nahe vor uns stehen, und voll Begierde öffnete ich das Wagenfenster, um etwas von der weltberühmten Stadt zu erblicken; allein da war nichts zu sehen, als ein hoher Damm und einige Mauern, aber kein Thurm, keine Kuppel, keine weitausgedehnte Reihe von Gebäuden, keine Spur von einer großen Stadt. Endlich hielt der Zug im Bahnhofe; unsere Ungeduld konnte es kaum erwarten, bis der Schlag des Wagens geöffnet wurde, um nur recht

bald zu sehen, was denn eigentlich die Stadt Paris so überaus merkwürdig mache. Allein wir warteten vergebens, aus unserem engen Behälter endlich befreit zu werden. Der Schlag des Wagens öffnete sich nicht, dafür aber däuchte es uns, als ob der Wagen sich allmählig und ganz sachte in die Höhe hebe, und dieß war wirklich keine Täuschung. An vier großen Ketten wurde der Wagen mit seiner ganzen Last in die Höhe gezogen, dann, in der Luft schwebend, auf Rollen, die von einem mächtigen Gerüste getragen wurden, von den Schienen, auf den weiten Hof in der Luft schwebend, hinübergeführt bis zu dem Platz, auf dem bereits der untere Theil des Wagens mit den Rädern aufgestellt und zusammengerichtet war; darauf wurde der schwere Kasten langsam und vorsichtig niedergelassen, mit großer Schnelligkeit wurden die Schrauben eingefügt, links und rechts die Ketten herausgeschlagen, die Pferde waren bereits angespannt, und mit gleicher Hast jagten wir nun durch die Strassen der Stadt, wie wir bereits durch so viele Städte gejagt, und beinahe fürchtete ich, durch eine unglückselige Verwechslung habe man die Pferde an den unrechten Wagen gebracht und führe uns nun mit derselben unaufhaltsamen Schnelle wieder über Paris hinaus und vielleicht in irgend eine fünfzig oder sechzig Meilen entfernte Provinzialstadt; denn die Gassen und Strassen wollten kein Ende nehmen, und wenn ich bei jedem Strasseneck hoffte, jetzt und jetzt müsse der Wagen Halt machen, so war es doch immer wieder auf's Neue vergebliches Hoffen, immer

lenkte er wieder in eine neue Strasse, und wieder und wieder in eine andere, und fort und fort ging's, als ob das Pflaster und das Fahren kein Ende nehmen sollte. Endlich bog er in einen weiten Hofraum ein, und hier nun hielt er still, der Schlag des Wagens öffnete sich, und wir wurden bedeutet, daß wir nun am Ziele unserer Fahrt angekommen. In wenigen Minuten war der Wagen leer, in einem Augenblicke war unsere bisherige Umgebung verschwunden, ohne Gruß, ohne Abschiedswort waren die bisher in einen so engen Raum zusammengepackten Menschen von einander geeilt, um sich wie einzelne Tropfen in dem Menschenstrome der weiten Stadt zu verlieren. Wir aber wußten vor der Hand um so weniger, wohin wir uns wenden sollten, da wir unmöglich wissen konnten, wo wir denn eigentlich waren. Daß wir in Paris waren, konnten wir nun wohl mit Sicherheit annehmen, aber damit wußten wir ohngefähr ebenso viel, als wenn wir mit Gewißheit wußten, daß wir in der Welt waren. Wie wir nun so einsam und verlassen im Hofe des Postgebäudes standen und berathschlagten, was nun zunächst zu beginnen sei, kam ein ziemlich wohlgenährter, breitschulteriger Mann mit einem Stock in der Hand auf uns angehinkt, der im gemüthlichen elsasser Dialekt uns anredete: „Die Herrn sind gewiß Deutsche, und suchen vielleicht eine Wohnung; da könnten Sie eben gleich bei mir bleiben; bei mir ist das ganze Haus deutsch, und sie werden es sicher nicht schlecht bei mir haben.“ Nach einigem Besinnen

fanden wir den Vorschlag gar nicht so unpraktisch. Wir waren dadurch mit unserm Gepäck und mit allen übrigen Verlegenheiten der ersten Ansiedelung in einer solchen Stadt im Reinen, und hatten noch das Angenehme, wenigstens im Hause unsere eigene Sprache hören und reden zu können. Nun waren wir sofort wieder auf einen ziemlich kleinen Raum von ein paar nicht eben großen Zimmern zusammengedrängt, und hatten von Paris nun bereits einen großen Hofraum und zwei Zimmer gesehen. Zunächst wurde nun der mitgebrachte ausführliche Plan der Stadt zu Rathe gezogen, um wenigstens zu wissen, an welchem Eck der Stadt wir uns denn eigentlich befanden. Nach einigen vergeblichen Versuchen, uns in demselben zurechtzufinden, ergab sich das erfreuliche Resultat, daß wir unsere Wohnung beinahe in der Mitte der Stadt gewählt hatten. In wenigen Schritten konnten wir das Louvre mit seinen reichen Sammlungen und Kunstschätzen, das Palais royal und die Seine erreichen, und wo wir uns auch während unseres Aufenthaltes hinwenden mochten, hieher war es am leichtesten sich wieder zurückzufinden. Auch sonst konnten wir mit unserer Wohnung in jeder Beziehung zufrieden sein, außer den Morgens zwischen 6—8 Uhr ankommenden und Mittags wieder abfahrenden Postwagen war sie vor jedem Lärm der Strassen und der Nachtunruhe gesichert. So machten wir uns denn gleich des Morgens noch auf den Weg, eine erste Umschau in der Stadt zu halten und, mit dem Plan

in der Hand, wo möglich in der nächsten Umgebung unsers Quartiers uns umzusehen.

Wie wenn man nach einem längeren Aufenthalte an einem bestimmten Orte den einmal gewohnten Wohnort mit seinen bekannten Umgebungen verlassen muß und an dem neuen Platze zum ersten Mal auf's Gerathewohl einen Spaziergang macht, um sich so im Allgemeinen mit der Lage und der Umgebung bekannt zu machen, so durchstreiften wir, sorgsam alle Strassenaufschriften musternd und alle hervorragenden Gebäude mit prüfendem Blicke betrachtend, in immer weitern und weitern Bögen die Stadt. Bald aber überzeugten wir uns, daß es nicht schwer sei, in derselben sich zurechtzufinden. Die Seine, die ganze Stadt in großen Bogen durchströmend, dient dem Wandernden immer wieder zu einem untrüglichen Führer, und sobald er sich wieder zu ihr zurückgefunden, kann er sich von da aus leicht für jeden weitern Weg orientiren; auch sind alle Strassen entweder auf die Seine zu gerichtet oder parallel mit ihr laufend, und die Numerirung derselben ist so praktisch eingerichtet, daß man sich wenigstens bei Tag nicht leicht in denselben verirren kann. Je näher man der Seine zu geht, um so kleiner werden die Zahlen, und so weiß man immer, ob man sich von ihr entfernt oder ob man sich ihr nähert. Wohl hat die ungeheure Größe der Stadt durch ihren eigenen Umfang zu einer so praktischen Anordnung geführt, weil es unmöglich wäre, ohne so einfache Anhaltspunkte sich

in einer so weitläufigen Umgebung zurechtzufinden. Aber es ist ein Gesetz der Nothwendigkeit, bei einem so ungeheuren Complex von Strassen und Gebäuden auf die allereinfachste Anordnung derselben zu denken, und überall führt die Nothwendigkeit die Menschen zur Auffindung des Zweckmäßigen, überall ist die Nothwendigkeit die große Lehrerin des Menschengeschlechtes. Was bei dem Einzelnen vielleicht nicht immer zutrifft, das trifft dagegen um so sicherer im Ganzen zu; was die Menschen müssen, das können sie auch. In der Regel können sie aber auch nicht mehr, als sie müssen. Nicht mit Bewußtsein, nicht mit Freiheit lassen die Menschen zur Ordnung sich leiten, sondern überall muß die Nothwendigkeit sie zwingen, das Unvermeidliche anzunehmen und dem Gesetze sich zu fügen. Jede Entwicklung hat darum ihre nothwendigen Voraussetzungen und Bedingungen und kündet im Voraus ihren Eintritt in's Leben an. Die sogenannten Lenker der Staaten wissen in der Regel so wenig Bescheid in der Zukunft, als diejenigen, die sie darum tadeln. Sie thun eben, was sie nicht lassen können; nicht, was sie mit klarem Bewußtsein ihrer Handlungen erkannt, sondern was die Zeit ihnen abgenöthigt, was der Zwang der äußern Verhältnisse ihnen aufgedrungen, das vollziehen sie. Alle Maßregeln der schlauesten Politik sind in der Regel nur aufgenöthigte Vorsichtsmaßregeln; nicht den Umständen vorausgehende Plane eines höheren Wissens, sondern von den Umständen herbeigeführte Abzugskanäle. Nur hie und da tritt ein wahrhaft

origineller und genialer Geist in die Weltgeschichte, der mit berechnender Vernunft in die Zukunft schaut oder mit unwiderstehlicher Willenskraft die Umstände zu beherrschen weiß. Aber auch solche Kräfte müssen ihrem Jahrhundert sich fügen und müssen die Umstände, die bereits vorbereitet sind, zu ihrer Erkenntniß wie zu ihrer Herrschaft benützen. Der Erkennende hat die Macht nicht, den Schritt der Zeit aufzuhalten oder zu beschleunigen, und der Mann der That und des Vollzuges hat in der Regel die Erkenntniß nicht, sondern vollzieht eben nur das, wozu die äußern Umstände ihn ermächtigen und die innere Kraft ihn berechtigt. Wer hätte gedacht, daß ein kleiner Cadet eines französischen Militärinstitutes alle früheren Größen der Erde von ihrer eingebildeten Höhe herabstürzen und die Würde der persönlichen Kraft über den Thronen der geerbten Majestäten erheben würde? Dennoch hat Napoleon es gethan, und er konnte, wie weiland der bekannte Joh. von der Wördt zu seiner Grethe, so zur ganzen Welt sagen: „Griet! wer es gedonn hätt?“ und die Welt konnte ihm weiter nichts antworten, als was Griet dem großen Jan vun Wäht geantwortet: „Jan! wer et gewoßt hätt!“ Wenn darum die großen Ereignisse der immerwährenden Weltumwandlung sich vorbereiten, so muß man darum nicht verzagen, weil eine alte Zeit zu Grabe geht, weil Manches, was dem Menschen Jahrhunderte lang als eine feste Burg gegolten, in Trümmer fällt. Das un-

wandelbare Gesetz des Lebens wird in der Menschheit wieder neue Kräfte wecken und neue Formen gestalten. Was war, ist auch einmal geworden, und damit es werden konnte, hat das zuvor Bestehende in seiner eigenen Art untergehen müssen, um dem Neuerstehenden Raum zu geben. Wenn auch im Aufruhr der moralischen Kräfte die Welt in Trümmer zu gehen scheint, der Mensch kann nun einmal nicht über die Grenzen seiner Natur hinaus und wird immer wieder durch unverrückbare Schranken zu bestimmten Formen zurückgewiesen. Wenn auch im tobenden Niedersturz der Wasser der fallende Strom sich in Schaum aufzulösen scheint, in der Tiefe angekommen, wird er dennoch wieder in sein Bette zurückgedrängt, und gehorcht nun ruhig im Weiterfluß demselben Gesetze, dem er im schäumenden Wasserfall zu entstürzen versuchte.

„Es kann die Lust der goldnen Erndte
Im Sonnenbrande nur gedeih'n,
Und nur in seinem Blute lernte
Der Kämpfer frei und stolz zu sein.

Triumph! die Paradiese schwanden;
Wie Flammen aus der Wolken Schoos,
Wie Saamen aus dem Chaos wandten
Aus Stürmen sich Heroen los.

Der Noth ist jede Lust entsprossen,
Und unter Schmerzen nur gedeiht
Das Liebste, was mein Herz genossen,
Der holde Reiz der Menschlichkeit.

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt.

Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern —
Was groß und göttlich ist, besteht."

Paris, den 2. Sept.

VII. Tag.

Die Unruhe der Stadt. Das Nervensystem der Pariser. Der Charakter der Stadt. Höchste Ausbildung der Gewerbsthätigkeit. Der Mensch als Großstädter. Der Franzose als Pariser. Vergleich der Römer mit den Franzosen. Ueberschau der Stadt von Pont des arts. Ein Blick in den Menschenstrom. Der Deutsche und der Franzose. Disput mit einem französisirten Polen. Theater an den Boulevards.

Höchst ermüdet waren wir gestern spät am Abende erst in unsere Wohnung zurückgekehrt, um dort die Sinne von den tausendfältigen Eindrücken des Tages einigermassen ruhen und die Seele das verlorne Gleichgewicht der Empfindung wiederfinden zu lassen. Aber schwer war es, die überreizte Thätigkeit der Sinne in Ruhe und in's gehörige Gleichmaß zu bringen. Der

Schlaf wollte nicht kommen, sondern wie in einer fieberischen Aufregung kehrte so ein Mittelzustand zwischen Wachen und Schlafen, ein chaotisches und verwirrtes, halbbewußtes Traumleben in der Seele ein, das weder die Ruhe des Schlafens, noch die Besinnung des Wachens zuließ. Wie in einem aufgeregten Wasser die Bilder des Ufers durcheinander wirbeln und verschiedenartig sich brechen und durchkreuzen, so bildeten die Erscheinungen des Tages in verworrenen Nachklängen in der Seele sich ab. Es war unmöglich, alles dieses Neue und Verschiedenartige fremder Erscheinungen, ohne irgend einen geistigen Mittelpunkt dafür zu wissen, in der Empfindung zu ordnen. Das äußere Leben war gewaltiger noch als der ordnende Sinn, und der Geist befand sich in dem unangenehmen Zustand, den bloß passiven Zuschauer abgeben zu müssen, ohne die Macht, diese mannigfaltigen Eindrücke nach einem Mittelpunkte hin sich zurechtlegen zu können. Schon wenn man aus dem Anblick einer weitläufigen Gemäldegalerie wieder zurückkommt, findet man die Seele von den mannigfaltigen Eindrücken überfüllt und übersättigt, der Reichthum des Gesehenen liegt wie eine drückende Last auf dir, weil du ihn im Augenblicke nicht zu ordnen und nicht geistig zu beherrschen vermagst. Was du aber haben mußt, ohne es mit Freiheit besitzen zu können, das ist nicht Lust und Freude, sondern Qual für dich. Je mehr der Mensch an äußern Gütern und Eindrücken über sich zusammenhäuft, desto gequälter ist sein Zustand, wenn er nicht mit dem Geiste über all

dieselben sich zu erheben und sie zu Mitteln seines freien Strebens zu machen versteht. Der Geist duldet darum auch nichts Chaotisches, keine ungeregelte, unorganische Masse um sich; er ringt überall nach Verstand und Bewußtsein, nach freier, selbstständiger Herrschaft. Ein so vielseitiger Eindruck aber ist um so weniger zu ordnen, je neuer und fremder er der Seele ist; erst nach und nach findet der Geist sich in den neuen Erscheinungen des Lebens zurecht. Wer darum in der Geschichte der Kunst nicht ganz unbewandert ist, der wird die verworrenen Eindrücke, die z. B. eine Gemäldeausstellung auf ihn macht, in größern und kleinern Gruppen sich ordnen und so durch die Erkenntniß des Ganzen zum Verständniß des Einzelnen gelangen. Unsere erste Umschau in Paris konnte nur von Weitem dem ersten Anschauen einer Bildergalerie verglichen werden; denn hier war nicht die ordnende Kunst, nicht die Führung der Geschichte, nicht die innere Verwandtschaft der Erscheinung mit dem geistigen Leben, was dem Geiste befreundet zur Seite stehen konnte; hier war es nicht die bloße Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, die Uebersättigung und Ueberfüllung irgend eines Sinnes, sondern es war die Ueberreizung aller Sinne zugleich bei der Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Eindrücke, die Verworrenheit und Unklarheit ihrer Beziehungen zum Geiste, die höchste Aeußerlichkeit, die verworrenste Aufregung aller Sinne, die wie betäubend auf die Empfindung wirkte.

Die Pariser und Pariserinnen bedürfen jeden-

falls eines ganz andern Nervensystems, als wir übrigen gewöhnlichen Menschenkinder. Das immerwährende Gerassel von Wagen, das Schreien, Toben, Lärmen, das Feilbieten von Früchten und mannigfaltigen Waaren in allen Strassen der Stadt, die verschiedenartigsten, lärmendsten musikalischen Instrumente, die sich immerwährend bald da, bald dort vernehmen lassen, können einen Menschen, der einen solchen Aufruhr aller Sinne nicht gewohnt ist, förmlich um alle vernünftige Besinnung bringen. Dazu die immerwährende Aufmerksamkeit, die du aufbieten mußt, damit du nicht in jeder Minute überfahren, gequetscht oder niedergerannt wirst, was bei dieser ungeheuren Schnelligkeit, mit der sich Alles bewegt, nur allzuleicht dir begegnen kann; dann das Aufmerken auf die Richtung des Weges, um dich in diesen unzähligen Strassen nur einigermassen zurechtzufinden, das Sehen nach dem und jenem, was dir fremd und neu ist, diese verschiedenartigen Paläste und öffentlichen Gebäude, Bildsäulen, Denkmale und andere, dir fast bei jedem Schritte aufstoßende, in der Geschichte der jüngsten Zeit berüchtigte und merkwürdig gewordene Namen, Aufschriften und Denkmale, das Alles zusammen macht einen zuletzt in allem Ernste sinnverwirrenden Eindruck auf dich. Die Macht der äußern Erscheinung schlägt förmlich auf dich los, und statt daß du dich ihrer erwehren könntest, wirst du vielmehr von ihr an allen Sinnen zerschlagen. Es ist nicht die zarte, leise Mahnung der Schönheit des Lebens und der Schöpfung, die in der

Natur zu deinen Sinnen spricht, sondern die derbe Faust der geistlosen, auf äußere Bedürfnisse, Sinnengenuß und Sinnenreiz allein berechneten mechanischen und lärmenden Werkthätigkeit des den Augenblick anrufenden Lebens. Schon lange vor Abend wollten uns manchmal die Sinne und selbst die Füße den Dienst versagen. Da fand sich aber immer wieder irgend eine andere, neue Erscheinung unter Weges, die wir, da sie so nahe lag, eben doch noch mit ansehen wollten; oder wir zwangen uns auch wohl zur Ausdauer, um so viel als möglich mit einemmal zu fassen, in der Hoffnung, daß die Zukunft es erklären und in seiner Beziehung deutlich machen würde, und daß, wenn auch dieß nicht geschähe, wir wenigstens in den folgenden Tagen leichter darüber hinweggehen und, ohne von fremdartigen Erscheinungen mit jedem Schritte aufgehalten zu sein, mehr nach einem bestimmten Plane an eine regelmäßigere Umschau uns halten könnten. Darum waren wir das erstemal so recht eigentlich planlos und den äußeren Eindrücken uns überlassend in das Menschengewühl eingedrungen. Wir wollten nun einmal das äußere Leben in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und unbeschränkt von einem von unserem Willen zum Voraus bestimmten Maß auf uns wirken lassen. War dieser erste Eindruck einmal ganz in seiner Eigenthümlichkeit in uns eingetreten, so konnten wir dann später immer denselben durch ein geordnetes Vergleichen zum innern Verständniß umgestalten. Wollten wir aber den ersten Eindruck, den diese planlose Wan-

derschaft auf uns gemacht, gleich unmittelbar nach seinem ersten Eintritt in uns zu einem verständigen Ausdruck bringen, so konnte dieß allerdings zunächst nur selbst wieder ein mehr äußerlicher und zufälliger sein.

Sowie uns Paris in dieser Umschau vorgekommen war, hatten wir es so zu sagen nur in seiner oberflächlichsten äußeren Erscheinung kennen gelernt, hatten von dieser uns unbekannten neuen Welt nur das zunächst und zumeist in die Sinne Fallende wahrgenommen. Ein einheitlicher Charakter des Ganzen war aus diesen verschiedenartigen Eindrücken nicht abzunehmen. Im Allgemeinen war auch diese Stadt wie jede andere; es war ein reges, gewerbliches, unruhiges Leben; eine mehr nach Außen als nach Innen gerichtete Thätigkeit, ein Vergessen des Allgemeinen über dem Bedürfnisse des Augenblicks. Diese Eigenthümlichkeit aller Städte aber erschien uns hier bis zum höchsten Grade erweitert, bis in die einzelnste Beziehung ausgebreitet, bis in seine grellsten Gegensätze durchgeführt.

Während der Mensch in seinem isolirten Leben sich selber seine Nahrung baut und die Erzeugnisse der ihm unterthänigen Natur selber verwendet und verarbeitet, sein eigener Landmann und Gärtner, sein eigener Handwerksmann, sein eigener Künstler und Kaufmann ist, so wächst dagegen dieser Stamm der menschlichen Thätigkeit in den Städten in seine Aeste und Zweige auseinander. Der Kaufmann, der Gewerbsmann, der Künstler scheidet sich und geht seiner

eigenen Thätigkeit nach. Die einzelnen Stände theilen sich wieder in ihre Glieder und Zweige. Aus der Verarbeitung der einzelnen Gegenstände und Erzeugnisse der Natur und aus der verschiedenartigen Verfertigung der verschiedenartigen Bedürfnisse des Menschen gehen die verschiedenartigsten Gewerbe und Gewerke hervor. Je größer die Stadt, desto mannigfaltiger die Gewerbe und Erwerbungen der Menschen. In Paris aber ist diese Gliederung bis zu einer fast unglaublichen Verästlung des Einzelnen ausgeführt; das Allereinzelnste findet hier noch seinen besondern Bearbeiter, Verkäufer und Käufer. Was von einem einzigen Handwerk sonst zu Stande gebracht wird, das hat sich hier wieder in eine Reihe von einzelnen Beschäftigungen getheilt, während z. B. ein Messerschmied bei uns neben Messern der verschiedensten Art auch noch Scheeren, chirurgische Instrumente und manches Andere verfertigt, wird man in Paris nur immer eine bestimmte Gattung von Messern, oder vielleicht gar nur eine bestimmte Gattung von Messerklingen an einem einzigen Orte fertigen sehen, weil Jeder gewiß ist, daß durch die Unzahl der hier auf einen Punkt zusammengedrängten Menschen auch das Besonderste noch seinen besondern Käufer findet. Gerade dadurch aber wird der Einzelne in den Stand gesetzt, auch seine besondere Beschäftigung bis zu einem höhern Grade der äußern Vollendung zu bringen, weil er einer einzigen Arbeit seine ungetheilte ganze Aufmerksamkeit zuwenden kann. Dadurch wird dann jeder wieder genöthigt, auch in

dem Besondern wieder auf ein Neues und sonderheitliches Unternehmen zu denken, weil durch diese unermeßliche Vertheilung der Beschäftigung in's Einzelne gerade wieder das Neue und ganz Besondere und Eigenthümliche einen besondern und höhern Werth erhält. Verwundernd blieben wir darum oft vor einem einzelnen Laden stehen, in welchem wir Dinge zur Schau ausgestellt fanden, nach denen bei uns in mancher Stadt Jahre lang kaum eine Nachfrage geschehen würde; hier aber ist ein großer, reicher Laden allein mit einem solchen speziellen Gegenstande angefüllt. Betrachtungen dieser Art aber führten zwar allerdings auf die Beobachtung einer gewissen Verschiedenheit zwischen Paris und allen andern Städten. Diese Verschiedenheit aber lag eben wieder darin, daß im Grunde keine Verschiedenheit war, sondern das städtische Leben überhaupt nur bis zu seinem höchsten Umfang, bis zu seiner weitesten Ausbreitung fortgeführt ward. In dieser Hinsicht kann Paris wieder allein als Stadt bezeichnet werden; alle andern sind, was diese allseitige städtische Thätigkeit anbelangt, nur einzelne in der Welt zerstreute Fragmente, Theile einer Stadt, oder entlegene Vorstädte, aber keine ganze, rechte Stadt im vollen Sinne des Wortes. Alles, was in diesem Begriffe Stadt sich zusammendrängen läßt, das trifft sich hier in überraschendster und vollständigster Weise. Das Große, was in dem städtischen Leben ist, ist hier in seiner ganzen Weite und Größe; dagegen aber auch alles Oberflächliche, Aeußerliche,

Verzerrte und Verkehrte in seiner höchsten, extremsten Entwicklung.

Der Mensch ist hier in jedem Sinne mehr als in jedem andern Orte ein Städter, aber eben darum vielleicht weniger Mensch, weil das Menschliche im Städtischen untergeht. Wie die Stadt gewissermassen die Welt verschlungen, so wird wieder die Menschlichkeit von den städtischen Gewohnheiten verschlungen. Der Pariser lebt als Bewohner einer großen Stadt, die ihre eigenen Gewohnheiten und Moden zu Gesetzen erhoben hat. Nicht was der Mensch als Mensch bedarf, sondern was er als Pariser zu thun gewohnt ist, das ist seines Lebens Gesetz. Dieses bis in's Einzelnste ausgebildete Städteleben hat sich von der Natur und ihren Gesetzen emanzipirt, hat sich seine eigenen Gesetze gemacht, nach denen es die Tagesordnung und Lebensordnung einrichtet. Der Pariser kümmert sich wenig um den Auf- und Untergang der Sonne; wie er nicht mit ihr aufsteht, so macht er auch nicht mit ihr Mittagszeit. Kümmert sich die Sonne nicht um ihn und seine Gewohnheiten, so kümmert er sich auch nicht um sie. Er frühstückt, wenn die Sonne im Mittag steht, und ißt zu Mittag, wenn die Sonne untergeht.

So wie aber der Pariser den Menschen über dem Stadtbewohner vergißt, so trägt im Grunde jeder Franzose den Pariser in sich; ganz Frankreich ist eben nur ein erweitertes Paris. Auch der Franzose wird stets das allgemein Menschliche über dem National-

gefühle vergessen; er ist zuerst ein Angehöriger der großen Nation und erst in zweiter Ordnung ein Mensch. Das Nationalgefühl ist die Hauptsache, das Menschliche die Nebensache. Das ist es, was Frankreich stark nach Außen und schwach nach Innen, unüberwindlich in dem eigenthümlichen Leben, dagegen aber leicht zu besiegbar in der Entwicklung allgemein bedeutsamer menschlicher Kräfte macht. In Kunst und Wissenschaften haben es die Franzosen in der europäischen Bildung nie höher gebracht, als zu einer Nation zweiten Ranges; im nationalen Leben aber, in Schlachten und Siegen, in europäisch-staatlicher Bedeutung haben sie immer den Rang einer der ersten Nationen Europa's behauptet.

So waren auch die Römer im Verhältniß zu den Griechen überall auf die That, auf das äußere politische Leben angewiesen, während den Griechen Kunst und Wissenschaft zur höchsten Ausbildung übergeben war. Die Römer waren groß als Volk, die Griechen als Menschen; die Römer suchten das Nationale zum allgemein Menschlichen zu erweitern, die Griechen das allgemein Menschliche zum nationalen Eigenthum zu machen. Von den Höhen der poetischen, künstlerischen und philosophischen Bildung der Griechen hatten die Römer überall bloß die Mittelbildungen, die Uebergänge zum praktischen Leben sich angeeignet. Selbst die olympischen Götter Griechenlands waren in Rom von ihrem Olymp herabgestiegen auf der Erde und im häuslichen Leben eingekehrt, hatten sich unter die Laren

und Penaten gemischt und wärmten sich am Feuerherde der Vesta. An die Stelle eines unüberwindlichen Achilles, eines weltumfahrenden und welterfahrenen Odysseus war der unermüdliche Städtegründer Aenäas getreten; von Pindars Schwung und Anacreons Lieblichkeit hatte Horaz gelernt, ohne den Einen in hoher Begeisterung, den Andern an Grazie und Zartheit erreichen zu können. Das vernichtende Aristophanische Lustspiel war mit dem hohen, tragischen Drama des Aeschylus und Sophokles den Römern unerreichbar geblieben, und nur Theokrit und Plautus konnten es ihnen mit ihren praktischen Schauspielen zu Danke machen. Plato und Aristoteles hatten ihre hohen Ideen und klaren Begriffe den Griechen vordemonstrirt, während den Römern der redselige Cicero in seiner oratorischen Weitschweifigkeit gefiel. Ihnen war es dafür gegeben, zu herrschen und die Völker durch ihre Thaten sich zu unterwerfen und ihren Gesetzen sich gehorchen zu machen. In das Erbe der Römer aber scheinen, zum Theil wenigstens, Franzosen und Engländer in der neuesten Zeit sich getheilt zu haben. Fabius und Scipio gehören nicht mehr einer, sondern zwei verschiedenen Nationen an. Die römische That ist als Wagniß des Augenblickes den Franzosen anvertraut, die römische Geduld und Ausdauer aber ist auf die Bewohner Albions übergegangen, welche derselben noch die deutsche Gründlichkeit beigesellt; darum sind sie auch überall im höchsten Grade real und in der Nationalität zugleich naturkräftig, in

ihrem Charakter ausdauernd und individuell eigensinnig. Die Franzosen aber sind die Kinder des Augenblicks, lassen sich von ihm beherrschen und beherrschen ihn wieder, werden groß durch ihn und verlieren auch wieder was sie haben durch ihn. Braucht die Welt heut zu Tage die politische Weisheit des alten römischen Senats, braucht sie ihre Redner, ihre Consuln, muß sie in England dieselben sich suchen; braucht sie aber einen Dictator, einen Heerführer, wird Frankreich ihn liefern. Wäre ein Franzose auch von den äußersten Provinzen mit uns nach Paris gekommen, der würde sich nicht erst lange besonnen, nicht erst lange überlegt und verglichen haben, es würde ihm gar nicht um ein allgemeines Verständniß, um die einheitlich vernünftige Bedeutung alles dessen zu thun gewesen sein, was er hier mit Augen gesehen; er hätte nur gefragt: Was hat dieß Alles für eine Bedeutung für mich? was kann ich davon gebrauchen, genießen, gewinnen, was zu meinem eigenen Vortheil benützen? Er würde den Augenblick ergriffen haben, so wie er sich ihm dargeboten hätte, er hätte sich unbedenklich in den Strom der Menschen und des Lebens gestürzt, ohne erst lange zu fragen: Wo führt er mich hin? wo komme ich wieder heraus? Uns aber fand der andere Tag als ächte Deutsche wieder über das am vergangenen Tage Gesehene sinnend und grübelnd; wir wollten erst wissen, was und wie, erst über das Ganze im Reinen sein, ehe wir der Empfindung des Einzelnen uns anvertrauen mochten. Der Franzose

hätte gedacht: Was dieß Leben auch für ein Ende nehmen mag, zuerst will ich leben, dann erst vielleicht mich besinnen. Der Deutsche aber, wenn er seiner Natur getreu sein will, besinnt sich zuerst über Grund und Ziel und gibt sich darnach erst unbefangen der Bewegung hin.

So standen wir des andern Morgens auf der Brücke, die von dem Louvre zu dem Akademiegebäude hinüberführt, Pont des arts genannt, von wo aus man mitten in der Stadt eine Uebersicht über die ganze Stadt sich am leichtesten verschaffen kann. Im breiten Flußbett zieht die Seine im gekrümmten Laufe zwischen den beiden getrennten Hälften der Stadt hin; ziemlich weit treten an den Quais die Häuser von den Ufern zurück, und beinahe ganz ungehindert blickt das Auge den Strom hinauf und hinab; nach allen Seiten hin ordnen die Massen sich, und der weite Umfang gewinnt ein regelmäßiges, organisches Ansehen. Ziemlich hoch steht man bereits auf der Brücke, und, die Blicke nach allen Seiten aussendend, findet man nach allen Richtungen hin wieder erhöhte, vorragende Punkte, an welchen Erinnerung und Einbildungskraft sich festhalten können, um die ganze Stadt in einfache Gruppen zu ordnen, und diese alle wieder, wie von einem einzigen Mittelpunkte aus, zu überschauen. Den Strom aufwärts blickend siehst du in der Mitte der Stadt die alte Cité mit dem alten Palaste des heiligen Ludwig und der prächtigen Cathedrale von Nôtre-Dame; um diesen Mittelpunkt, der es ebenso in historischer als topogra-

phischer Beziehung ist, ordnen sich die beiden weitausgedehnten Flügel der Stadt, die links und rechts an den Ufern des Flusses in einem Umkreis von mehreren Stunden sich verbreitet. Auf dem Stadttheil am rechten Ufer der Seine schließt zunächst der Mittelpunkt aller neueren politischen Bewegungen, das Hôtel de ville, an die Cité sich an; darüber hinaus sieht man noch die Spitze der Juliussäule über seine Giebel hervorragen, und links ziehen sich dann die Höhen des Seineufers zum Père la Chaise nach Menil montant und zum Montmartre herüber, von denen die Stadt nach dieser Seite hin begrenzt wird; am linken Ufer aber blicken noch zu äußerst die Bäume des Jardin des plantes über die tiefer liegenden Strassen hervor, während auf der Höhe die Kuppel des Pantheons als die höchste Spitze der Stadt weit und stolz über ihre Umgebung hervorragt. Einmal durch die Kuppelform angezogen, verfolgt dann das Auge diese Formen noch in den Kuppeln von Val de Grace, des Palais Luxembourg und des großen Invalidengebäudes, welche nach dieser Richtung hin beinahe die Endpunkte der Stadt bezeichnen. Von dem Hôtel des invalides wandert dann der Blick unwillkürlich der Seine zu, geht nun bei dem Palais Bourbon über die Brücke, um jenseits in den Champs élysées sich zu ergehen, wo ihm in dem Arc de triomphe wieder der letzte hervorragende Punkt dieses Stadttheils begegnet, von dem aus das Auge dann wieder die Höhe bis gegen den Montmartre herüber verfolgen und, wieder dem Centrum sich zu-

wendend, über St. Madelaine und die Vendôme-Säule zu den Tuilerien zurückkehren kann, die sich unmittelbar an das Louvre anschließen, welches dir am rechten Ufer des Flusses gerade gegenüber liegt; auf der entgegengesetzten linken Seite aber steht das Palais der Akademie vor dir, über welches rechts die Kirche St. Sulpice mit ihren Telegraphen hervorragt, während geradeaus die Rue de Seine dich unmittelbar zum Palais de Luxembourg führt. So konnten wir denn die Stadt gleichsam in einem Blicke überschauen und wenigstens ihre äußerlich hervorragenden Höhepunkte in der Einbildungskraft und den Gedanken zu einer Einheit zusammenfassen. Beruhigter und sicherer konnten wir heute unsere Wanderung antreten und wie nicht ganz ungeübte Schwimmer in den Menschenstrom tauchen, ohne befürchten zu müssen, von ihm fortgeschwemmt und in einen ganz unbekannten Stadttheil verschlagen zu werden. Noch aber hatten wir uns nicht an diesem schönen Gesammtanblicke gesättigt; denn so von diesem ziemlich hohen Punkte aus gesehen, sieht sich die Stadt in ihrer vollen Ausbreitung sehr malerisch an; sie erhält durch das breite Band, das in der Mitte sich durchschlingt, eine Art von Gliederung und Organisation.

Der Strom wandelt wie ein ewiger Jüngling zwischen den Häusern und Menschen hindurch und unter ihnen hinweg, sorglos und unermüdet strömt er mitten hindurch und kümmert sich nicht um das Treiben der Menge, kümmert sich nicht um die Sorgen und um die

Aufregung des Volkes, sondern geht ruhig und still seinen eigenen Weg, wie ein großer Geist, der unbekannt und unberührt von dem Treiben des Pöbels frei und stolz seinen eigenen Weg durch's Leben wandelt. Um diese breite, die Theile der Stadt trennende und verbindende Mitte ordnen sich dann die einzelnen Theile, vor- und zurücktretend, sich hebend und senkend und nach Osten und Westen ein weithin und zuletzt in blauer Ferne sich verlierendes Perspektiv eröffnend. Ein Canaletto würde hier mehr noch als selbst in Venedig einen seiner Kunst angemessenen Gegenstand der Darstellung gefunden haben. Wie der Fluß unaufhaltsam unter uns hinwegzog und Welle auf Welle geräuschlos ihren stillen Gang dahin wandelte, so drängten sich über ihm auf der Brücke die Menschenwogen aneinander vorüber, so zahlreich wie die Wellen des Flusses, nur daß sie nicht, wie jene, einer gleichen, einfachen Richtung folgten, nicht miteinander zu Einem Ziele fortzogen, sondern gegeneinander liefen und strömten. Unerschöpflich quoll der Menschenschwarm aus den Thoren des Louvre hervor, und ebenso unerschöpflich drängten auf der andern Seite die wandelnden Menschenreihen einander sich nach. Wie der Mensch nicht lange in die strömenden Wellen eines Flusses blicken kann, ohne einem stillen, träumerischen Sinnen sich hinzugeben und gleichsam den wandelnden Wellen nachzuziehen mit seinen Gedanken in fremde und unbekannte Länder, so kann er auch in das Treiben einer immer wechselnden, unerschöpflich an ihm

vorüberziehenden Volksmenge nicht ohne eine ähnliche Empfindung hineinblicken. Wie viele Millionen mögen nicht schon über diese Brücke hin und her gewandert sein, die alle im Strome der Zeit untergegangen sind, vergessen, verloren, unbekannt dem Andenken der Welt wie die Wellen des Stromes! Wie Welle nach Welle sich hebt und wieder niedersinkt, so taucht eine Gestalt um die andere hervor und verliert sich wieder im Gedränge. Wo ist sie hergekommen, und welches ist das Ziel ihres Laufes? Ist sie für die ganze Welt eben auch nur eine Erscheinung des Augenblickes, die kommt und verschwindet, wie die vorüberwandelnde Gestalt vor deinem Auge? Sind diese Menschengestalten vielleicht nur vom Strome der Welt und des Lebens im Moment emporgetriebene Wellen, die im nächsten Augenblicke sich wieder im Ganzen verlieren? Oder hat jede Menschengestalt neben dem allgemeinen Leben, das in der Seele sich regt, auch noch eine persönliche, selbstkräftige Empfindung des eigenen Lebens, durch das sie mit Freiheit und Bewußtsein sich angehört? Wenn man so in einen solchen immer wechselnden Lebensstrom, in seine vorüberrauschenden Wellen hineinblickt, ohne ihren Zweck, ohne ihre Bestimmung, ihre freie, selbstständige Kraft zu kennen, so fühlt man sich allerdings wie einsam in einer unbekannten, bewußtlosen Welt; mit stiller Wehmuth blickt man in dieses trostlose Treiben, in welchem nur die Wenigsten zum Bewußtsein der Persönlichkeit und des innern Lebens gelangen. Tausende

von Menschen kommen und vergehen in der Weltgeschichte, ja Millionen werden geboren und verschwinden wieder von diesem Schauplatz, ohne so recht des Lebens und seiner Bestimmung sich bewußt geworden zu sein. Was Erziehung, Gewohnheit und augenblickliches Bedürfniß gebieten, ist ihres Lebens Gesetz. Es lebt ein anderes Leben in ihnen; die Zeit, der Augenblick lebt in denselben, nicht die Menschen leben in der Zeit und durch sie. Nur die, welche über die Zeit sich erheben, den ewigen Grund und das ewige Ziel der Zeit und des Lebens fassen, nur die leben eigentlich ein wahrhaft freies und selbstständiges Leben; weil sie um das Leben und seine Bedeutung wissen, darum ist das Leben und die Zeit ihre Beute. Die Uebrigen aber gehören der Zeit und dem Leben, ohne daß Zeit und Leben wieder ihnen gehörten. Eine Reihe von Vorstellungen, Empfindungen und Bedürfnissen, von Fertigkeiten und Kräften lebt sich zu jeder Zeit in die Menschen hinein, und die Menschen werden im Allgemeinen immer von diesen Vorstellungen und sonderheitlichen Bewegungen des Augenblickes bestimmt und zur Entwicklung ihrer Thätigkeit genöthigt. Die Zeit macht die Menschen zu dem, was sie sind in ihrer natürlichen Entfaltung, und alles Freie und Uebernatürliche sogar ist an die Bedingung dieser Zeit gebunden, wenn es den Menschen sich offenbaren, ihnen verständlich werden will. Wie der Sage nach viel tausend Millionen Thau- und Regentropfen in die Fluthen des Meeres fallen, und von all diesen Mil-

lionen immer nur ein einzelnes auserwähltes Tröpflein in eine Muschel niedersinkt, von der es liebend eingeschlossen, zur werthvollen, unzerbrechlichen Perle umgestaltet wird, so wird von Tausenden von Menschenseelen, die in das Meer der Zeitlichkeit niedersinken, nur hie und da eine einzelne von einem festen Charakter eingeschlossen, und gestaltet in sich die reine, edle Perle eines freien, höheren persönlichen Bewußtseins, das unverlierbar und unzerbrechlich seines ewigen Werthes sich erfreuen darf. Es gibt nicht leicht einen traurigeren Anblick, als die Tausende von Menschen an sich vorüberwandeln sehen, die sich mühen und sorgen, hoffen und sich freuen, ohne zu wissen warum und wozu, ohne eines persönlichen Berufes, einer eigenen Bestimmung sich bewußt zu werden, nur wie die Wellen des Stromes von dem Drange des Augenblickes gehoben und getragen werden; aber nirgends wird dieser traurige Anblick lebhafter und schmerzlicher sich aufdrängen, als gerade auf dem Punkte, wo wir uns hingestellt hatten.

Wohl nirgends in der Welt wird man so wenig Unterschied unter den einzelnen Gesichtern finden, wie hier. Da ist eins wie das andere, kein individueller, eigenthümlicher Zug, kein ausgeprägter Charakter, und wenn dir hundert Menschen nach einander begegnen, glaubst du in dem hundertsten wieder nur den Doppelgänger des ersten zu erkennen. Gleich am ersten Tage unserer Wanderschaft fühlten wir uns vielfältig versucht, Paris wie eine Art von Sammel-

platz lebendiger Gespenster zu betrachten, von denen immer jedes die Mienen und Züge aller andern anzunehmen beliebte. Diese ewig sich selbst gleichen Bärte lassen allerdings vermuthen, daß die Gesichter, die an ihnen hängen, zu ihnen gehören; aber das Gesicht ist jedenfalls bloße Nebensache und der Bart die Hauptsache. Wenn nun diese wandelnden Bärte zu Tausenden an dir vorüberschweben, so weißt du immer noch nicht, ob du wirklich Menschen und Männer gesehen, oder bloße Figuren, die um des Haares und Bartes willen da sind. Dieser gleichmäßige Zuschnitt, dieses Verschwinden alles individuellen Charakters macht einen unheimlichen Anblick und Eindruck. Diese wirklich in ihrer ganzen Erscheinung einförmigen Gestalten machen dich zum Einsiedler mitten in der größten Volksmenge, und erwecken in dir das Gefühl, als ob du dich in einem endlosen, unbekannten Walde befändest, dessen gleichförmige Stämme alle plötzlich lebendig geworden und nun rastlos an dir vorübereilten, ohne daß du jemals aus diesen vielverschlungenen Irrgängen dich herausfinden könntest.

Aber gerade diese Einsamkeit hat auch wieder etwas ungemein Anziehendes und Wohlthätiges; sie macht dich zum unbeschränkten Herrn deiner eigenen Gedanken und Empfindungen. Du brauchst dich um Niemand zu kümmern, auf Niemand Rücksicht zu nehmen, eben weil auch auf dich Niemand achtet, weil du in diesem unermeßlichen Menschenschwarme wie ein Sandkorn am Ufer der Seine dich verlieren wirst.

Nebenbei hat der Pariser auch noch einen Ersatz für den Mangel des persönlichen Bewußtseins und Strebens an der beständig wechselnden Bewegung des Augenblicks mit all seinen lärmenden Unterhaltungen; er vergißt sich selber gerne und fordert darum auch von allen seinen Vergnügungen, daß er in ihnen sich vergessen lernen könne. Wo nicht Lärm und Uebertreibung und Spektakel aller Art ist, da ist ihm nicht so recht eigentlich wohl. Bei sich zu sein, sich der persönlichen Lebensbestimmung bewußt zu werden, das ist dem Pariser eine viel zu langweilige Sache. Wofür wäre er denn ein Pariser und ein Franzose, wenn es ihm nicht genug wäre, in Paris zu leben und der größten Nation anzugehören? Dieses Nationalgefühl muß ihm die persönliche Lebenskraft ersetzen. Darum ist er aber auch von den Vorzügen seiner Nationalität auf's Innigste überzeugt; es bedarf in seinen Augen keines weitern Verdienstes mehr, keiner persönlichen Befähigung, keiner allgemein menschlichen Lebensentfaltung. Der große Vorzug, ein Franzose zu sein, ist allein hinreichend, ihn für jedes Andere, was ihm etwa fehlen könnte, zu entschädigen. So gibt es ja auch gewisse Christen, die da meinen, mit dem Namen sei auch die Sache schon abgemacht, es bedürfe keines persönlichen geistigen Lebens, keiner freien Anwendung der eigenen Kräfte, sondern es sei genügend, überhaupt ein Christ zu heißen, um alle andern Vorzüge schon in sich zu vereinigen. Gerade dadurch aber wird der christliche Name entheiliget und die Kraft

des Christenthums verläugnet; denn die Bedeutung des wahren Christennamens liegt eben darin, daß der Mensch durch ihn zu einem höheren und freieren Bewußtsein, zu einer schöneren Entfaltung seiner Kräfte, zur persönlichen Auszeichnung der edelsten Thätigkeit geführt werde. Was nützt der Name, wenn ihm keine Kraft entspricht? Je höher und edler der Name, desto höher ist auch die Forderung, die an denjenigen gestellt werden muß, der ihn führt. Derjenige, den sein Stand zu Ehren bringen muß, weil er nicht vermag, seinem Stande Ehre zu machen, der ist selbst eine Schande seines Standes. Das war der Juden leerer Vorwand, als sie dem Christenthume sich widersetzten, sich auf ihren Stammvater Abraham zu berufen. „Wir sind Kinder Abrahams!" war ebenso ihre immerwährende Ausrede, um sich jeder Veredlung, jeder höheren Erkenntniß und Offenbarung zu widersetzen, wie es heut zu Tage die Ausrede so Vieler ist, um jede weitere Erkenntniß, jede Steigerung und Erhöhung der geistigen Kräfte, jeden innern und äußern Fortschritt von sich abzuweisen. „Wir sind Christen!" rufen sie, „und sind als solche bereits im Besitz der höchsten Wahrheit; was bedarf es da noch des fernern Forschens und des eigenen Strebens; wir haben die Verheißung Gottes, und das ist uns genug; nicht auf eigene Verdienste wollen wir bauen, sondern auf Gottes Gnade." Aber sie bedenken nicht, daß weiland Juden und Pharisäer gerade so sich ausgeredet, daß auch diese auf die göttliche Verheißung sich berufen.

„Aber ihre Verheißung war ja auf einen zukünftigen Erlöser gerichtet, und die unsrige auf einen, der schon gekommen ist.“ Allein hat nicht Christus selbst, indem er sie uns gegeben, auf ihre in der persönlichen Freiheit des Menschen beruhende Erfüllung durch den heiligen Geist, als auf eine in jedem Einzelnen zukünftige hingewiesen? Jede allgemeine und jede höhere Lebenskraft wird für den freien Menschen erst dadurch eine wirkliche Kraft, daß er sie zu seinem persönlichen Eigenthume macht und nach dem Maße seiner eigenen Kräfte sie in sich selbst in neuer Weise in Erfüllung gehen läßt. Bei einem allgemeinen Nationalgefühle aber tritt eine solche sonderheitliche Erfüllung durch die Eigenthümlichkeit der historischen Aufgabe einer einzelnen Nation hervor.

Eine Nation leistet als solche Ungeheures, wenn das Bewußtsein des Einzelnen in der Begeisterung für das Ganze aufgeht. Allein auch in der Nation muß das allgemein Menschliche wieder durch einzelne Kräfte erstrebt und erreicht werden. Was für alle Zeiten und für alle Menschen Bedeutung haben soll, ist auch nicht Eigenthum einer Nation, sondern Eigenthum der Menschheit. Um aber dafür Sinn zu haben, muß man auch das nationale Streben wieder dem höheren Berufe der Menschheit zum Opfer bringen können. Ein solches Opfer wird dem Deutschen leicht, dem Franzosen aber schwer werden. Der Deutsche lebt seinem nationalen Charakter nach immer zuerst allgemein menschlichen Ideen und dann erst dem sonder-

heitlichen Nationalbewußtsein; dem Franzosen aber steht das Nationale zunächst und am höchsten, das allgemein Menschliche nimmt erst den zweiten Platz ein.

Diesen Unterschied konnten wir einige Stunden, nachdem wir auf Pont des arts Gelegenheit gehabt, Betrachtungen dieser Art im Allgemeinen anzustellen, im persönlichen Verkehr auf das Bestimmteste bestätigt finden. Nachdem wir uns den Stadttheil am linken Ufer der Seine in einigen der hervorragendsten Gebäuden theilweise angesehen, trafen wir in der Nähe des Palais Luxembourg einen polnischen Emigranten, der weiland auf deutschen Universitäten studirt, nun aber in Paris sich eingebürgert hatte, mit dem wir nach dem mittäglichen Frühstück im Garten des Palais Luxembourg umherstreiften. In diesem hatte sich die seinem eigenen Nationalgefühle entsprechende Vorliebe für Frankreich und die Sitten, Verfassung und Sprache dieses Landes so entschieden und überwiegend ausgebildet, daß sie gleich in den ersten Wechselreden zu Tage trat. Von irgend einem Vorzug, den eine andere Nation vor den Franzosen haben könne, wollte er durchaus nichts hören. Frankreich war nach seiner Ueberzeugung der Mittelpunkt aller Wissenschaft, aller Kunst, aller politischen und socialen Bildung. Wollte ich ihm entgegnen, daß die Franzosen auch nicht e i n e n wahren Philosophen seit Jahrhunderten aufzuweisen hätten, so replicirte er dagegen: gerade in Frankreich sei die eigentliche Philosophie zu Hause, nämlich die praktische, die Lebensphilosophie. Von den ab-

strakten Spekulationen eines Schelling und Hegel könne man gar nicht sagen, daß dieß noch Philosophie sei; das seien dialektische Spitzfindigkeiten, phantastische, absurde Uebertreibungen, nutzlose Wortklaubereien, die kein Mensch verstünde, aus denen kein Mensch einen realen Nutzen zu ziehen wüßte. Auf eine allgemeine Bedeutung der Philosophie, auf die in allgemeinen Gesetzen der menschlichen Erkenntniß gegründete höchste Entwicklung des Menschenbewußtseins hinzuweisen, fruchtete eben darum gar nichts, weil ihm eine solche Hinweisung selbst wieder nichts anderes zu sein schien, als eine von den übelberüchtigten fruchtlosen Spekulationen der Deutschen. Die Deutschen, meinte er, hätten nun einmal die abgeschmackte Sitte, alles das, was an und für sich klar und leicht zu erkennen sei, durch solche dialektische Grübeleien erst verworren und völlig unverständlich zu machen, um dann dieses unverständliche Gerede aus eben dem Grunde, weil ein einfacher Menschenverstand keinen Sinn mehr daraus zu entziffern wisse, Philosophie zu nennen. Es war wirklich colossal anzusehen, wie einleuchtend und klar dem guten Mann alles das zu sein schien, worüber die größten Geister aller Jahrhunderte ihr ganzes Leben lang nachgesonnen; ihm schien das Alles in dem gesunden Menschenverstand schon zu liegen, und ein Erzengel, der schon vor Anfang der Schöpfung den Gedanken Gottes zugesehen, hätte unmöglich weiser und besser unterrichtet in allen Geheimnissen des Lebens erscheinen können, als unser guter Pole

sich dünkte. Ich hatte gemeint, durch die Hinweisung auf die deutsche Philosophie einen Punkt berührt zu haben, in dem ich wenigstens einigermassen die Franzosen im Nachtheil mir denken konnte; darin hatte ich es bei meinem Gegner gerade am Schlimmsten getroffen; das war recht der Angelpunkt seines Hasses gegen uns Deutsche; das konnte er seinen früheren deutschen Studien nie vergessen, daß er sich Jahre lang mit Philosophie geplagt und dem Sinn der Systeme Kants, Fichtes, Schellings und Hegels mühsam nachgefragt hatte, ohne dabei zu einem seiner Eitelkeit irgend günstigen Resultate zu gelangen. Wie die Menschen immer gerade das am meisten zu hassen pflegen, wonach sie am meisten und eifrigsten, aber umsonst gestrebt; so schien er seinen ganzen Zorn gerade darum auf die Philosophie gehäuft zu haben, weil er ihr so lange und vergeblich den Hof gemacht, weil die stolze Schöne, der er seine eitle Liebe gewidmet, den hochmüthig Flehenden unerhört gelassen. Nun waren die Schleußen seiner ingrimmigen Beredsamkeit geöffnet; zorngemuthet fiel er nun über das ganze deutsche Wesen und besonders über die deutsche Sprache her. Man könne, versicherte er, kein deutsches Buch in's Französische übersetzen; nur ein gedrängter Auszug eines bändereichen deutschen Werkes sei in französischer Sprache einigermassen noch leserlich; ein solches deutsches Buch ganz in's Französische übersetzt, sei unerschwinglich langweilig und breit; denn die Deutschen seien eben redselige Schwätzer, die für Alles

zehn verschiedene Ausdrücke hätten, und darum auch jeden Gedanken zehnmal wiederholten, ohne ihn doch ein einziges Mal bestimmt und klar hinzustellen, die Franzosen aber seien bestimmt in allen ihren Ausdrücken und Gedanken, und könnten darum diese ewigen deutschen Wiederholungen nur im höchsten Grade schleppend und abgeschmackt finden. Meine Erwiederung, daß die französische Sprache eben in allen Dingen, die auf sinnlicher Vorstellung beruhten, sehr bestimmt sei, dafür aber in allgemeinen Begriffen, in poetischen Bildern und überhaupt im ideellen Leben sich nur höchst schwerfällig bewege, daß darum der Franzose überall den individuellen Sinn liebe, während der Deutsche die allgemein bedeutsamen Anschauungen, die eben darum auch vieldeutig seien, weil allgemein bedeutsam, vorziehen müsse, fruchtete natürlich nichts. Vergeblich wies ich auf den Reichthum der deutschen Sprache hin, die für die Unerschöpflichkeit eines einzigen Gedankens auch einen Reichthum von Worten besitze, mit denen sie die einzelnen Beziehungen dieses Gedankens nach ihren verschiedenen Richtungen auszusprechen vermöge, ohne sich zu wiederholen, und daß dieser Reichthum der Darstellung den Franzosen nur darum als eine Wiederholung erscheinen müsse, weil seine Sprache von all diesen Beziehungen immer nur die in der äußern Erscheinung liegende praktische Auffassung, nicht aber die übrigen Seiten zu fassen vermöge. Mit all dem überzeugte ich ihn nicht, denn die Ueberzeugung ist die Einzeich-

nung eines neuen Bewußtseins und einer neuen Erkenntniß in die Vernunft durch den Willen. Wenn aber des Menschen Wahl schon zum Vorhinein entschieden ist, dann werden keine Gründe mehr helfen. Was der Mensch nicht in seine eigene Erfahrung eingehen läßt, das kann er auch mit seiner Vernunft nicht fassen. Als ich ihn darum auf den Mangel aller poetischen Erfindung einerseits und den Mangel des richtigen und schönen Ebenmaßes in dieser Erfindung andrerseits bei den älteren und neueren französischen Schriften hinwies, so meinte er eben, nur das deutsche Vorurtheil könne solche Mängel an der allein vollkommenen französischen Poesie, die durch den Reichthum ihrer Erfindung und durch das schöne Ebenmaß die Dichterwerke aller anderen Nationen weit hinter sich zurücklasse, ausfindig machen. Was half es mich nun, auf die griechische und persische Poesie, auf die Dichterwerke der alten Deutschen, der Italiener, Spanier und Engländer hinzuweisen, mein guter Pole kannte sie nicht, wenigstens der übergroßen Mehrzahl nach, und die wenigen, die er kannte, hatte er nicht verstanden und sie aus Mangel an Vergleichungspunkten und Unkenntniß der allgemeinen Gesetze der Kunst auch nicht verstehen und würdigen können. Dagegen fragte er mich, ob ich die berühmten polnischen Dichter gelesen hätte, von denen er mir einige nannte, die den ersten Dichtern aller Nationen wenigstens an die Seite gestellt, wenn nicht vorgezogen zu werden würdig seien. Als ich ihn darauf auf die allgemeinen Gesetze der Kunst hinwies, die aus der

Vergleichung der dichterischen Erzeugnisse der einzelnen Nationen mit den allgemeinen Fähigkeiten der menschlichen Natur hervorgingen, ihm zu zeigen suchte, daß dieselben Verhältnisse der menschlichen Natur, dieselben Gesetze der Kunst in allen einzelnen Werken derselben wiederkehren müßten, daß die Entwicklung der dichtenden Phantasie ebenso ihren organischen Gesetzen unterworfen seien, wie die des denkenden Geistes, daß es ebenso nothwendige Gesetze der Kunst, wie des Denkens, geben müsse, und nur aus diesen allgemeinen Gesetzen die Bedeutung des Einzelnen beurtheilt werden könne: da war er nicht länger im Stande, einer solchen Anschauung ferner noch mit Geduld zu folgen. Wie erschrocken fragte er mich: Sie meinen also wohl gar, man könne ebenso leicht eine förmliche Logik für die Kunst wie für das Denken schreiben? und als ich ihm dieß ganz einfach bejahte, ihn sogar versicherte, daß dieß schon geschehen sei, und ihm nun in meiner deutschen Weise begreiflich machen wollte, wie dieses zusammenhänge, da war mein bisher redefertiger Gegner, wie es schien, mit seinen Paradestößen gegen deutsche Kunst und Wissenschaft förmlich zu Ende. Eine solche Anschauungsweise mußte ihm geradezu wie ein fremdes, nie gesehenes Ungeheuer erscheinen, welches sein ganzes Gebäude von Wahrheit und menschlicher Wissenschaft mit einem einzigen Schluck zu verschlingen drohte. Wie ein junger Bachante sprang er auf dem weichen Sand und zwischen den grünen Bäumen umher, und rief immer nur: Nein,

wahrhaftig, das ist mir neu! eine Logik für die Kunst, das ist etwas rein Unerhörtes! wahrlich, in Frankreich wenn Jemand diesen Gedanken gehabt hätte, er hätte sich unermeßlichen Ruhm erworben; aber da sieht man die Deutschen wieder; da haben sie manchmal wirklich neue, ganz originelle Gedanken, aber sie wissen nichts damit anzufangen; wissen nicht einmal mit einer wirklichen Erfindung ihr Glück zu machen. Was war nun mit dem Menschen zu beginnen? Bei dieser Auffassungsweise ihm noch weiter mit allgemeinen Ideen zu Leibe gehen zu wollen, denn dem Geiste konnte man offenbar nicht beikommen und man mußte ihm also buchstäblich damit zu Leibe gehen, das würde wirklich zu weiter nichts gedient haben, als seine Behauptung zu rechtfertigen: die Deutschen haben Ideen, und wissen nicht, was sie damit anfangen sollen.

Statt noch weiter mit ihm über Gegenstände dieser Art streiten zu wollen, erinnerte ich ihn lieber an sein Versprechen, uns in eines der Vaudeville-Theater an den Boulevards zu führen; denn es war wirklich höchste Zeit, zu dem abendlichen Mittagstisch und dann in die vom Luxemburger Garten vielleicht eine Stunde entfernten Vorstadttheater zu eilen. Während des Essens und auf dem ganzen Wege wiederholte aber mein artiger Begleiter wohl mehr als hundert Mal immer wieder: Eine Logik für die Kunst! nein, das ist mir neu! So kamen wir zu den allseits hell erleuchteten Theatern; bereits hatten bei den meisten die Vorstellungen schon begonnen, und es blieb uns

darum nur wenig Wahl mehr übrig. So traten wir denn in eines der beliebteren, welches auch wirklich bereits gedrängt voll war und kaum noch für uns Neuankommende ein schmales Plätzchen zum Zuschauen und Zuhören darbot. Das aber muß man den Franzosen jedenfalls zugestehen, daß sie eine außerordentlich lebhafte und treffende mimische Darstellungsgabe besitzen. Ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen, würde sich Jeder aus dem zuerst aufgeführten Lustspiel entziffert haben, daß hier ein junger Vetter um seine reiche und nicht ganz unliebenswürdige Cousine sich bewerbe, nebenbei aber noch manches andere kleine Geheimniß auf dem Herzen habe, in welches der alte verschlagene Diener des Hauses eingeweiht war, der nun in die verzweifelte Lage gerieth, Jedem Wahrheit und Ehrlichkeit heucheln zu müssen und mit seltener Gewandtheit aus jedem verwickelten Handel sich wieder hinauszulügen. Es war die ganze dramatische Anlage des Ganzen weiter nichts als eine französisirte Komödie des Plautus mit allen dazu nöthigen Personenmasken, ohne irgend eine wirklich poetische Erfindung. Ich bewunderte im Stillen die Genügsamkeit eines Volkes, bei dem das Lustspiel noch immer auf dem Standpunkt des alten römischen stehen geblieben war und das sich jetzt, nach fast zweitausend Jahren der weiteren poetischen Entwicklung, in seinen Forderungen an die Poesie noch immer auf eine solche phantasie= und geistlose Nachahmung längst verschwundener Zeiten beschränken konnte. Unserm Begleiter

aber, so viel hatte ich nun bereits in seinem Umgange gelernt, verschwieg ich meine Bemerkung, um dafür der mimischen Darstellung desto höhere Lobsprüche zu ertheilen, die er auch als gebührenden Zoll bereitwilligst annahm. Auf dieses dem Plautus oder Terenz abgeborgte Lustspiel folgte dann eine pantomimische Darstellung, welche gleichfalls ohne besondere Gabe der Erfindung durch eine gelungene Darstellung sich Beifall zu erwerben wußte. Zwei Liebende werden durch eine Wassernixe beschützt und gegen einen finsteren, rachsüchtigen Geist vertheidigt, der die liebende Schöne einem seiner Schützlinge in die Arme führen will. In mannigfaltigen Gruppen werden einmal die Liebenden von dem finstern Kobold überrascht, dann wieder die Nachstellungen desselben von der Wasserfee gerade vor ihrem wirklichen Erfolge vereitelt, und zuletzt treten beide selbst miteinander auf den Kampfplatz, bekämpfen sich mit Schwert und Dolch und zuletzt noch mit dem alten Schlachtbeile, so daß die Hiebe auf den vorgehaltenen Schilden schrecklich klappernd wiederhallen, bis endlich dem Geiste das Beil aus der Hand geschlagen wird und er überwunden versinkt. Das Publikum hatte offenbar die Wasserfee in seinen besondern Schutz genommen, welche mit auffallenden Beifallsbezeugungen bei jedem Auftreten bewillkommt wurde, und die ganze Kunstkritik schien sich zunächst auf persönliche Vorliebe für einzelne Akteurs zu beschränken. Als dritter Theil der Vorstellungen erschien abermals eine Pantomime mit den Personen des mittel-

alterlich italienischen Lustspiels; den Kern der Darstellung bildeten die einzelnen Späſſe des Pierrot, der gleichfalls der Liebling seines Publikums geworden war, und der Inhalt des Ganzen diente nur zum Faden, an welchem er seine spaßhaften Kunststücke aneinander reihte. Seine Kunst, Gesichter zu schneiden, den Ausdruck des begierlichen Essers, des getäuschten Liebhabers oder der gesteigerten Verwunderung über eine während seines scheinbaren Schlafes von einer unsichtbaren Hand immer wieder angezündete Kerze, trotz der beigemischten lächerlichen Verzerrung, zu einer gewissen natürlichen Wahrheit zu steigern, das war eigentlich die wahre Force der ganzen Darstellung, und wurde auch immer mit einem unbändigen Beifallssturme beklatscht. Auch unterließ ich nicht, meinem Begleiter meine höchste Zufriedenheit mit einer so überaus gelungenen Vorstellung zu erkennen zu geben, und stellte ihn dadurch mit mir wieder insoweit zufrieden, daß allmählich die Ueberzeugung wieder die Oberhand zu gewinnen schien: wir Deutsche seien doch nicht gänzlich ohne allen guten Geschmack. Wie armselig mir dabei diese ganze Darstellung erschien, die, wenn sie auch das erste Mal gesehen, einen drolligen und lächerlichen Eindruck hervorbringen konnte, doch alle Tage wiederholt, höchst fade und geistlos werden mußte, das durfte ich allerdings dem begeisterten Verehrer des Franzosenthums nicht mittheilen. Auch wäre eine solche Mittheilung schon physisch unmöglich gewesen; denn während der Zwischenzeit

der einzelnen Akte war immer ein so furchtbarer Lärm, daß es rein unmöglich war, anders als aus vollem Halse schreiend auch nur mit dem Nächststehenden zu sprechen. Sowie der Vorhang fiel, sprang immer ein Ausrufer nach dem andern auf irgend eine Erhöhung im Parterre und rief mit einem nur durch lange Uebung und eigens dazu eingerichteten Lunge erreichbaren Gebrüll irgend eine Zeitung, Lithographie, literarische Novität, oder irgend einen andern Gegenstand aus, der um den angegebenen Preis feilgeboten wurde. Eine solche Conversation verbot jede andere, und wie am ersten Tage unsere Nerven sich in einem höchst unleidlichen Zustande befunden hatten, so hatte der Schluß des heutigen Abends nicht minder auf dieselben eine fast betäubende Wirkung hervorgebracht. Wir waren froh, endlich aus diesem Lärm mit halb zerschlagenen Sinnen fortzukommen, und wenig geneigt, mit unserm Begleiter noch in weitere Streitigkeiten über Kunst und Geschmack uns einzulassen. Darum waren wir um so freigebiger mit unsern Lobsprüchen über das, was wir gesehen, und vollkommen mit uns zufrieden und ausgesöhnt, nahm er für dießmal mit dem Versprechen von uns Abschied, uns nächster Tage in die große Oper zu führen.

Paris, den 3. Sept.

VIII. Tag.

Besuch der Kunstsammlungen im Louvre. Die italienische Malerschule. Die französische Schule. Mittelmäßigkeit derselben im Allgemeinen. Le Brun, Poussin und die Landschaftsmalerei. Le Sueur. Watteau und Callot.

Nun wäre es aber denn doch einmal Zeit, auch die Galerien und Kunstschätze von Paris ein wenig in Augenschein zu nehmen; schon zwei Tage lang haben wir uns jetzt in der Stadt herumgetrieben, ohne irgend ein Denkmal der Schönheit und des Geschmackes in seiner höheren und inneren Lebensbedeutung zu sehen. Ueberall nur die Zeichen des Luxus, die Fortschritte des Gewerbes, der Schaum des Augenblicks, aber nicht die bleibenden Monumente der Werke, die für immer eine höhere Bedeutung haben, die uns lehren, was der Mensch innerlich fühlt und erlebt und was

der schaffende und bildende Geist über den Stoff vermag. War es denn nicht gerade die Liebe zu den Werken der Kunst, wie ich sie hier in Paris mir aufgehäuft dachte, welche zunächst das größte Gewicht in die Waagschale der Wahl des zuvor noch unbestimmten Reiseplans gelegt? Von wegen dieser Pariser und Pariserinnen hätte ich mich wirklich nicht 36 Stunden lang, von Straßburg bis hieher, in solche Presse nehmen lassen, um zu sehen, wie man hier lebt und sich unterhält, wie man ißt und trinkt, die Zeit um jeden Augenblick betrügt und von ihm wieder um die Zeit betrogen wird. Bloß dieß, und sonst nichts zu sehen, dazu wäre mir wirklich die Zeit zu kostbar gewesen. Nicht um mich zu unterhalten, sondern um mich zu belehren; nicht um mich an dem Augenblick zu vergnügen, sondern mich an dem stets Bleibenden und Bedeutsamen zu erfreuen, dazu bin ich hieher gekommen. Darum wollen wir denn nun auch zuerst die Zeit auf das verwenden, was uns als das Wichtigere erscheinen muß, und was dann noch übrig ist, das kann man beiher zur Beobachtung des vergänglichen, des gegenwärtigen, des äußerlichen Lebens verwenden. Dieß wird uns ohnehin nicht entgehen, so wie wir ihm nicht entgehen können. Gleich am Vormittag machten wir uns darum nach dieser Philippika auf den Weg nach dem nahe gelegenen Louvre, dessen Räume ganz und gar mit Kunst- und wissenschaftlichen Sammlungen angefüllt sind, und konnten gleich beiher die Richtigkeit der Beobachtung erproben, daß man

die zugehörigen Umstände immer gleich neben der Hauptsache mit in Augenschein nehmen kann. Beinahe um eine Stunde zu früh hatten wir uns auf den Weg gemacht, und hatten darum Zeit, uns noch in der Nähe des Louvre in den auf dem freien Platze zwischen diesem und den Tuillerien aneinander gereihten Buch- und Bilderläden umzusehen, den Reichthum der hier ausgestellten Kupferwerke zu durchmustern und uns zugleich zu überzeugen, wie wenig diese Antiquare auf die Schätzung der Kunst sich verstehen. In großen Mappen, über denen der Preis der darin enthaltenen Blätter mit großen Ziffern geschrieben stand, waren die Stücke zum Verkaufe ausgestellt; in einer scheinbar großen Auswahl in festgesetzten Preisen von einigen Sous aufsteigend bis zu einigen Francs. In den Mappen selbst aber fand sich ein solches Durcheinander, daß Stücke, die kaum einen Sous werth waren, in Mappen mit der Ueberschrift zu zwei Francs sich fanden, und umgekehrt auch wieder manches Bessere den Stücken zu einem Sous beigesellt war. Der Eine hatte in der einen Mappe lauter Portraite, in der andern lauter Landschaften, in der dritten wieder andere gleichnamige Gegenstände zusammengestellt, und bestimmte den Preis nach den Gegenständen; ein Anderer hatte die Größe zur Maßgabe für den Werth seiner Bilder angenommen; bei einem Dritten schien der reine Zufall die Blätter untereinander gemischt zu haben, und den dafür angesetzten Preis hatte er vielleicht durch das Loos gefunden.

Nachdem wir uns an dieser komischen Kunstkenntniß hinlänglich vergnügt hatten, suchten wir wieder den Eingang zu den eigentlichen Kunstsammlungen, und gegen Vorzeigung des Passes und Namensunterschrift, durch welche der Portier wahrscheinlich sich legitimiren mußte, daß er nur lauter Fremden den Zutritt gestattet habe, ward uns erlaubt, die breite Treppe hinauf und dann wieder eine Treppe hinunter, und endlich wieder eine Treppe hinauf zu steigen, um so nach gehöriger Vorbereitung in die eigentlichen Säle der Kunst einzutreten; denn in der That konnte ich mir keinen andern Zweck dieses Auf- und Absteigens denken, als daß man zuerst dem Beschauer Zeit gönnen wollte, noch einmal bei sich das Gewagte seines Unternehmens überlegen, und falls er auf dem Wege noch seinen Vorsatz mit einem für das praktische Leben so unnützen Gegenstand, wie die Kunst, sich zu behängen, bereuen sollte, wieder umkehren zu können. Uns aber, die wir uns die Sache schon vorher überlegt hatten, und so ziemlich wußten, warum wir hieher gekommen, schienen diese Umständlichkeiten allerdings etwas außer dem Zwecke zu liegen, und um so mehr eilten wir darum, endlich in diese lang sich vor uns verbergenden Hallen zu gelangen, die es offenbar in echter Pariser Weise darauf angelegt hatten, zuerst etwas Weniges spröde zu thun, um uns auf ihre Schönheit desto begieriger zu machen. Der Zug der Menschen führte uns zunächst zu den Sälen der französischen Schule, von da mußte man durch eine äußere Säulenhalle zu den

Sälen, die für die italienische und spanische Schule bestimmt waren, und aus diesen gelangte man zu vielen Zimmern und Sälen, in denen Handzeichnungen und erste Entwürfe in Rahmen aufgehängt oder in Glasschränken zur Schau ausgestellt waren. Darauf folgten wieder zwei große Säle mit Meistern aus der italienischen Schule, und als wir diese durchschritten hatten, fanden wir uns zu unserm großen Erstaunen wieder in dem Vorsaale, durch den wir zu den französischen Malern gekommen waren. Vergebens sahen wir uns nach einer Treppe, nach irgend einem andern Eingang um, um zu den übrigen uns noch verborgen gebliebenen Schätzen der Kunst zu gelangen; denn was wir gesehen, konnte unmöglich Alles sein, was hier seit so vielen Jahren und durch die Vereinigung so vieler Privatgalerien zusammengehäuft worden war. Unser Katalog führte uns noch eine Menge Namen und Bilder auf, von denen wir noch nichts gesehen. Nicht ein einziges Bild von Rubens und der ganzen niederländer Schule und selbst von den berühmtesten italienischen Malern nur hie und da ein einzelnes war uns zu Gesichte gekommen. Unmöglich konnten wir diese alle übersehen haben; unmöglich konnte ich an den Bildern Raphaels vorübergegangen sein, ohne sie bemerkt zu haben. Dieses Räthsel wurde uns aber zu unserm Schrecken dahin gelöst, daß eben die Hälfte der Galerie aus dem Grunde gar nicht zu sehen sei, weil durch die Restauration des Gebäudes eine Herabnahme und Fortschaf-

fung der Bilder nothwendig geworden sei, die nun für dieses Jahr kaum mehr würden zu sehen sein. Das war allerdings ein Schneefall mitten im Sommer, der die grünen Hoffnungen, an diesem Reichthum der Kunstwerke des Louvre mich so recht satt zu weiden, auf einmal zu nichte machte; denn was nun noch zu sehen übrig blieb, das war mit Ausnahme der spanischen Malerei so ziemlich das Uninteressanteste in der ganzen Geschichte der Kunst, oder auch zu lückenhaft und zu vereinzelt dastehend, um eine rechte Vergleichung und einen erfreulichen Genuß zuzulassen. Es fehlten überall die Uebergangs- und Vergleichungspunkte, um an den Werken irgend eines Meisters oder einer Schule sich so recht gründlich satt sehen und über sein Wesen und Schaffen sich vollständig unterrichten zu können. Es war ein zerrissener Blumenkranz, der in zerknickten und zerzupften Blumen und Blättern, und auch da wieder nur in einzelnen Fragmenten uns zu Gesichte kam. Was man sah, konnte höchstens dazu dienen, die Sehnsucht nach dem zu steigern, was man mit so vielem Rechte hier zu finden gehofft und doch nicht fand.

Ein einzelnes Bild von Leonardo, ein paar Bilder von Raphael, und zwar gerade solche, die nicht zu seinen bedeutenderen gehören; ebenso ein paar Bilder von Titian, die waren nicht hinreichend, um so recht an den Werken eines solchen Malers sich zu ersättigen. Zwar hätte man allerdings statt nach dem, was man nicht hatte, sich vergeblich zu sehnen, mit dem, was man hatte, sich begnügen und

aus diesem so viel als möglich Nutzen und Freude ziehen sollen. Auch blieb in der That sonst nichts übrig, als in das Unabwendbare sich mit so guter Miene zu fügen, als eben möglich war. Das Unglück bestand aber eben darin, daß dieses Fügen selber wieder nicht viel helfen konnte, denn was von den zerstreuten Fragmenten der großen Meister der vergangenen Zeit hier zu sehen war, das konnte man in mancher kleineren und näher gelegenen Galerie mit besserer Muße und darum auch mit größerer Lust sich beschauen. Was half es, daß die beiden schönen Bilder von Andrea del Sarto uns auf den vollständigen Wechsel des Styles dieses Meisters hinwiesen, da wir keines von jenen Mittelbildern zur Hand hatten, an denen wir diesen Uebergang hätten studiren können? Nur das Eine ging mit ziemlicher Gewißheit aus dem Ansehen dieser beiden Bilder hervor, daß Andrea del Sarto eine große Hinneigung zur Sieneser Schule, zu Pinturichio und Pacchiarotto und ihrer weichen Weise und bläulichen Färbung gehabt haben mußte; ob er aber diese zuerst angenommen und von dieser zu der späteren, wärmeren und dunkleren Weise der Florentinischen Schule übergegangen, oder ob er, von der Manier Fra Bartholomäos ausgehend, in späterer Zeit der Sieneser Schule sich zugeneigt, das konnten diese beiden Bilder nicht entscheiden. So viel blieb übrigens doch immer für die Kunstgeschichte daraus zu folgern übrig, daß durch del Sarto eine Vermittlung von Siena und Florenz ebenso, wie durch Fra Bar-

tholomäo eine Verbindung der früheren lombardischen Schule mit den Florentinern hergestellt worden ist. Auch von Correggio fanden sich ein paar Bilder von ganz verschiedener Haltung und Färbung, welche allerdings in ihm auf einen Wechsel des Styles hinwiesen, ohne jedoch die Möglichkeit darzubieten, diesen Wechsel in seiner innern Entwicklung selbst verfolgen zu können. Dagegen blieb sich Guido Reni's Manier und sein blasses, hellgraues, kaltes Colorit in allen Bildern, die von ihm zu sehen waren, gleich. Er ist als Historienmaler der italienische van Dyk, und wie seine Farbe schwach und kalt ist, so lassen auch seine Compositionen in der Regel kalt und sind in ihrer ganzen Auffassung weder tief, noch kräftig, noch wahrhaft originell. Ein viel schöneres Bild zeigte uns Dominichino, der offenbar eine größere Tiefe des Gemüthes und mehr Kraft in der Farbe und Darstellung besaß, als sein leichterer, aber dem oberflächlichen Sinn mehr entsprechender Nebenbuhler. Aber auch in Dominichino ist keine ächte Naturwahrheit; ein fahler, gelblichter Ton findet sich in allen seinen Bildern gleichmäßig wieder; allein er weiß doch wenigstens seinen Bildern einen einheitlichen Totaleffekt zu geben, eine gewisse Harmonie, einen vorherrschenden Mittelpunkt und eine Abstufung der einzelnen Gruppen herzustellen, so daß wenigstens der Beschauer weiß, daß er hier ein geordnetes Ganzes vor sich hat.

Diese Anordnung trat aber vorzüglich hervor bei einem Bilde von Hannibal Carracci, welches

die Beerdigung des Leichnams Christi darstellt. In diesem Bilde ist die ganze Anordnung eine bis in das einzelnste Detail studirte und klug berechnete; jeder Fuß, jede Handbewegung, jede Biegung des Leibes in den einzelnen Gestalten ist in seinem Verhältniß zu dem Ganzen berechnet. Nach allen Richtungen hin ordnen sich die einzelnen Gestalten wieder zu besonderen Gruppen, so daß das Bild von den wenigen Gestalten, denn es sind im Ganzen nicht mehr als sieben Personen, vollkommen ausgefüllt ist, und durch die verständige Anordnung der einzelnen mehr unter sich zusammengehörige Gruppen erscheinen läßt, als es, im Ganzen genommen, Figuren sind. Man kann die ganze Composition ein Meisterstück der Combination, ein Musterbild arithmetischer Berechnung nennen. Mehr aber, als diese kluge Berechnung an demselben zu bewundern, geht nicht wohl an; denn weder Farbe, noch Ausdruck, noch irgend eine andere vorherrschende Macht der Lichtwirkung oder der Zeichnung tritt außer dieser studirten Composition aus dem Bilde dir entgegen. Uebrigens ist es in seiner ganzen Behandlung so ziemlich als der gelungenste Ausdruck desjenigen Strebens zu bezeichnen, dem die Carracci, und unter diesen wieder zunächst der begabteste derselben, Hannibal Carracci nemlich sich zugewendet hatten.

Da außer diesen von italienischen Meistern wenig Bedeutendes zu sehen war, wendeten wir uns wieder der französischen Schule zu, obwohl, wie ich

gestehen muß, nicht ohne ein heimliches Gefühl von Widerwillen, welches ich freilich unserm gestrigen Begleiter nicht hätte offenbaren dürfen. Dieser Widerwille hatte aber in der That nicht seinen Grund in irgend einem Vorurtheil gegen die Franzosen überhaupt, sondern vielmehr in meiner Vorliebe für die Kunst und das, was von ihr mit wahrer Ueberlegenheit des Geistes über den Stoff in wirklich schöner Bildung, reicher Erfindung oder ursprünglicher Kraft geschaffen werden kann. Je mehr du das wahrhaft Schöne ehrst, um so unerträglicher wird dir das Mittelmäßige in der Kunst. In allem Nothwendigen ist die Mittelmäßigkeit auch von einiger Bedeutung. Sie muß nicht bloß geduldet, sondern sogar geachtet werden; aber in der Kunst ist sie verwerflich. Schon Horaz spricht den mittelmäßigen Dichtern das Recht ab, auch nur zu existiren, und behauptet: nicht bloß die Menschen, sondern sogar die Säulen des Theaters müßten sich gegen die Mittelmäßigkeit erheben. Wenn die Kunst nicht originell und ursprünglich lebenskräftig ist, dann ist sie auch keine Kunst mehr. Niemand zwingt dich, ein Maler zu werden, wenn dich nicht der innere Genius dazu treibt. Deine Berechtigung liegt in deinem Genie, und wer dieses letztere nicht hat, wen nicht die Kraft des Geistes unmittelbar zum Meister des Stoffes macht, der mißhandelt und beleidigt die Schönheit und die Kunst, nothzüchtigt den Stoff mit gefallsüchtigem Geiste und entehrt das Heiligthum des geheimnißvollen Lebens der geistigen Offenbarung in der

Aeußerlichkeit. Wodurch sind die großen Meister das geworden in ihrer Kunst, was sie waren? Dadurch, daß sie dem Stoff irgend eines von seinen Geheimnissen abgelauscht, und in diesem ein Geheimniß des Geistes geoffenbart; dadurch, daß sie in irgend einer in dem Stoffe verborgenen Kraft das Neue, das Unerreichbare geleistet haben. Wer wie Titian die Schleußen des Lichtstromes zu öffnen vermag, daß er, an den undurchdringlichen Körpern sich brechend, in seiner Uebergewalt über die Undurchsichtigkeit des Stoffes diesen selbst verherrliche und hebe; wer wie Correggio die Farbe selbst mit Licht zu durchdringen, sie in die Ferne hin mit unerreichbarer Kunst leuchtend und glänzend zu machen weiß, so daß du nicht begreifst, durch welches Geheimniß er die Farbe mit einem solchen inneren Leuchten zu durchdringen vermocht; oder wer wie Leonardo da Vinci mit unnachahmlicher Weichheit und Idealität die Figuren aus der Leinwand hervortreten läßt, mit einer tief durchdachten Wahrheit Gestalten des reichsten, mannigfaltigsten und bestimmtesten psychologischen Ausdruckes zu einer lebendigen Einheit zu verbinden weiß, oder wer wie Michel Angelo Buonarotti Formen voll trotziger Kühnheit, voll unerschöpflicher Kraft und kecker Zeichnung, voll tiefen Ernstes und vielseitiger allegorischer Bedeutung zu bilden vermag, der mag sich berühmen, ein Meister seiner Kunst zu sein. Er hat geschaffen, was kein Anderer vermochte, hat dem staunenden Menschengeschlechte geoffenbart, was vor ihm

Keiner in dem schlummernden Stoffe geahnt hat, den Hauch seines Geistes in den Staub der Erde geathmet, und es sind lebendige Gestalten, geformt und geschaffen nach dem Bilde des Menschengeistes, unter diesem Hauche aus ihm erwachsen. Siehst du aber diese französischen Maler an, so findest du keinen dieser ursprünglichen, in dem Gesetze der Kunst selbst liegenden Vorzüge, keine urkräftige Lebensgestaltung. Wie Schatten wandeln diese Formen den Bildungen der vergangenen Zeiten nach, ohne selbst ein inneres, eigenes Leben in sich zu tragen. Die Helden der Kunst, die in ihrem Leben mit Giganten gekämpft und die Haut des bezwungenen Löwen sich um die Schultern geworfen, sind mit ihrem bessern Selbst in den Olymp der Kunst versetzt und freuen sich der schönen Unsterblichkeit; hier aber wandeln sie als Schatten umher, die, von Ferne die Gestalt der alten Helden, Keule und Löwenhaut zu führen scheinen, in der Nähe betrachtet aber kraft- und marklos, eitle Luftgebilde sind.

So hat allerdings der berühmte Despot der französischen Malerei, der den Geschmack seiner Zeit wie ein absoluter Tyrann beherrschte, Charles Le Brun, von Ferne die Gestalt Raphaels und seiner großen Gedanken und Compositionen, in der Nähe betrachtet aber verschwindet dieser Schein, und nur der leere Schatten der alten Kunst bleibt übrig. Seine großen, vielgerühmten Compositionen, die Schlachten des Alexander, sein Besuch der Familie des Darius, sein bethlehemitischer Kindermord erinnern in einiger Ferne

allerdings an Bilder des unsterblichen Raphael; aber ohngefähr so wie die Compositionen der neuesten Opern an die Meisterwerke, von denen sie bloße Reminiscenzen sind, oder wie die Reime eines italienischen Improvisators an die Dichtungen Tasso's und Ariost's. Besieht man sich eine solche Composition, so fällt beim ersten Anblick der Mangel an jeder Kraft in der Farbe und eigener Erfindung auf. Man kann beinahe bei jeder Gestalt nachweisen, wo sie in dieser oder jener Composition der älteren Meister bereits in ähnlicher Weise sich vorgefunden. Scheidet man aber diese Geschicklichkeit im Borgen und Entlehnen von der schaffenden Kunst des späteren Malers wie billig aus, so bleibt diesem weiter nichts mehr übrig, als das Verdienst einer andern Zusammenstellung desselben, und dieses Verdienst ist bei Le Brun wieder nicht sonderlich ausgezeichnet. Nirgends tritt bei ihm eine einheitliche Gruppirung hervor; die Figuren sind entweder auf eine unharmonische Weise, über das ganze Bild, zerstreut, oder in verwickelten, ungegliederten Massen aufeinander gehäuft. Entweder fehlt die Einheit eines Totaleindruckes, wie bei seinem bethlehemitischen Kindermord oder dem Besuche des Alexander bei der Familie des Darius, in welchem insbesonders noch die beiden Figuren des Alexander und seines Freundes Hephästion so hölzern als möglich hingestellt sind; oder es fehlen, wie bei seinen Alexanderschlachten, die Uebergänge und die Ausscheidung und Sonderung der einzelnen Gruppen:

„Zum Knäuel geballt, liegt des Feindes Ungestalt.“

Da aber, wo Le Brun originell sein, wo er seine eigene Erfindung in psychologischer Beobachtungsgabe offenbaren will, wie z. B. in seinem „Benedicite“ oder in dem „Christus am Oelberg“, da wird er förmlich gehaltlos und sogar fade. Auch kann dieses bei dem völligen Mangel aller Originalität in Zeichnung und Colorit oder Ausdruck und Composition unmöglich anders sein. Wo kein tieferer Inhalt und keine ursprüngliche Kraft in der Form besteht, da kann auch unmöglich eine den Geist innerlich ansprechende Wahrheit und Schönheit sich offenbaren. Nur wer an die Kunst selbst keine höhere Forderung macht, als die einer augenblicklichen Unterhaltung, der wird sich an solchen Bildungen erfreuen können.

Ebensowenig, als Le Brun, wird der beinahe ebenso berühmte Nic. Poussin in seinen historischen Compositionen dem wirklichen Kenner der Kunst in die Länge gefallen können. Nur seine Landschaften sind groß gedacht, und schön und warm ausgeführt. In diesen hat er mit seinem Namensverwandten Gaspar eine neue, tüchtige Schule begründet, die in Claude Lorrain und Vernet auf eine würdige Weise sich fortgeführt. Dieses Durchsichtige und Duftige in den Lüften, dieser glühende, warme Ton in den Lichtern, diese Tiefe und Unendlichkeit in der Ferne hat die Landschaftsmalerei selbst zu der Höhe eines selbstständigen Zweiges der Kunst erhoben, hat der Landschaft ein geistiges Leben eingehaucht, in der sie selbst zum

lebendigen Worte der Offenbarung des Geistes geworden, der aus den Lüften haucht und in den Wäldern säuselt und aus der blauen Ferne lächelt und leuchtet. Der Reichthum der mannigfaltigen Naturgestalten ist hier zur Unendlichkeit aufgeblüht und hat in seinem innern, lebensvollen Zusammenhange eine in sich bedeutende geistige Einheit sich errungen. Berg und Wald, Strom und Flur sind lebendig geworden und schwingen sich wie Oberons und Titanias Elfengebilde in flüchtigem Tanze um die Seele des Menschen. Dagegen aber sind die persönlichen und historischen Gegenstände von Poussin weit von dem warmen Naturleben entfernt. Er hat mit gezwungener Gelehrtheit an die Antike sich gehalten und seine bekleideten Statuen in Handlung zu setzen gesucht. Soll aber die Plastik in der Malerei wiedergeboren werden, so muß sie auch ihre Eigenthümlichkeit ablegen und einem anderen Gesetze gehorchen. Der schöne Leib muß nicht bloß Glieder haben, sondern eine Seele empfangen, sonst geht er wie ein hohles Gespenst in einem fremden Reiche um, das nicht leben und nicht sterben kann. Wenn darum Poussin uns die Apostel des Herrn bei dem letzten Abendmahl auf dem römischen Triklinium, den predigenden Johannes in der Wüste in der Stellung eines zitterspielenden Apollo vor Augen führt, wenn die Tochter Pharao's am Ufer des Nil in der Gestalt einer griechischen Flußgöttin sich darstellt, so muß eine solche rein gezwungene Auffassung nothwendig von dem Gegenstande uns wegführen, muß, statt

eine Offenbarung der innern Bedeutung des Gegenstandes zu sein, dessen sie sich angenommen, vielmehr denselben uns verhüllen. In seinen Figuren und Gestalten mußte Poussin darum nothwendig die lebendige Seele, den Ausdruck dessen, was da lebt und ist, vergessen, und an die Stelle dieses innern, lebensvollen, der Handlung angemessenen Ausdruckes bloße gelehrte Studien, akademische Akte setzen; er war genöthigt, sein Hauptaugenmerk auf die Arme und Beine seiner Figuren zu verwenden, und in der That hat er auch diese mit entschiedener Vorliebe ausgebildet. Die meisten seiner Bilder scheinen beim ersten Anblicke fast nur aus Armen und Beinen zu bestehen. Sieht man sich die Verzückung des Apostels Paulus an, wie er von drei Engeln zum Himmel emporgehoben wird, oder den Triumph der Wahrheit durch die Zeit, so sehen diese Bilder aus wie ein in sich selbst zusammengeballter Knäuel aus dem eine solche Unzahl von Armen und Beinen hervorragen, daß man Anfangs kaum begreifen kann, wie diese Unzahl von hervorgestreckten Extremitäten der geringen übrigen Körpermasse angehören könne. Man hat ziemlich lange zu suchen, bis man nur erst gefunden hat, wem alle die Füße und Hände dieses Polypenungeheuers angehören. Steht man so vor den Bildern, so ist man unwillkürlich versucht, zu glauben, der Maler habe seine Ideen im Cirkus von Seiltänzern oder Kunstreitern sich gewonnen, und der Mensch habe für ihn überhaupt nur insoferne Werth, als er mit Armen und Beinen begabt sei. Freilich, wenn

man eine Zeit lang sucht, findet man wohl auch die Körper, die ihnen angehören; aber diese sind fast überall als bloßes Nebenwerk behandelt, als etwas, was nur da ist, um diese schönen Arme und Beine zu tragen. Darin ist Poussin jedenfalls der Begründer eines neuen Geschmackes, und die gewöhnlichen Bild- und Kupferwerke, die wir seit langer Zeit aus Frankreich erhalten haben, sind alle im Arm- und Beingeschmack Poussins componirt. Offenbar ist hier die Kunst wieder um eine Stufe unter ihre eigene Bedeutung herabgesunken, indem sie Licht und Farbe in ihrer eigenthümlichen Kraft verlassen und dagegen die statuarische Beschaffenheit des Körpers zu ihrem Schooßkind adoptirt hat.

Weiter noch aber, als diese Beiden, ist „der französische Raphael“ Le Sueur von der wahren Kunst entfernt. Wie Beide nur die schattenhaften Nachbildner der älteren italienischen Kunst gewesen, so erscheint Le Sueur wieder als des Schattens Schatten. In ihm ist jede Originalität zum bloßen Schatten herabgesunken, und es fehlt ihm nicht bloß die Seele, wie dem Poussin, sondern es fehlt ihm auch noch der Leib. Was man seinen Bildern allein noch nachrühmen kann, ist eine gewisse Leichtigkeit und Harmonie, die aber um so wohlfeiler zu stehen kommt, je ärmlicher die Erfindung, je spärlicher die Gegensätze sind, in denen der Umfang seiner Geschicklichkeit sich bewegt. Er weiß sich nirgends zu einer eigentlichen Idee zu erschwingen, und macht diesen Mangel dadurch wieder gut, daß er

auch nirgends zu einer individuellen, leibhaften, wirklichen Wahrheit gelangt. Zwischen Licht und Schatten, zwischen Schlaf und Wachen, zwischen Idee und Wirklichkeit, zwischen Himmel und Erde in der Mitte schwebend, und weder das Eine noch das Andere erreichend, hat er am allermeisten Aehnlichkeit mit den farblosen Gestalten eines dichten Herbstnebels, der Himmel und Erde zugleich in sein einförmiges Grau verhüllt. Am berühmtesten haben ihn seine Compositionen aus dem Leben des heiligen Einsiedlers Bruno gemacht; aber gerade diese zeigen auch am auffallendsten diese seine Nebelhaftigkeit, diesen Mangel an innerer und äußerer Wahrheit der Darstellung. Was man ihnen nachrühmen kann, ist, daß sie im Mittelmäßigen ausgezeichnet und darum eben auch ausgezeichnet mittelmäßig sind. Wenn man zuerst übersieht, daß sie überhaupt nichts sind, dann kann man sie vortrefflich nennen; denn in dem, was sie sind, ist, sobald man jenen Mangel erst vergessen hat, wirklich nichts mehr auszusetzen. Für eine Zeit, welcher die Erkenntniß der wahren Kunst und des Lebens abhanden gekommen war, mußten diese Bilder ungemein viel Ansprechendes haben. Niemand war durch sie genöthigt, weiter zu denken; Jedermann sah die eigene Oberflächlichkeit hier wieder sich vergegenwärtigt; eine eitle Zeit coquettirte aus diesen Bildern wie aus einem Spiegel mit sich selber, und fand Geschmack an ihrer eigenen Geschmacklosigkeit. Le Sueur ist der Iffland oder vielleicht gar der Kotzebue der Malerei, in dem

das Publikum zu seinem großen Vergnügen seine eigenen Lieblichkeiten bewundern konnte.

Das bischen Antikische, was er angenommen hatte, befreite ihn überdieß von dem Verdachte der Ironie und des Humors, von dem freilich der spätere Watteau, der nicht bloß die Gesichter, sondern auch die Costüme seiner Zeit getreulich nachbildete, nicht ganz freigesprochen werden kann. Sieht man sich diese unnatürliche und unschöne Kleidung, diese theatralischen Stellungen, diese ironischen Schönpflästerchen, diese affektirte Natürlichkeit des Landlebens, wie es Watteau darzustellen versuchte, an, so kann man sich unmöglich eines heimlichen Lächelns über eine so in sich selbst lächerlich gewordene Zeit erwehren. Die Welt kommt dem Beschauenden vor, wie wenn sie sich einmal zum Scherze maskirt und in die allerwidersinnigste Gestalt verkleidet hätte und, ihres eigenen Lebens satt, in dieser fremden, angenommenen Rolle sich selber im Spiegel belächelte und in kindischem Uebermuthe Gesichter schnitte, gleichsam um in ihrer Melancholie und ihrem finstern Lebensüberdrusse sich mit solchem moralischen und ästhetischen Kitzel zum Lachen zu reizen. Wenn Watteau gewußt hat, was er in seinen getreuen Copien seiner Zeit dargestellt, so war er einer der boshaftesten Satyriker seiner Zeit, war es noch mehr als selbst der frühere Callot, der, um aus der Abgeschmacktheit seiner Umgebung sich zu retten, unmittelbar in die höchste Abenteuerlichkeit sich geflüchtet und der ihn verstandlos begaffenden Welt wie zum Hohne die aben-

teuerlichsten Gesichter entgegenhielt. In Callot war so zu sagen die Kunst auch einmal über die Tollheit der Menschen ein wenig toll geworden und wies den unvernünftigen Beschauern, die ihr Wort nicht mehr vernehmen und verstehen wollten, aus diesem künstlichen Tollhaus, nach Fischarts Ausdruck „affenteuerlich", herausschauend die Zähne.

Paris, den 4. Sept.

IX. Tag.

Zweiter Besuch der Gemäldegalerie des Louvre. Italienische Schule. Dreifache Entwicklungsform der verschiedenen Künstler. Die psychologische Bedeutung der Erzeugnisse vollendeter Kunstformen. Perugino. Raphaels Madonnen. Die Madonna Sixti; die Verklärung; die allegorischen Bilder von Glaube, Hoffnung, Liebe. Die Madonna Raibolinis in der Pinakothek zu München. Giorgione's Concert. Kranach's Ehebrecherin vor Christus. Michel Angelo und die Sixtina. Die neuere Kunstkritik und der Spanier Murillo.

Nicht ohne innere Unzufriedenheit hatte ich gestern das Louvre verlassen, in welchem ein so großer Theil meiner Hoffnungen, an den Kunstschätzen, die hier gesammelt waren, mich zu erfreuen, auf eine so bitterlich täuschende Weise fehlgeschlagen hatte. Auch

war die Betrachtung der Bilder der französischen Schule keineswegs geeignet, diese Stimmung zu verbessern. Es war ein wahres Glück, daß uns bei dem Umherstreifen durch die Plätze und Strassen der Stadt, mit dem wir den Tag beschloßen, unser Pole nicht begegnete; denn in dieser Stimmung hätte ich es kaum vermocht, ihm unsere Beobachtungen in ihrem ganzen für die französische Entwicklung so höchst ungünstigen Lichte mit den schärfsten Schatten vorzuzeichnen; dagegen fanden wir überall diesen durch Le Sueur und seine Nachfolger eingeschlagenen Geschmack an dem Aeußerlichen und Eitlen, in allen ausgestellten Bildwerken überwiegend. Wie später Bouger fast nichts mehr als unbekleidete Gestalten zu zeichnen vermochte, und diese meistens in den unschönsten Stellungen, so blieben die Franzosen bis jetzt diesem Geschmacke treu. Es fiel uns auf, daß fast alle in den verschiedenartigsten Läden zur Schau ausgestellten Bilder nur sinnlich üppige Gegenstände darstellten. Wie durch eine Art von Magie schienen gerade nur Bilder dieser Art zusammengetragen zu sein, und man konnte immer auf ein Bild historischen oder religiösen Inhalts hundert Bilder rechnen, welche derlei sinnlich üppige oder auch rein lüderliche Gegenstände vorbildeten. Ja, es war nicht einmal eine Kraft oder eine wirkliche Naturwahrheit, eine natürliche oder derbe, und am wenigsten eine edle und schöne Sinnlichkeit in diesen Bildern. Selbst in der Gemeinheit erschienen sie noch abgeschmackt, affektirt und unwahr. Aus dieser Sinn-

lichkeit war nichts mehr zu machen; es war die reine, in ihrer eigenen Oberflächlichkeit und Eitelkeit sich selbst zum Eckel gewordene Lüge, die sich um jede Wahrheit und Schönheit, um jede Kraft des Lebens betrogen hatte. Wenn darum die Geschichte der französischen Malerei irgend für die Geschichte der Entwicklung der Kunst eine Bedeutung haben kann, so kann diese Bedeutung nur in dem sichtbaren Verfall der Kunst gesucht werden, der auch seine Geschichte haben muß. Es war in der That kein besonders kluger Einfall von uns gewesen, uns so lange in den Sälen der französischen Schule aufzuhalten, daß wir darüber nicht mehr Zeit gewannen, vor dem Schluß der Galerie noch einmal die Säle der italienischen und spanischen Schule zu durchwandern, um diese Wolkenschatten, die über den Strom der Kunst ein so düsteres Licht verbreiteten, wieder zu vergessen. Darum eilten wir auch heute wieder zu den Sälen des Louvre zurück, ließen die gestern zur Genüge beschauten Bilder der französischen Schule unbesichtigt in ihren Sälen hängen und suchten die Säle der Italiener auf, um in ihnen manches bei der gestrigen Durchsicht nur flüchtig betrachtete Bild, unter andern den wunderherrlichen Pietro Perugino, und neben ihm einige schöne Bilder von Titian und Giorgione, dießmal einer längeren Betrachtung zu unterwerfen. Besonders schien das Bild des Perugino für die Entwicklungsgeschichte der Kunst selber von großer Wichtigkeit, indem in demselben gerade das Gesetz der

nothwendig organischen Entfaltung der innerlich gestaltenden Kraft des Könnens und damit auch ein allgemeines Gesetz für die wahre Kunstkritik sich offenbarte. Jede wahre Kraft muß in sich selber immer weiter und weiter schreiten, bis sie es zur möglichst höchsten Vollendung gebracht. Aber nicht bloß die Kunst, sondern auch der einzelne Künstler ist diesem Entwicklungsgesetz unterworfen. Sowie er einmal einen bestimmten originellen Weg eingeschlagen, geht er weiter und weiter, bis er alles dasjenige in seine Kunst eingetragen, was auf diesem Wege ihr nahe lag. Wie ein Gebirgsstrom fortströmt unaufhaltsam, entweder allein oder mit anderen vereint, bis er das unermeßliche Meer erreicht hat, und nicht ruhet, wenn er einmal entsprungen, bis er das Ziel seiner Strömung erlangt und seine ganze Bahn durchmessen hat, so muß auch der einzelne Künstler die ganze Bahn des von ihm eingeschlagenen Weges durchlaufen, entweder allein oder in Verbindung mit Anderen, und in jedem wahren Künstler ist darum auch dieser Fortschritt seiner eigenen Entwicklung unverkennbares Kennzeichen seiner innern Kraft.

In dieser Bewegung selber aber ist ein dreifaches Entwicklungsgesetz in den einzelnen Künstlern sichtbar. Die Einen gehen von einem bestimmten, mittelmäßigen Anfang aus und schreiten immer aufwärts und vorwärts, so daß jedes spätere Werk ein Zeugniß dieses inneren Fortschrittes ist, wie dieß z. B. bei Perugino und bei Raphael der Fall ist; Andere überleben sich

selbst, schreiten Anfangs bis zur höchsten Entwicklung der in ihnen ruhenden Kraft voran, und lassen dann in ihrem eigenen Streben eine sichtbare Abnahme, einen Verfall der eigenen Kunst manchmal bis zur gänzlichen Geschmacklosigkeit bemerken. So hat z. B. Titian sich selbst überlebt und in seinen letzten Bildern den tiefen Abfall bewiesen, den die in ihm kindisch gewordene Kunst von der Manneskraft derselben erlitten. Zwischen Beiden aber stehen diejenigen, welche in ihrem Style bloß wechseln, ohne daß bei diesem Wechsel ein eigentlicher Fortschritt zu bemerken wäre; aber auch ohne daß man ihnen in diesem Wechsel einen Rückschritt zum Vorwurf machen könnte. Künstler dieser Art stehen immer an dem Wendepunkt der Kunst, verbinden die Fortschritte der Vergangenheit mit der Neugestaltung zukünftiger Entwicklungsformen, lassen uns in ihren Werken eine talentvolle Vereinigung der früheren Erzeugnisse des mannigfaltig bildenden Genius erkennen und vereinigen die Verdienste mehrerer unter sich verschiedener genialer Leistungen so miteinander, daß wir zwar keines in seiner ganzen Originalität, dafür aber mehrere in freundschaftlicher Verbindung miteinander geeinigt erblicken. So ist Dschami, der persische Dichter, weder ein Hafis noch ein Dschelaleddin, weder ein Nisami noch ein Enweri; jeder von diesen übertrifft ihn in der ihm eigenthümlichen ursprünglich aus seinem Genie hervorbrechenden Quelle des Gesanges; aber Dschami ragt wieder über die Einzelnen durch die Allseitigkeit seines Talentes hervor, indem er die Ver-

dienste der Einzelnen miteinander auszugleichen und, ohne das Gesetz der Schönheit zu verletzen, die entgegengesetzten Kräfte in einen harmonischen Einklang zu bringen verstand. So wechselt in der Geschichte der Malerei Andrea del Sarto mehr als einmal die Manier, wird nie oberflächlich und gemein, aber auch nie in dem Maße zu einem Meister ersten Ranges, daß er einem Raphael oder auch nur einem Titian, einem Correggio oder Leonardo mit Recht an die Seite gestellt werden könnte. Er hat viel schöne und liebliche Werke, und hat in keiner Manier, auf keinem von ihm eingeschlagenen Wege etwas ganz Unschönes oder etwas ganz Verdienstloses geleistet; demnach aber auch nirgends die höchste Kraft, die höchste Tiefe und Vollendung erreicht. Er wechselt, ohne zu wachsen, und ändert sich, ohne daß eine wirklich andere und höhere Kraft in ihm ihren bestimmten Ausdruck fände. Betrachtet man aber dieses Bild von Perugino, so ist der innere Fortschritt der künstlerischen Entwicklung des Meisters unverkennbar. Hätte Perugino sich nach diesen letzten Erzeugnissen seiner Kunst verjüngen können, so würde die Malerei bereits in ihm jene Vollendung erreicht haben, die sie in seinem großen Schüler Raphael erreichte. Raphael ist der für die Kunst wiedergeborne Perugino, der seinen Meister erst zum wahren Meister machte und das wirklich ward, was Perugino seinen letzten Schöpfungen gemäß hätte werden können. Die sanfte Milde der umbrischen Schule geht in diesen letzten Erzeugnissen dieses

Künstlers bereits in die höhere Idealität Raphaels über und hat sich Licht und Farbe selbst schon in einem Maße dienstbar gemacht, daß der Schritt zur völligen Meisterschaft über den dem bloßen Wink des großen Meisters gehorchenden Stoff, der sich wie von selbst zu Licht- und Farbenharmonien zusammenfügt, nach ihm nicht so groß mehr scheinen kann. Es war diese spätere Vollendung schon in ihren Keimblättern aus dem Boden und aus der Wurzel der Kunst hervorgewachsen und bedurfte darum nur eines gesegneten Genies, eines heiteren Himmels und des Thaues höherer Ideen, um zur schönen Blume zu erblühen.

Sobald aber die Kunst in dieser Macht über den äußern Stoff ihrer höchsten Vollendung sich nähert, so vermag erst das dritte Kriterium der Kunst, das der geistigen Bedeutung ihrer Schöpfungen, in seiner vollen Kraft hervorzutreten, weil nun der äußere Stoff der Offenbarung des inneren geistigen Lebens kein Hemmniß mehr in den Weg legt. Wie in den Dichtern die psychologisch allgemeinen Kräfte der menschlichen Natur in bestimmten Gestalten sich ausprägen und der Geist des Menschen die Geheimnisse seines Bewußtseins durch den Mund der Poesie in Bildern und Gleichnissen offenbaren muß, so wird er unbewußt schaffend und wirkend auch in dem Gesetze der Farbe und des Lichtes diese Geheimnisse seines innern Lebens in sichtbaren Gestalten enthüllen. Der Geist zwingt den schaffenden Künstler, dieses innere Leben nach Außen auszusprechen; denn das ist eben

die eigenthümliche schöne Aufgabe der Kunst, das, was der Mensch in seinem verborgenen innern Leben ist, in den Formen der Erscheinung, in Bildern und sichtbaren Gleichnissen zur Anschauung zu bringen. In ihrer höchsten Entwicklung ist darum jede wahre Kunst auch tief psychologisch. Die Helden des Homer sind nicht bloß einzelne geschichtlich große Männer, sondern Urbilder, allgemein bedeutsame Gleichnisse menschlich geistiger Kräfte, sind die Zeugnisse der in die Geschichte sich eintragenden wunderbaren Kraft der Freiheit und der geistig schaffenden Lebensthätigkeit in dem Menschen. Das verborgene, aus dem Göttlichen stammende und zum Göttlichen strebende Leben des Geistes muß in den Heldengedichten der Nationen sich offenbaren, und zwar in jener allgemeinen Tiefe, in welcher es in der Menschennatur selber verborgen liegt und in den einzelnen Nationen nur in bestimmter, sonderheitlicher Wahrheit und Wirklichkeit zu Tage tritt. Darum hat Torquato Tasso wieder dieselben Helden, die wir in Homer und Virgil in ihrer gesonderten Erscheinung erblicken, zu einer gemeinschaftlichen Unternehmung vereinigt; darum hat Ariost desgleichen dieselben drei Heldengestalten zu Trägern seines mannigfaltig bewegten Lebens gemacht, und in dem Nibelungenlied treten sie wieder in anderer nationaler Bedeutung als die allgemeinen Repräsentanten der menschlichen Kraft hervor. Die denkenden, bildenden und ausdauernd handelnden Kräfte des Menschen bleiben immer die Grundkräfte seines freithätigen

Geistes, und greifen als solche umgestaltend und schöpferisch in das Reich der Nothwendigkeit hinein, um aus ihrem Stoffe die Weltgeschichte zu bilden. Ebenso muß auch in der Malerei in ihrer letzten und höchsten Entwicklung wieder diese Offenbarung eines innern psychologischen Bewußtseins als höchstes geistiges Kriterium des wahren Kunstwerkes hervortreten. Zwar hat die Malerei selbst wieder eine andere weniger geistige Bedeutung als die Poesie. Die Poesie ist unmittelbar dem Geiste entsprossen, ist aus dem Ausdruck des unmittelbaren geistigen Bewußtseins, aus dem Worte selbst geboren, und ihre Bedeutung ist darum auch eine zunächst geistige; dennoch aber hat auch die Poesie ihren rythmischen Leib, ihre nothwendige seelische und nationale Entwicklung, und jede dieser drei Bedingungen, jedes dieser drei Lebenselemente muß in dem einzelnen Kunstwerke beachtet werden, wenn man seine wahre Bedeutung erfassen will. So haben auch die Schöpfungen der Malerei ihre leibliche, seelische und geistige Bedeutung; der leiblichen Entwicklung ist bereits bei den Bildern Holbeins gedacht, ebenso ist bei denselben auf die allmählige Entwicklung, auf das seelische Werden derselben hingewiesen; das geistige Leben aber tritt uns erst dann in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Macht vor Augen, wenn dieses aus der Macht über die Leiblichkeit erwachsende Werden zu einem innern Abschlusse gekommen ist. Dann aber gibt sich die psychologische Gliederung und Anordnung des Stoffes wie von selber; die organische Anordnung der voll-

endeten Gestalt drängt den Meister über den Stoff von selber zur Darstellung der höchsten Gegensätze des Lebens und der innern harmonischen Ausgleichung derselben in jedem einzelnen Werke. Ohne daß er es gerade will und weiß, wird diese psychologische Gliederung sich in seine Bilder eintragen; es leitet ihn das Gefühl, jedem tiefen Ausdruck des Lebens seinen entsprechenden Gegensatz gegenüber zu stellen und diese Gegensätze dann wieder durch die einfachsten Mittelglieder miteinander zu verbinden. So wird von selbst die organische Einheit zur allseitigen Fülle, und es werden die Grundgestalten des menschlichen Charakters und Bewußtseins aus dieser Tiefe des Gefühles mit innerer Nothwendigkeit auftauchen. Jeder wahre Künstler, der seines Stoffes vollkommen mächtig geworden ist, wird unbewußt diesem geistigen Leben sich nähern und das Leben selber in seiner Tiefe aufgreifen. Je mehr seine Werke dieser innern Einheit und äußern Vollendung sich nähern, um so freier vermag der in ihm sich offenbaren wollende Geist aus ihnen zu sprechen, und wenn es auch den großen Meistern nicht jederzeit gelungen ist, diese Gegensätze vollständig auszusprechen und harmonisch zu lösen, so ist doch in allen ihren Schöpfungen ein Streben und Ringen darnach unverkennbar.

Schon in Pietro Perugino ist in den Bildern der letzten Zeit desselben dieser ordnende Sinn unverkennbar hervorgetreten. So knieen in seiner Anbetung der Hirten Maria und Joseph in ver-

schiedener Stellung einander gegenüber, und zwischen ihnen liegt das von beiden mit Andacht verehrte neugeborne Kind. Hinter der Gruppe dieser drei knieen dann die beiden hinzukommenden Hirten wieder in dem gleichen Gegensatze des demüthig in sich hineinblickenden, passiven, betrachtenden weiblichen und des hoffnungsvoll auf die Zukunft hinblickenden, des auf das Kind und die in ihm gegebene Offenbarung vertrauenden Sinnes der geistig männlichen Thätigkeit und Kraft. Selbst in den symmetrisch zusammengestellten Votivbildern, wie z. B. in seiner „heiligen Jungfrau", die oben auf den Wolken thronend über vier unten stehenden Heiligen schwebt, zeigt sich bereits diese schöne, psychologisch tiefe Auffassung. Das himmlische Leben über den Wolken ist in sich selbst wieder durch zwei Engelgestalten, die ehrfurchtsvoll neben der Madonna schweben, durch den sie umgebenden Lichtbogen, in welchem sechs gefiederte Engelköpfe sichtbar werden und durch die nach unten sichtbaren Wolken, in welchen das farbige Himmelslicht sich verliert und die abermals durch drei liebliche Engelköpfchen belebt sind, schön geordnet und gegliedert. Das obere Leben theilt sich zuerst wieder in den Gegensatz des reinen Lichtkreises und in die vermittelnden Uebergangsstufen, in die dunkleren Wolkenmassen, die zur Erde sich senken. Ebenso sind die Engel zuerst je drei und drei zu einander geordnet, denen dann nach links und rechts wieder als eigene Lebenseinheit je ein Engel zur Seite gestellt

ist; es ist so zu sagen die dreifache geistige Lebenskraft, die in den einzelnen Engelköpfen nach ihrer übereinander geordneten Stellung sichtbar wird, in die beiden Lebenskreise des beschaulichen und selbstthätigen Lebens geschieden und wieder in zwei verschiedene Einheiten zusammengetragen. Unten aber ordnen sich die vier Heiligen in derselben Gliederung nebeneinander. Mit ekstatischer Andacht und Begeisterung ist der Blick der heiligen Katharina nach Oben gewendet, während die jugendlichere Gestalt der heiligen Apollonia sinnend in das Leben hinaus blickt; neben ihr steht der greise Evangelist Johannes mit dem Auge des prophetischen Sehers auf die himmlischen Kreise und in sich und die Tiefe des eigenen Geistes zugleich blickend, während auf der andern Seite ihm gegenüber die jugendliche Gestalt des Erzengels Michael in ritterlicher Kleidung, wie ein jugendlicher Kämpfer voll Edelmuth, Milde und Kraft, mit schwärmerischer Innigkeit in ein Leben voller Heldenthaten für die Wahrheit und den heiligen Glauben hinauszublicken scheint. Oben aber ist die in der Lichtregion thronende Madonna mit dem göttlichen Kinde selbst wieder die Vermittlerin dieses untern Lebenskreises mit der heitern ewigen Lichtregion. Ein der Erde entrücktes höheres Himmelsleben, aus der das Göttliche in sich empfangenden Betrachtung der Ewigkeit hervorgegangen, und eine von dem Himmel zur Erde herabgestiegene in thatkräftiger Hilfe des menschlichen Lebens sich erbarmende göttliche Liebe sind hier miteinander dem Auge sichtbar geworden.

Raphael aber hat dieses von Perugino bereits gefühlte psychologische Bewußtsein der bildenden Kraft des Geistes in allen seinen Werken angestrebt und in vielen in höchster Vollendung erreicht. Alle seine Madonnen und heiligen Familien sind miteinander ein glänzendes Zeugniß dieses Strebens. In allen hat er diese Eintragung einer höheren Lebensidee in die Leiblichkeit der sinnlichen und natürlichen Erscheinung zu erreichen gestrebt. Ausgehend von der süßen, reinen Mütterlichkeit der Liebe hat er in seinen Madonnenbildern nach einer immer höheren und höheren Bedeutung gerungen, bis endlich die schöne Gärtnerin zur herrschenden, siegenden Himmelskönigin umgeschaffen war. Die reine Mutter in ihrer jungfräulich unschuldigen Liebe, die edle, hohe, von allen Kräften des Menschengeistes reich geschmückte Frau mit Schönheit, Kraft und Phantasie, mit aller Tiefe des Gedankens, allem Reichthum des Gefühles ausgeschmückt, endlich die allen Reichthum des geistigen Lebens in hoher Himmelsklarheit beherrschende Königin des Himmels: das ist die Stufenleiter, auf der seine Kunst zu den höchsten Ahnungen des geistigen Lebens und seiner in der Ewigkeit vollendeten Kraft emporgestiegen ist. Das noch schlummernde Leben der Ewigkeit in dem träumerischen Sinnen einer das Unendliche ahnenden Seele ist in der schönen Gärtnerin, in der reinen Zartheit frommer Unschuld und ihrer selbst unbewußten Kindlichkeit bereits zur schönen Knospe gesammelt. In jener Madonna aber, welche

so hehr und licht, und doch so ernst und tiefsinnig auf die beiden Knaben herabsieht, von denen der Eine im Bewußtsein seiner göttlichen Kraft, wie mit himmlischer Schönheit angethan, sicher und klar auf sich selber ruhend vor ihr steht, während der Andere, der kleine Johannes, schwankend zwischen Anbetung und Zärtlichkeit, küssend dem göttlichen Kinde um den Hals fallen und zu gleicher Zeit in scheuer Ehrfurcht vor ihm auf die Kniee sinken will; da ist die Ahnung jenes himmlischen Lebens bereits zum volleren Bewußtsein aufgeblüht.

In der Madonna Sixti aber haben diese geheimnißvollen Ahnungen sich zum tiefen Lichtblicke in die wahre höhere Vollendung des Lebens erschlossen. Aller Glanz der Farbe, aller Blüthenschmuck des irdischen und sinnlichen Lebens ist vor der Herrlichkeit des Geistes, der sich aufgethan wie eine Erdenblume, am heißen Sonnenstrahle verblüht und verwelkt. Der Geist bedarf des äußeren Schmuckes nicht, und diese scheinbare Armuth, dieser Mangel an allem äußern Glanz der Kunst und der Farbe überraschen dich anfangs auf ganz eigene Weise an dem Bilde; die Geringfügigkeit und Unscheinbarkeit der Mittel, mit welchen der Künstler das Alles zu erreichen gewußt, was dich erst nach und nach aus dem Bilde anspricht, weil du seine ganze Tiefe wohl nicht mit Einem Blicke durchmessen wirst: das ist eben das höchste Zeugniß seiner Kunst. Er hat es wohl absichtlich vermieden, um zu zeigen, was der Genius mit so wenigen

Mitteln vermag. Sein innerstes Gefühl mußte ihn dazu treiben, hier jeden Glanz der äußern Erscheinung zu vermeiden, wo der Geist allein und mit solcher Würde, mit solcher Herrlichkeit zu sprechen vermochte. Das ist nicht die bloß unschuldig fromme, die in kindlicher Andacht und unversuchter, ungeprüfter Reinheit beseligte Kindlichkeit; nicht die kindliche Einfalt, nicht das passive Vertrauen, nicht der stille, unbefangene Glaube allein: das ist mehr, weit mehr, als die Menschen sonst unter Frömmigkeit sich denken und in die Vorstellung von Heiligkeit und Seligkeit zusammenfassen; das ist Alles, was der Menschengeist an Größe und Erhabenheit, an Schmerz und innigster Aufregung zu fassen vermochte. Der volle Reichthum des Gedankens mit der Ueberschwenglichkeit einer in eigener Fülle zur Unendlichkeit aufblühenden Phantasie, getaucht in die tiefste Sehnsucht und in den regsten Schmerz des Erdenlebens, triumphirend über alle Menschenkraft und alle irdische Verlassenheit in dem Bewußtsein eines unvergänglichen, im Glauben empfangenen, in schmerzlicher Hoffnung genährten und in unsterblicher Liebe gebornen ewigen Lebens. Wie in ihr das ewige Wort Fleisch geworden, so erscheint sie wieder als die durch das Wort vergöttlichte Menschennatur, als die Königin des Himmels und der Erde. Dieses Auge, es schaut dich nicht an, sondern blickt in eine Unendlichkeit hinaus, und doch trifft es dich mit einer Kraft, mit einer Alles durchschauenden Herrlichkeit, daß du deine innersten Gefühle und Ge-

danken vor ihm nicht zu verbergen vermagst. Es bannt dich wie unwillkürlich und zwingt dich im Geiste, vor ihm niederzuknieen und Alles, was du fühlst und hoffst, zu den Füßen der Göttlichen niederzulegen. Wie Alles verstehend schwebt sie in himmlischen Lichtregionen über dir und ist dir in dieser unendlichen Ferne doch wieder so nahe, daß du mit dir selbst unerklärlichem Vertrauen wie zu einer lebendig Gegenwärtigen dich zu ihr hingezogen fühlst. Diese Gestalten aber, die der Maler zu beiden Seiten, und ihr, der Himmlischen, gewissermassen dienend, auf die Wolken hingehaucht, fordern dich gleichsam nur auf, wie der knieende heilige Papst mit unermüdeter Betrachtung zu diesem Geheimniß des Lebens aufzublicken und dann, von diesem Aufblicke innerlich beseligt, mit jener ruhigen Milde und Freundlichkeit, mit welcher Barbara den Vorhang leicht und leise von der himmlischen Gestalt wegzuziehen und dich zum Anschauen derselben aufzufordern scheint, von der innerlich beseligenden Kraft dieser Betrachtung durch die milde Liebenswürdigkeit der äußern That Zeugniß zu geben. Ja selbst wenn diese unermüdliche Betrachtung, diese in sich beruhigte Klarheit in deiner Seele noch als unerfülltes schmerzliches Verlangen sich regt, dann magst du an dem Blicke der beiden, auf dem untern Rande des Bildes ruhenden Kinder- oder Engelköpfe dein eigenes ungeduldiges Herz zur Hoffnung einer einstigen Beruhigung in jenen himmlischen Regionen erheben. Wie ungezogen diese beiden sich hinlagern,

wie kecklich sie dich anschauen, wie verwegen sie um sich blicken, voll eines noch ungebändigten Trotzes der irdischen Natur, so verbirgt sich doch die höhere Anlage, die schlummernde überirdische Herrlichkeit nicht in ihnen; es ruht ein tiefer, unermeßlicher Ernst in diesen Kinderblicken, und je länger du sie anschaust, desto ernsthafter, desto tiefsinniger erscheinen sie dir. Aber auch in diesem Tiefsinn sind sie wieder verschieden ihrer ganzen Natur nach. Der Eine, das Vorbild einer schönen, reichen, träumerischen Mädchenseele; der Andere ein kräftiger, muthiger, lebensfrischer Knabe; beide voll inneren Hanges nach höheren, himmlischen Erinnerungen, der Erde und ihres eitlen Spieles überdrüssig, unfähig, an die Fadheit und Alltäglichkeit des Lebens sich zu gewöhnen. In beiden ist so zu sagen der Reichthum der Seele in seiner noch verhüllten kindlichen Kraft, die erst zur wahren, ewigen Wahrheit und Ruhe geführt werden muß, ausgesprochen. In den oben schwebenden Gestalten aber ist die Herrlichkeit des ewigen, seiner selbst gewissen Lichtlebens, neben dem selbst die Engel zu verschwinden scheinen, in der höchsten Vollendung dargestellt. So ordnet sich das Einzelne wieder zu einem vollständig organisch gegliederten psychologischen Ganzen. Ueber der kindlichen, unschuldigen, aber noch unentschiedenen, unerprobten Seele erbaut sich die erprobte Kraft, die in den beiden Heiligen in ihrer sonderheitlichen und individuellen Weise gleichsam in zeitlicher Vollendung sich kundgibt; über diesen aber thront jene in voller

Himmelsherrlichkeit vollendete Seele, in der nicht eine einzelne zeitliche Kraft, sondern die ganze Tiefe und Erhabenheit des höchsten Menschenberufes verherrlicht erscheint.

Was hier in diesem Triumphe des Geistes über die Natur in der Verherrlichung dieser Madonnengestalt durch die Kunst sich geoffenbart, das hat Raphael in anderer Weise in seiner Verklärung Christi auf Tabor in die sichtbare Hülle des Lichtes gekleidet. Wie hier die Madonna in den Lüften und im Lichte schwebt, so daß du glaubst, es sei das eben die einzig mögliche Art, in welcher der Menschenkörper der natürlichen Kraft seiner Bewegung allein mit Freiheit nachkomme; es könne der Mensch unmöglich von Natur aus zu einer andern Bewegung bestimmt gewesen sein, als gerade so immerdar im Lichte zu schweben: so erblickst du auch dort die Gestalt des Heilandes mit Moses und Elias in einer so ganz natürlichen Bewegung schwebend, daß gerade dieses Schweben wie etwas in der Kraft des Menschen von selber Ruhendes sich dir offenbart, welches sich als verborgenes Vermögen in dem Menschen kundgibt, sobald das rechte Leben des Lichtes und der Freiheit in ihm mächtig geworden ist. Unten aber, dem verklärten Lichtleben gegenüber, steht in der Macht des Erdenlebens der besessene Knabe mit seinen Verwandten und Geschwisterten, und die Apostel, die noch selbst mit der Natur und der Erde zu kämpfen haben, verweisen die in der Unmacht der Natur vergeblich gegen

die Uebermacht eines bösen Dämons ankämpfende Menschheit auf den im Lichte schwebenden Heiland der Welt. Die Apostel aber, die vermittelnd zwischen dem Erlöser der Welt und der leidenden, hilfsbedürftigen Menschheit stehen, sind vorerst selbst nur in drei ihrer Auserwählten zum Anschauen der Verklärung des Heilandes zugelassen, und in diesen ist abermals die dreifache Kraft des geistigen Lebens repräsentirt, welches aus dem Schlummer der Seele zu der Betrachtung des geistigen und überirdischen Lebens sich erhoben hat. So drängt sich die dreifache Natur des Menschenlebens aneinander. In der Hilfe suchenden natürlichen Liebe der Eltern und Geschwisterte des Besessenen sehen wir das leibliche Leben und die Gefühle der irdischen Liebe des Herzens sich kundgeben. Ueber ihnen steht die ahnende Seele der Apostel, die das höhere Leben bereits mit der innern Sehnsucht der Seele ergriffen, aber noch keineswegs mit dem geistigen Verständniß erfaßt haben, und über diesen ruht das geistige Leben jener Apostel, die bereits durch Forschen und Betrachten, durch die freie persönliche Erkenntniß über die bloße Ahnung sich zu erheben vermocht haben. Die Vollendung aber, die gar nicht mehr der Erde angehört, sondern im reinen Lichte wohnt, schwebt über ihnen gleichfalls in dreifacher Gestalt, indem das Gesetz und die Propheten, der Glaube und die Hoffnung zur höchsten Liebe, die in Christus dem Menschen sich geoffenbart, führen sollen, um in ihr verklärt zu werden. In Glaube,

Hoffnung, Liebe aber sind wieder die drei höchsten natürlichen Kräfte des Menschengeistes durch den Willen zu einer höheren Lebenskraft vergeistigt, und diesen gegenüber steht dann in der untersten Verkommenheit des Naturlebens die von dämonischen Kräften besessene individuelle Leiblichkeit, die in dem besessenen Knaben dargestellt ist. So sind alle Gegensätze und Kräfte des Menschenlebens in dieß eine Bild von dem Meister eingetragen und die Grundzüge aller Welt- und Menschengeschichte in ihren psychologisch allgemeinen Umrissen dem Auge des Verstehenden vergegenwärtigt.

Auch in früheren Werken Raphaels läßt sich eine solche tiefere Ahnung der Verhältnisse und in sich gegliederten Kräfte der menschlichen Natur erkennen. Wie die Pflanzen, wenn sie der Wurzel zuerst entsprossen sind und zwei einfache und zarte Keimblättchen ihre allgemein organische Natur verhüllen und offenbaren, aus der im ferneren Wachsthume ihre besondere Gestalt sich erst allmählig hervorhebt; so ist auch die menschliche Seele in ihrer ersten Entwicklung in zwei Richtungen getheilt, aus denen wie aus einem allgemeinen Keime die bestimmte Gestalt des geistigen Lebens erst in allmähliger Entwicklung heraustritt. Es ist die männliche Kraft und die weibliche Milde, die, in der Seele des Menschen sich scheidend und begegnend, allen Thätigkeiten des Geistes eine bestimmte Richtung verleihen, die sich immer klarer und bestimmter ausprägt, je reicher das Leben des Menschen sich

entfaltet. Diese zweifache Richtung der menschlichen Seele hat Raphael in den drei Bildern von Glaube, Hoffnung und Liebe immer in den beiden Genien auszudrücken gewußt, die das Mittelbild zwischen sich einschließen. Wenn von den beiden Genien, die neben der Charitas stehen, der Eine eine flammende Opferschaale, der Andere aber eine mit Gold gefüllte Schaale, die er vor dir hingießt, in den Händen hält, wie der Eine schmerzlich bewegt, der Andere freudig aufgeregt dich anblickt, was konnte der Maler mit diesen beiden Gestalten anders bezeichnen wollen, als die doppelte Art der Liebe, wie sie aus dem Grunde der Seele hervorwächst, von der die eine in sanftem, schmerzlich bewegtem Mitleiden erglüht, die andere aber in fröhlicher Freigebigkeit den Segen und die Schätze ihrer Kraft allum ausstreut? Ist doch in dem Bilde der Hoffnung derselbe Gedanke wiederkehrend, welcher den Einen von beiden Genien stille sinnend in sich hinein, den Andern aber auf Thaten der Zukunft denken, freudig blickend in das Leben hinausschauen lehrt. Es ist das Gefühl der Hoffnung im Herzen der Frau, die den Reichthum des Lebens in der innern Tiefe der Seele sucht, gegenüber der strebenden Hoffnung des Mannes, die diesen Reichthum in lebendiger Thatkraft erringen will. Die mittleren Gestalten aber bezeichnen die im Geiste waltende Einheit zwischen den verschiedenen Bewegungen der Seele. Diese Einheit hat Raphael in dem dritten dieser Bilder vorherrschend im Auge gehabt,

darum sind die beiden zur Seite stehenden Genien weniger in ihrer seelischen Bewegung verschieden, obwohl auch in diesen beiden noch der Eine, den du im Profil siehst, mehr betrachtend auf den subjektiven Inhalt des Glaubens und die eigene Empfindung, der Andere aber, der mit dem vollen, denkenden Gesichte dich anschaut, mehr den objektiven Inhalt des Glaubens zu ordnen und über ihn nachzudenken scheint. Auch ist gerade in dem ersten Aufschwung des Geistes durch den Glauben die Bewegung der Seele noch weniger in sich selber in ihrer Entfaltung getheilt; auch mochte der Künstler, dieses Eine Bild von diesen dreien zuerst entwerfend, sich dieses innern Gegensatzes noch weniger bewußt gewesen sein.

Eine ähnliche Auffassung des zweifachen Seelenlebens im Menschen findet sich in einem Bilde Raibolinis, in welchem die Madonna und das Kind von zwei Engeln umgeben sind, von denen der Eine gleichfalls mehr mit mädchenhafter Zärtlichkeit, von dem Anblick der Mutter und des Kindes innerlich bewegt, den Blick in die innere Tiefe der eigenen Empfindung senkt, während der Andere mit der Schwärmerei eines hoffenden und strebenden Jünglings auf den Reichthum und die Göttlichkeit der in der Erlösung offenbar gewordenen Wunder der Liebe den trunkenen Blick gewendet hat.

Bestimmter noch und umfassender die volle Kraft des Menschengemüthes in sich aufnehmend, hat Barbarelli in seinem Concert, wie es unbilliger Weise

genannt wird, die an der Musik sich offenbarende dreifache Kraft des Menschengeistes darzustellen gewußt. Mit einer den ganzen Menschen ergreifenden Innerlichkeit steht ein Mönch vor einem Musikinstrumente, auf dem er offenbar die ersten Töne eines neuen Gedankens angeschlagen, in denen die Offenbarung eines neuen verborgenen Geheimnisses der Töne zum ersten Mal seinen Geist angeweht, und von diesem neuen Hauche des Lebens bewegt, blickt er zu einem neben ihm stehenden Freunde zurück, der offenbar im tiefsten Verständniß der neugebornen Kraft des Geheimnisses der Töne zu ihm hinblickt und das, was das Genie geboren, in sorgsamer Treue in seiner Seele empfängt. Man sieht in allen Muskeln des Kopfes die Bewegung des leiblichen und geistigen Hörens; man sieht, wie die ihm dargebotene Herrlichkeit und Offenbarung des geistigen Lebens in ihm gezündet hat, wie er verständnißinnig in den ihm mitgetheilten Gedanken eingeht und dadurch denselben dem Erfinder selbst wieder werther und vertrauter macht, und wie es nun diesen erhebt, daß ein Anderer ihn verstanden, daß er nicht einsam und ungeliebt in seiner eigenen, selbstgeschaffenen Welt der Töne, von Menschen unverstanden und vergessen ein fruchtloses Leben führen muß. Es ist das dem Genie begegnende Talent, die Isis, welche suchend und empfangend dem zeugenden Osiris zur Seite steht. Neben beiden aber hat der Maler noch eine Jünglingsgestalt, schwärmerisch und glühend den Tönen horchend, hingestellt, die, von den Schöpfungen des Geistes

angeweht, dem Nachklang dieser Harmonieen in der eigenen Seele lauscht und in diesem Augenblicke der innersten Ergriffenheit alle sanften Regungen, alle edlen Gefühle überdenkt, die in dem Herzen erwacht sind. Heimliche Sehnsucht und schöne Liebe ruht, ihrer eigenen Kraft und Fülle unbewußt, in dem Blicke dieses lieblichen Schwärmers, und der Geist muß erst erwachen, muß seiner Kraft erst sich bewußt werden, die durch die Macht der Töne in der ahnenden Seele geweckt wurde. Noch ist weder das Talent, noch das Genie, das vielleicht in ihm ruht, zur wirklichen Lebensmacht geworden in ihm; es ist erst die geistige Anlage, die durch das Leben gebildet werden muß, die in der Zukunft sich erproben soll, in ihm ausgesprochen, und in schönen Gestalten stehen somit die Grundzüge aller geistigen That in diesen drei Männern vor uns.

Noch weiter ist Kranach in seinem berühmten Bilde der Ehebrecherin vor Christus in dieses Verständniß der Menschennatur eingedrungen. Wir sehen das Leben der Menschenseele in ihrer unbewußten Schuld und Unschuld in den Gestalten der beiden Apostel und der angeschuldigten Frau auf der linken Seite des Heilandes; die Kräfte des menschlichen Geistes aber in ihrer irdischen und selbstsüchtigen Verkommenheit in den Gestalten der Pharisäer zur rechten Hand des Heilandes, in der Mitte aber sehen wir die höhere Vollendung und himmlische Klarheit des reinen geistigen Lebens in seiner göttlichen Milde und

Ruhe, in seiner überall verzeihenden, belehrenden und segnenden Milde in der Gestalt des Heilandes selber vor uns. Unbewußt über die geistige Bedeutung ihrer Schuld steht das schwerbeschuldigte Weib vor dem Erlöser wie ein Mädchen, wie ein Kind fast, dem der Unterschied von gut und bös noch kaum in dem wählenden Geiste aufgeleuchtet hat, träumerisch, ja wie im Geiste noch nicht zum Bewußtsein erwacht, blickt sie vor sich hin, und weiß nicht, wie ihr geschehen. Die äußerliche That ist der Sünde und Schuld verfallen, aber die Schuld ist noch nicht bis in die Tiefen der Seele gedrungen, über diese hat das Böse noch keine Macht. Die beiden Jünger aber stehen sorgend und zweifelnd neben ihr, der Eine blickt mit innerem Mitleid auf sie hin, und weiß nicht, soll er sie verdammen, wie die Pharisäer, oder soll er sie entschuldigen und der Rührung über diese arglose Gestalt im Herzen Raum geben, der andere aber von den beiden Jüngern blickt sorgend und zweifelnd auf den Erlöser selbst; seine Seele ist beängstigt von dem Gedanken, was sein Herr und Meister wohl in dieser Angelegenheit den Pharisäern antworten werde; er kennt die Milde, die allvergebende Liebe seines Meisters und scheint zu fürchten, daß er in dieser Milde auch dieser Sünderin vergeben und dadurch den Pharisäern wieder neuen Vorwand zur Klage und Beschuldigung gegen ihn selbst geben möge. Beiden Jüngern sieht man die innere Angst, den Kampf der Seele an; der Geist ist nicht klar und entschieden in ihnen und die

zweifelnde Seele weiß sich in diesen widerstrebenden Empfindungen nicht zurecht zu finden. Die Pharisäer gegenüber aber, die sind entschieden. Mit unerbittlicher Strenge sind sie längst über die Urtheilung und Verdammung der Angeklagten im Reinen, und haben bereits die Steine mitgebracht, um das ausgesprochene Urtheil an ihr zu vollziehen, und wollen nur noch versuchend und gewissermassen höhnend dem Heiland die Sünderin vorstellen, um ihm zu sagen: Siehe da, der du um der Sünder willen in die Welt gekommen zu sein vorgibst, siehe eine Sünderin vor dir, über deren Schuld und Verbrechen kein Zweifel stattfinden kann; sie ist eines Verbrechens überwiesen, auf welches das mosaische Gesetz die Todesstrafe gesetzt hat, und wir, die wir deine Neuerung hassen von Grund des Herzens, die wir eifern für das Gesetz und seine Strenge, und am alten Gesetze hangen, das Gott durch Moses gegeben hat, wir werden uns kein Jota von diesem Gesetze rauben lassen, und werden es dir und deiner gerühmten Menschenfreundlichkeit zum Trotz auch an ihr vollziehen! Mit aufgehobenem Zeigefinger, mit unmenschlicher Gelehrsamkeit, mit schauderhaft unbeugsamer Gesetzmäßigkeit docirt und demonstrirt der Eine: So lautet der Buchstabe des Gesetzes, und nach diesem Buchstaben muß sie sterben. Von diesem scharf bestimmten Wort und Buchstaben abzuweichen ist gefährlich und verderblich. Ohne einen Zug des Mitleidens ist sein Gesicht wie aus fühllosem Steine, wie ein lebendig gewordenes Gesetzformular, welches längst

den Menschen ausgezogen und ein herz- und fühlloses Instrument, ein seelenloses Henkerbeil geworden ist, das um des Buchstabens willen jedes Gefühl hingibt, Wahrheit und inneres Recht, Liebe und Menschlichkeit verlernt und nur das Gesetz, die äußere Form, den todten Buchstaben zu seinem Führer genommen. Dieser Mensch wird sich rühmen, Alles der Gerechtigkeit unterworfen, und wo es das Gesetz gegolten, jede Rücksicht verbannt zu haben. Neben ihm als rüstiges Werkzeug des kalten, in sich selbst vertrockneten Verstandes steht dann der praktische Zelote, der polternde, wüthende Eiferer, der leidenschaftlich Bewegte, der in diesem blinden Fanatismus, in der Wuth des Eifers, zu der er sich selber aufgestachelt, keine Menschlichkeit, keine Milde kennt. Dieses Gesicht, über welches alle Leidenschaften hingegangen, in welchem die Spuren aller Laster zur rohesten, fühllosesten Selbstsucht sich verhärtet haben, dieses häßliche, verzerrte Gesicht, in die Gluth der boshaftesten Leidenschaftlichkeit getaucht, ist das lebendige Abbild unmenschlicher, dämonischer Verkommenheit des Willens. Selbst ein alter Sünder sieht man dennoch den wüthenden Haß gegen alle Menschen in ihm, und weil er in seiner eigenen Selbstsucht und Verkommenheit die Menschen haßt, hat er das Gesetz zu seinem Vorwand genommen, um unter dem Scheine, die Sünde zu verdammen und zu hassen, die Menschen verfolgen und die Gluth des innern Hasses an ihnen kühlen zu können. Dieser kalte Verstand und dieser glühende,

wüthende Eifer der aufgeregtesten Leidenschaft stimmen in Nichts miteinander überein, als nur in dem einen Gefühle der Verhärtung des Herzens gegen jede Liebe. Diesen Beiden steht dann in einer spätern Ausführung dieses Bildes eine dritte Gestalt ergänzend zur Seite, in welcher die Verkommenheit einer dritten Kraft des Menschengeistes, die den Verstand und die Erkenntniß mit der leidenschaftlichen Bewegung des Willens vermittelt, die Verkommenheit der Phantasie zur Schau gestellt ist. Eine dicke, fette, in Sinnlichkeit untergegangene Gestalt, die mit Wohlbehaglichkeit auf die ganze Scene sieht, und noch ein paar Brillen zu Hilfe nimmt, um sich die schöne Sünderin recht damit zu beschauen, mit der andern Hand aber dennoch die Steine hält, um darnach das strenge Urtheil des Gesetzes an ihr zu vollziehen. Dieser lebendige Sündenschwamm sagt uns gleichsam durch seine Gestalt, durch sein ganzes Aussehen: Seht in mir die gänzlich zu Fleisch und Fett gewordene, in die Körperlichkeit und Sinnlichkeit ausgewachsene Phantasie, die in diesem stinkenden Sumpfe des Wohllebens untergegangen und zum lebendigen Aase geworden ist. Dennoch will dieser fette Sünder gleichfalls die Sünde strafen an Anderen, während die Liebe zur Sünde ihm aus den Augen und aus den sinnlichen Lippen leuchtet. Warum besiehst du dir die schöne Gestalt zuvor noch, wenn du bloß die Sünde an ihr siehst? Dünkt dir die Sünde so schön, um sie so angelegentlich zu beschauen? Woher deine Wuth gegen die Gebrechlichkeit der mensch-

lichen Natur, während dein ganzes Aus- und Ansehen von deiner übergroßen Schwachheit ein nur allzu feistes Zeugniß gibt? Aergert es dich vielleicht, daß du nicht bei dieser Sünde der Mitschuldige gewesen? Würdest du dann vielleicht mit der Sünderin mehr Mitleid empfunden haben? So wie du aussiehst, möchte ich lieber glauben, du hättest zwar nur allzu gerne selbst der Mitschuld an der Sünde dich schuldig gemacht, und dann in grenzenloser Selbstsucht die Steine zusammengesucht, um das Werkzeug deiner eigenen Schlechtigkeit, dem du vielleicht die Unschuld seines Lebens mit Hinterlist und Gewalt geraubt, zu zertrümmern und vor den Menschen noch dazu nicht bloß als unschuldig und rein, sondern als ein treuer Verfechter des Gesetzes, als ein Rächer der Sünde zu erscheinen. Dießmal aber seid ihr mit eurer Appellation nicht vor die rechte Stelle gekommen. Er, vor dem ihr steht und Andere anklagt der Sünde, um in der Anklage des Nächsten die eigene Schuld zu verhüllen, hat euch und euer ganzes Treiben bis in's Innerste durchschaut, darum erfüllen euch die Zeichen, die er auf den Boden schreibt, mit Schrecken, und die Erlaubniß des Meisters: „Wer von euch ohne Sünde ist, der hebe den ersten Stein auf, und werfe nach ihr," hat dießmal eure Bosheit machtlos gemacht. Vor jedem andern Gerichte aber würdet ihr mit derselben euren Zweck erreicht und vielleicht dann vor euch selbst eure eigene Schuld wieder verborgen haben, um euch noch mehr in der eigenen Selbstgerechtigkeit,

in der Lieblosigkeit und im Hasse gegen Andere zu verhärten.

Es ist ein schauderhafter Anblick, in diesen tiefen Abgrund des Menschenherzens hineinzublicken, aus dem der Mensch den Haß gegen seine Mitmenschen schöpft, mit dem der Sünder gerade diejenigen am heftigsten verfolgt und anklagt, die er äußerlich jener Schuld bezüchtigen kann, welche innerlich ihm an dem eigenen Herzen nagt. Er glaubt sich gerechtfertigt vor sich und Gott, wenn er gegen Andere eifert und diese verdammt und verfolgt und auf's Bitterste quält und haßt, wo er sich verurtheilen, wo er sich zuerst hassen sollte. In abschreckenden Zügen hat der Maler diese Verkommenheit des Menschengeistes in der Abirrung der drei verschiedenen Kräfte desselben, des Verstandes und der Phantasie und des Willens, den drei Pharisäergestalten aufzuprägen gewußt. Das ganze Bild verbreitet sich somit über die Allseitigkeit des ganzen Menschenlebens, schildert den Geist in seiner höheren Vollendung und in seinem dreifachen Verfall, malt die Seele in ihrer Unbestimmtheit in der Gewalt, die sie von den Sinnen erduldet, wie in der Ungewißheit, in der sie dem Geiste gegenüber sich findet.

Vielfältig lassen die Ahnungen eines tiefen psychologischen Seherblickes nicht bloß in der dichtenden Kunst, sondern selbst in der Malerei sich finden, und es ist eben der höchste Genuß des geistigen Verständnisses der Kunst, diesem ihrem geheimnißvollen geistigen

Leben auf den Fußtritten seiner mannigfaltigen Offenbarungen nachzugehen und in der reichen Welt der sinnlichen Erscheinung das Wort des Geistes zu fassen und in seiner innern Bedeutung sich auszulegen.

Zwar wird der Maler nur selten sich dieser seiner psychologischen Tiefe bewußt; es ist nicht die Reflexion, sondern die Macht der Gegensätze und ihrer Harmonie, die durch ihn unmittelbar sich ausspricht, und ihn unbewußt drängt und treibt, in allen Gestaltungen eine solche höhere geistige Gliederung und Einheit hervorzurufen. Der eine Gegensatz ruft dem andern, und beide wollen in dem Werke der Kunst in harmonischer Einheit sich binden.

So hat Michel Angelo in der sixtinischen Capelle, an die Bedingung des ihm vorgeschriebenen Raumes sich haltend, gerade dadurch, daß er diesen äußerlich gegebenen Raum mit lebendigen Gestalten auszufüllen versuchte, sich genöthigt gesehen, nach großen allegorischen Figuren zu greifen, die in ihrem innern Zahlenverhältniß den äußern Grenzen des ihnen vorgeschriebenen Raumes entsprachen. Indem er nun in schaffender Kraft der Phantasie die höchsten, in dem vorgeschriebenen Maße möglichen Gegensätze auszusprechen, das allseitige Leben in bestimmte Formen zu erschöpfen versuchte, hat er in einem engen Raume den höchsten Reichthum der Erfindung zusammengedrängt, und ist eben dadurch in den einzelnen Formen mit reicher psychologischer Erfindung erschöpfend geworden. Zuerst hat er gewiß nicht diesen

ganzen Reichthum psychologischer Gedanken in der Empfindung getragen; aber sowie er sich an das Werk begab, die in ihm noch ungestaltete geistige Fülle des Lebens in bestimmte Grenzen und Formen zu bannen, wuchsen in ihm durch das vorgeschriebene Maß die einzelnen Erfindungen mit all ihrem bedeutungsvollen Zusammenhang aus dem fruchtbaren Boden des schaffenden und bildenden Sinnes hervor. Die Gestalten der sixtinischen Capelle vermögen den denkendsten Geist durch ihre erschöpfendste, weitreichende Mannigfaltigkeit zu befriedigen und ihm eine Quelle immer neuen geistigen Vergnügens zu werden, weil sich immer neue Beziehungen darbieten, die vielleicht dem Künstler selber unbekannt geblieben, und dennoch durch das Gebot der Kunst, die höchste Mannigfaltigkeit im engsten Raume zu erschöpfen, sich unter seinen bildenden Händen gerade so und nicht anders gestaltet haben. Der Gewinn und die Lust des denkenden Geistes aber bleibt es, sich in der Betrachtung dieser Mannigfaltigkeit zu ergehen und ihre allseitigen Beziehungen zu erfassen, den verborgenen Sinn der schaffenden Kraft sich und Andern durch den Gedanken auszulegen. Jeder Künstler ist so dem innern Triebe der künstlerischen Macht über den Stoff gefolgt und hat die ihm verliehene Kraft nach den in ihr ruhenden Gegensätzen der äußern Erscheinung von Licht oder Schatten oder der innern Bedeutung des geistigen Ausdrucks geordnet und gegliedert. Anders wird Michel Angelo, anders Rubens, anders Cornelius die Aufer-

stehung der Todten und das letzte Gericht darstellen. Jeder wird darin dem Zuge der in ihm lebenden und wirkenden Künstlerkraft folgen, aber Keiner wird ohne Gliederung und Ordnung die Gestalten wie einen unauflösbaren nichtsbedeutenden Knäuel durcheinander wirren, und thut er es, so hat er aufgehört, darin als Künstler zu schaffen und zu wirken.

Aber auch mit Bewußtsein hat mancher Künstler die psychologische Anordnung und Gliederung in seinen Werken angestrebt. Ein Beispiel dessen ist das Abendmahl von Leonardo; ein Beispiel dessen sind die vier Temperamente von Albrecht Dürer, in denen die geheimnißvolle Harmonie der Evangelien und ihre äußere Verschiedenheit durch die psychologische Charakteristik der Evangelisten oder derjenigen Apostel, die gewissermassen die Verfassung der Evangelien leiteten, versucht werden sollte. Aehnliches hat der Künstler in den Köpfen des Joseph und Joachim und des Simeon und Lazarus, sowie in manchen andern Bildern angestrebt.

Dieses höhere geistige Bewußtsein, das erst bei technischer Durchbildung irgend einer Kunstrichtung eintreten kann, ist darum bei Würdigung von Kunstwerken ein nicht zu übersehendes, wesentliches, ja im Grunde das höchste und entscheidendste Merkmal wahrer Kunst. Sobald von solchen, aus dem Wesen der Kunst selbst abgeleiteten nothwendigen Merkmalen Umgang genommen wird, muß die Kritik in ein bloß subjektives und willkürliches Meinen übergehen, zur bloßen

Modesache des gedankenlosen Pöbelglaubens werden. Vor diesen wesentlichen Merkmalen leiblicher, seelischer und geistiger Originalität und allgemeiner Bedeutung, die wir an dem wahren Kunstwerke voraussetzen müssen, würde auch jene neueste Lobhudelei der zur Mode der Kunstliebhaberei gewordenen spanischen Malerei und insbesonders des Lieblings derselben, Murillos, kaum Stand zu halten vermögen. Mit welchem ästhetischen Recht kann man denn Murillo dem Raphael gleich und sogar über ihn stellen? Geht ein solches Lob aus der organischen Entwicklung der Kunstgeschichte, geht es aus der geistigen Bedeutung oder der äußern Vollendung der Werke Murillos hervor? oder ist es vielleicht bloß die grundlose Behauptung einer ungerechtfertigten Willkür oder das Wohlgefallen einer geistesschwach gewordenen Zeit an dem, was selbst derselben mehr ähnlich, weniger Tiefe und geistigen Inhalt, aber mehr äußere Glätte, und einen leichter faßlichen, das Gefühl und den Gedanken weniger aufregenden Eindruck macht? Betrachten wir die Geschichte der Kunst, welchen Rang können wir da der spanischen Malerei einräumen, als den eines mittleren Ueberganges von der idealen Schönheit der italienischen Weise zu den mehr realen Erscheinungen und Bildungen der niederländischen Schule? Wie sollte nun in einer solchen Uebergangszeit das Höchste in der Kunst geleistet worden sein? Wäre es nicht offenbar gegen die Gesetze jeder organischen Entwicklung, einer Uebergangs- und Mittelzeit die höchste Bedeutung einräumen zu wollen? Betrachtet man

aber die psychologische, tiefere Bedeutung der Bilder Raphaels und anderer Maler, gegenüber denen Murillos, so halten die letztern nirgends den Vergleich aus. Alle Bilder Murillos, welche die Galerie des Louvre im Verein mit vielleicht noch anderen zwanzig Gemäldegalerien Europas enthalten, haben miteinander nicht so viel psychologische Kraft und Wahrheit, als die einzige Madonna Sixti Raphaels in der Dresdener Galerie, ja vielleicht nicht soviel als die beiden Engelköpfe dieses Bildes, die blos von dem untersten Rahmen des Gemäldes zur Madonna hinaufschauen.

Wir hatten in Paris Gelegenheit, ziemlich viele Bilder von Murillo zu sehen, vielleicht mehr als irgendwo anders auf einem Platze vereinigt sind, und außer Spanien vielleicht sich im Ganzen genommen in den Galerien des europäischen Continents finden. Wir mußten bekennen, daß alle diese Bilder schön und lieblich und für den ersten Augenblick unwiderstehlich zum Auge und zum Herzen sprechend waren; es war eine Leichtigkeit und Ruhe in diesen Gestalten, ein milder Glanz des Lichtes, eine harmonische Anordnung, die immer, von einem mittleren Lichtpunkte ausgehend, die einzelnen Gestalten uns so zu sagen durch die Kraft des in denselben concentrirten Lichtes an sich zog, so daß man mit einer gewissen inneren Zufriedenheit so ein Bild ansehen und sein Wohlgefallen an ihm haben konnte. Nichts

Ungehöriges, nichts Uebertriebenes und Störendes, sondern Alles klar, einfach und leicht zu überschauen. Dafür aber war auch keine Tiefe, keine höhere Kraft in diesen Formen; ihre Schönheit war mehr eine Freiheit von auffallenden und störenden Fehlern, als eine wirkliche innere Ueberlegenheit des Geistes über den Stoff und den Gegenstand. Die Bilder waren wie Virgils Eklogen, liebliche Idyllen der Kunst, in die Wirklichkeit das Zauberlicht eines poetischen Glanzes, einer den Menschen fremd gewordenen Einfachheit und Milde hereintragend. Wie weiland der von Pracht und Sinnlichkeit ermüdete Sinn der Römer an den reizenden Erfindungen lieblicher Schäfergedichte sich ergötzte, und der Sinn, übersättigt und überladen von dem Glanz und Prunk des äußeren Lebens, in dem Gegensatze desselben sich mit Vorliebe erging, so sind auch die Gemälde Murillos durch diese idyllenhafte Lieblichkeit reizend und angenehm. So wenig ich aber eine Idylle, die ja selbst wieder in der Poesie nur eine mittlere Bedeutung des Uebergangs von einer Form zur andern hat, auch wenn sie noch so zierlich und wohlgefügt erscheint, um eine der Erscheinungen der dichtenden Kunst im Drama oder Epos oder in wahrer Lyrik vertauschen möchte, ebenso wenig möchte ich Murillo den vollendeten Werken Michel Angelos, oder Leonardos, oder gar Raphaels an die Seite stellen oder ihnen vorziehen. Auch hinsichtlich der eigenen Entwicklung gehört Murillo der Reihe jener Maler an, die in ihrer Manier gewechselt, aber darum

nicht in ihrer Entwicklung und ihrem Style einen Fortschritt gewonnen haben.

Die erste Manier Murillos ist jene naturalistische Auffassung, mit der er der äußern Erscheinung ihre lebendige Wirklichkeit abgelauscht, die er in seinen spielenden, essenden und sich zankenden Kindergruppen, in jenen prächtigen Bettlerjungen, denen das Gewand in wirklich kunstreichen Fetzen um die braunen, ächt spanischen Glieder hängt, dargestellt hat. In ihnen ist eine wirklich kräftige und vielfach unerschöpflich treue und lebendige Naturwahrheit durch ihn zur Schau gelegt. Später hat er diese durch Ribera und Vecchia und die Genueser Schule nach Spanien übertragene Manier, in der er seine Vorgänger weit übertroffen, verlassen, hat sich der Weise Titians und dann Correggios genähert, hat sich mehr zum Idealen zu erheben gesucht und eben dadurch jenen ersten Reichthum wieder verlassen. Etwas schimmert allerdings noch durch seine Farbe von jener ersten Naturwahrheit hindurch, aber in diesen schwebenden Madonnen- und Engelgestalten ist der Teint spanischer Bettlerknaben nicht angewendet, und der Ernst, wie die unerschöpfliche Lichtgewalt Titians wollte ihm dennoch nicht so ganz gehorchen. Indem er ihn sänftigte und milderte, machte er ihn auch wieder farbloser, unbedeutender, kraftloser. In dieser Weise sind beinahe alle Bilder der Galerie des Louvre ausgeführt; sie selbst führte ihn immer mehr und mehr zu dem zärtlichern Correggio hin, und so huldigte er denn zuletzt jener

weichen und fast weichlichen Manier, die wir an der vielgerühmten Madonna der Leuchtenberger Galerie erblicken, und die uns fast als die schwächste von Allen erscheint, so sehr sie auch für den ersten Anblick reizend und gefällig sein mag. Man sehe sich einmal diese süße Madonna mit ihrem ewig holdseligen Lächeln etwas näher an, und frage sich, was sie denn mit diesem süßen Lächeln etwa sagen wolle? man sehe ihr in die Augen, und frage sich wieder: was spricht denn für ein Sinn, für eine Kraft, für eine Bedeutung aus denselben? so wird man vergeblich in allen Reichen des reichen Seelenlebens nach einer Antwort forschen; und nun stelle man den tiefen Ernst der Madonna Sixti, die glühende Phantasie der Madonna della Sedia, die jungfräuliche, unschuldige Sittigkeit der schönen Gärtnerin neben dieses nichtssagende Lächeln, neben diesen bedeutungslosen Blick, dann hat man wenigstens einen Maßstab des Urtheils.

Das Reizende und Gefällige ist noch lange nicht das Schöne, Große und Bedeutungsvolle. Nur wer das Leben nicht in seiner Tiefe erkannt und erprobt, nur ein Solcher wird die äußere Anmuth mit der innern verwechseln, wird dem reizenden Lächeln und Blicken eines niedlichen Gesichtchens von vornherein auch Seele und Bedeutung zuschreiben und dann vielleicht zu spät erfahren, wie weit es von dem äußern Reiz bis zur innern Schönheit ist. Schade, daß wir das Bild der Münchner Galerie nicht gleich zur Hand hatten, wir hätten dieses Lächeln, diese süßen Blicke,

dieses zierliche Oval, diese äußere Anmuth und scheinbare Liebenswürdigkeit gerade hier in der großen Stadt des äußern Scheines mit hundert von mehr oder weniger gelungenen Nachbildungen oder, wenn man es so nennen will, Vorbildern vergleichen können. Unwillkürlich mußte ich, nachdem wir die Galerie verlassen und unsere Wanderungen in der Stadt fortgesetzt hatten, immer wieder an Murillo zurückdenken, wenn ich mir so diese für die äußere Erscheinung allerdings anmuthig und reizend genug herausgeputzten Gestalten, diese Lichteffekte, welche die Gasbeleuchtung über das Palais royal und seine Umgebungen ausgoß, dieses ganze Leben voll leichter Bewegung überschaute; während an Raphael, an Perugino, an Michel Angelo oder Leonardo und selbst an Titians stolzen Ernst beinahe keine Gestalt uns erinnerte.

Paris, den 5. Sept.

X. Tag.

Morgenwanderung. Der französische Baustyl. Der Obelisk, die elysäischen Felder, die Universität. Das Pantheon, Aussicht von der Kuppel, die unterirdischen Gewölbe. Das Palais Clugny, die älteren Malerschulen, Primaticcio und die Abhängigkeit der späteren französischen Schule von ihm. Die Galerie Luxemburg, die verschiedenen Richtungen der neueren Schule und ihr gemeinschaftlicher Charakter. Die Gobelins.

Die Pariser sind keine Freunde der Morgenstunden und lieben es nicht, früh aufzustehen, und wir mochten nun wollen oder nicht, so mußten wir uns doch einigermassen zu dieser großstädtischen Sitte oder vielmehr Unsitte bequemen. So stand denn auch heute die Sonne bereits ziemlich hoch am Himmel, als wir endlich unsern Gasthof verließen; dennoch waren wir für Paris

noch viel zu früh aufgestanden. Die ganze Stadt war noch im allertiefsten Morgenanzug, wo sie überhaupt schon rege war. Alles sah verwacht und gestrig aus, und fast Niemand regte sich noch in den Strassen, als zunächst diejenigen, welche mit Beischaffung von Lebensmitteln beschäftigt waren. Bäcker und Fleischer und Köche aller Art waren die einzigen Geschäftigen, die Kaufläden aber waren noch geschlossen, und man sah wohl, das Nothwendigste, worauf die Pariser aus Allem und zunächst Bedacht nehmen, waren ihnen die Lebensmittel, die Gegenstände des Genusses. Von geputzten Herren und Damen, von denen der Fremde die gute Stadt Paris sich wimmelnd denkt, war in dieser Stunde noch keine Spur wahrzunehmen. Allein wenn wir auch in späterer Zeit durch die Strassen wandelten, fanden wir immer dieselbe Bequemlichkeit im Anzug. Die Männer sehr häufig in Blousen, die Frauen in einem höchst ungeschmückten Morgenanzug; von all dieser galanten Zierlichkeit, wie sie in Modejournalen zu uns kommt, war unter Tausenden kaum ein vereinzeltes Exemplar zu treffen. Wo man in Deutschland in ein Residenzstädtchen von der allerkleinsten Miniaturausgabe kommen mag, wird man eine ziemliche Zahl von zierlich gebügelten Herrchen treffen, die wie wohlgezäumte Paradepferde der Mode von ihrer Eitelkeit und Langweile durch die Stadt geritten werden und überall ihre Dressur zur Schau tragen, als lebendige Beilagen der Modezeitung sich begaffen lassen, mit wächsernen Gesichtern und glä-

fernen Augen, schlechten Beinen und eleganten Beinkleidern, wenig Ausdruck und viel Schminke sich überall selber zu Aushängschilden ihrer eigenen Gedankenlosigkeit machen. Man weiß nicht, ob man Menschen oder wandelnden Wachsfiguren begegnet, und all diese Entwürdigung des Menschengeistes hat keine höhere Bedeutung, als bloß um die neueste Pariser Mode nachgeahmt zu haben. Die Pariser aber scheinen sich damit zu begnügen, alle Gecken außerhalb Paris zu vollständigen Thoren gemacht zu haben; sie selbst aber lassen sich keineswegs von der Narrheit, die sie andern gutwilligen Thoren aufgedrungen, verblenden. Es ist die höchste Seltenheit, daß in Paris irgend Jemand diesen gezwungenen, lästigen, unbequemen Modeformen sich fügt; nur hie und da wird ein solches Prachtexemplar, gewissermassen als Lockvogel der Gekkerei, in einem Modekäfig zur Schau ausgestellt, um die andern Gecken damit zu födern und zu fangen und über die Gefangenen hinterdrein zu spotten. Wer sollte in Paris auch nur zu solchen kindischen Kunstgriffen der Eitelkeit versucht sein, wo der Einzelne in jedem Momente wieder von dem ihn überstürzenden Menschenstrome verschlungen wird? Der Einzelne verschwindet unbemerkt in der unermeßlichen Masse, und wenn Alle mit einem Male in die Maske der Thorheit sich stecken wollten, so würde man doch den einzelnen Thoren wieder nicht in dieser unsinnigen Masse unterscheiden können. Wer wird sich auch übrigens vor dem Mittagstisch in Gallakleider stecken? Wenn man

nun aber erst um 6—7 Uhr Abends die Mittagszeit ansetzt, so bleibt für den ganzen Tag weiter nichts übrig, als einen zwölf Stunden langen Morgen zu haben, an dem Jeder sich kleidet wie er will und wie es ihm bequem ist. Mag sein, daß der Pariser bei Besuchen auf einen eleganten Anzug hält; aber so den ganzen lieben Tag damit durch die Stadt zu promeniren und sich selber das Unbequeme thörichter Weise zuzumuthen, dazu ist der Pariser zu klug und zu praktisch.

Daß aber die äußere Eleganz da, wo sie angewendet ist und ohne besondere Unbequemlichkeit zur Schau getragen werden kann, dem guten Pariser Volk als der eigentliche Höhepunkt des wahren Lebens erscheint, davon gab uns ihre Kunst bereits hinreichendes Zeugniß, oder vielmehr dieß verkündigte der Mangel der wahren Kunst, der gerade aus dem Bestreben nach äußerer Zierlichkeit und Geleckheit entsprungen war, und die Gebäude der Stadt, die fast alle denselben Geschmack einer grenzenlosen Verzierungssucht an sich trugen, bestätigen das Gleiche mehr als hinreichend. So ein Gebäude, im ächt französischen Geschmack aufgeführt, ist gewissermassen selbst nichts anderes, als eine Zusammensetzung von Spitzen und Bändern, von den mannigfaltigsten Maschen und Locken, ist ein endloses Geringel von ineinanderfließenden, auf alle mögliche Weise gekrümmten und in sich selber eingerollten Linien, das Meisterstück eines Haarkräuslers, eine nicht bloß den ganzen Kopf, sondern beinahe den halben

Leib eines solchen Gebäudes verhüllende Perücke. Es ist eine reine Unmöglichkeit, aus diesem Gewirre von in sich selbst verschlungenen Krümmungen Sinn und Bedeutung herauszufinden. Wie wenn am Meeresstrand eine zahllose Menge von Muscheln von den gedankenlosen Wellen an das Ufer geschwemmt wird und sie alle nun im bunten Gewirre durcheinander liegen und keines Menschen Sinn aus diesen endlosen Linien einen Zusammenhang herauszufinden vermag, so wickeln sich die Verzierungen des französischen Baustyls ineinander; sie haben keinen Sinn und wollen keinen haben, als nur den Einen, den Menschen von jedem Denken, von jeder Besinnung abzuhalten, ihn nur zu zerstreuen, jede Bedeutung und jede Einheit von vorne herein von sich abzuweisen. Ein solcher Styl ist allerdings für eine Stadt wie Paris am allermeisten geeignet, wo die Sinne des Menschen nie zur Ruhe kommen, wo er keinen tiefen, einheitlichen Gedanken in dieser unstäten Bewegung zu ergreifen vermag. Wenn das Leben wie ein unruhig bewegtes Meer die Empfindungen wie leichte Kähne hin und wieder schaukelt, dann tauchen diese vielverschlungenen Linien der Prachtbauten der Stadt wie vielzackige, mit Muscheln aller Art behangene Corallenriffe aus der Tiefe hervor, und wenn der Gedanke nicht von dem ewig schwankenden Wechsel der Empfindungen in den Abgrund der Selbstvergessenheit hinabgezogen wird, so strandet er an diesen sinnverwirrenden Klippen der Kunst. Wenn man aber keine Bedeutung, keinen

Ernst in den Werken der Kunst zu suchen gewohnt ist, wenn man bloß das freie, zufällige Spiel der Laune an denselben erwartet, wenn man unterhalten sein will, Zerstreuung sucht, um des innern Ernstes und der Wehmuth des Lebens zu vergessen, dann ist dieser Baustyl ein vortrefflicher Humorist, der über den Menschen und seine Gedanken, über die Kunst und ihren Sinn, über das Leben und seinen Ernst in jedem Augenblicke tausend lächerliche und unsinnige Grimassen schneidet, ein Aristophanes des guten Geschmackes, der die Gedankenlosigkeit einer verkommenen Zeit durch eine getreue Nachbildung verhöhnt.

Wir wandelten durch das Louvre zu den Tuilerien, von da in den daranstoßenden, mit Statuen und verkünstelten Zierpflanzen überfüllten Garten und weiter zu den elysäischen Feldern, an dem Coloß des hier aufgestellten ägyptischen Obelisken vorüber, der selbst bei seinem altägyptischen Ernste nicht unterlassen konnte, über die Aeußerlichkeit und den kindischen Sinn derer, die ihn seiner Heimath entführt und hier aufgestellt hatten, manche satyrische Redensart fallen zu lassen, welche die Pariser treuherzig, wie sie sonst nicht zu sein pflegen, in die ungeheuren Quadern des Postamentes eingegraben haben. Oben stehen die hieroglyphischen Zeichen jenes alten denkenden Volkes, welches jedem seiner Werke eine bestimmte sinnvolle Bedeutung zu geben wußte, das nichts ohne verständigen Zweck, ohne großen allegorischen Sinn ausgeführt, an dessen symbolischer Ge-

dankentiefe alle Jahrhunderte nach ihm noch zu sinnen haben, und unten steht eine pompöse, mit Eigenlob überfüllte Inschrift der gerühmten Entführungsgeschichte mit sammt einer getreuen Abbildung der neuerfundenen mechanischen Instrumente, durch welche man diesen Steincoloß auf die dazu gebauten Schiffe transportirt und hier mühsam aufgestellt hat.

Außerhalb des Obeliskes beginnen nun die eigentlichen elysäischen Felder, die wohl selbst ihren Namen nur ironischer Weise führen, oder darum, weil die festlich geschmückten Menschen, die etwa hie und da unter diesen regelmäßigen, nach der Schnur gerichteten Bäumen umherwandeln, mehr bloßen Figuren und Schatten, als wirklichen Menschen verglichen werden sollen. Wollte man diese Felder darum die elysäischen heißen, weil sie kein wirklicher Garten, sondern bloß der Schatten eines solchen sein sollen, so wäre das eine unverantwortliche Großthuerei; denn in der That sind sie nicht einmal eines Gartens Schatten, und selbst der Schatten, den sie den in ihnen Wandelnden darbieten, ist so sparsam, daß man ihn nur des Schattens Schatten nennen kann. Der grüne Sammt der Blätter ist wie die zerschlissene Livree eines Bedienten von einem ehemals reichen, nun aber heruntergekommenen Hause, durch welche Armuth und Blöße überall hindurchblickt. So sieht hier durch die sparsamen Laubkronen der Bäume der dürre Sand des Bodens wie eine unendliche Langweile hervor, die vergeblich in dem grünenden Reich-

thum der Natur sich zu verhüllen strebt. Nur eine ungeheure Menschenmasse, die sich in diesen regelmäßigen Vierecken bewegt, kann der Einförmigkeit der ganzen Anlage Leben und Reiz verleihen. Neben einer bunt bewegten Menge würden diese regelmäßig gestellten Baumstämme einen einfachen und doch wieder komischen Gegensatz bilden, weil die Natur gegen ihre Natur die Regelmäßigkeit der äußern Erscheinung zu ihrem Antheil nehmen müßte, während die in ihren Bestrebungen und Gefühlen so gleichförmige Menschenmasse die Mannigfaltigkeit, wenn nicht innerlich, doch wenigstens in äußerlicher Erscheinung ausdrücken müßte. Wir waren darum auch um so eher des Wandelns in diesen einförmigen Sandregionen müde, als gerade um diese Zeit fast noch Niemand hier zu finden war.

Uns gegenüber, am andern Ufer der Seine, lag das Palais Bourbon, gleichfalls im französischen Style, jedoch noch mit einigen Spuren des früheren Geschmacks der Renaissance erbaut, welches darum nichts besonders Anziehendes für den Beschauer darbot, und wir waren auch in der That nicht seinetwegen über die Brücke gewandert, sondern weil wir den langen Quai hinauf zu den Gebäuden der Universität und zu dem Hôtel de Clugny, in welchem wir eine reiche Kunst- und Alterthumssammlung zu finden hofften, uns am Leichtesten zurechtfinden konnten. Die Gebäude der Universität sind so ziemlich in der Nähe beisammen, aber doch nicht zu einem einzigen größeren Gebäude vereinigt, was auch in der That um so

weniger nothwendig war, je weniger Begriff die Pariser von einer wahren Universität, von einer einheitlichen Anstalt für alle höhere, rein wissenschaftliche Bildung zu haben scheinen. Auch hier ist nicht das Universelle, das allgemein Menschliche ihr Streben, sondern das Sonderheitliche und Specielle, und darin sind sie wieder den meisten Andern voraus. Wo irgend eine Kenntniß oder Wissenschaft, unabhängig von den andern, in ihrem eigenen Gebiete bis auf die einzelnsten Theile verfolgt werden kann, da wird der französische Gelehrte in der einzelnen Forschung unermüdlich und vor allen Andern tüchtig sich erweisen. Auf diesem Gebiete läßt sich am Leichtesten eine Auszeichnung, ein besonderer Vorzug vor Andern erringen; auf diesem Wege begegnet auch das Talent dem Neuen und Originellen, wodurch es wieder in der allgemeinen Masse seine eigene auszeichnende Stellung sich erwirbt und wenigstens scheinbar den Ruf des erfindungsreichen Genies sich anzueignen vermag. In Paris gibt es darum eigentlich nur Fakultäten, aber keine Universität im allgemeinen Sinn dieses Wortes.

So lange wir nun aber auch bereits dieß- und jenseits der Seine in der Stadt uns umgesehen hatten, war es dennoch auch jetzt für das Museum zu frühe, und so waren wir genöthigt, uns in der Nähe irgend eine andere Merkwürdigkeit anzusehen, um die jederzeit, besonders aber auf Reisen, höchst kärglich dem Menschen zugemessene Zeit so gut als möglich zu verwenden. Dafür bot sich in der Nähe das Pantheon,

ein im ächtesten Pariser Kunstgeschmacke ausgeführtes und durch seine Lage und Massenhaftigkeit allein ausgezeichnetes Gebäude, zum Beschauen dar. Auf einem der höchsten Punkte der Stadt gelegen, und mit seiner hohen Kuppel alle andern Gebäude weit überragend, wird es vorzüglich um der großartigen Aussicht willen besucht, die von der obersten Galerie der Kuppel aus sich darbietet. Auch scheint es in der That nur um dieser Kuppel willen gebaut zu sein, und keinen andern Zweck erfüllen zu sollen, als eben das höchste, massenhafteste Gebäude der großen Stadt Paris zu sein. Wie die Kirchen des neueren italienischen und des französischen Baustyls den Charakter von Opernhäusern und Tanzsälen mehr als den des Tempels an sich tragen, und daher für die leichtsinnige, spielende Unterhaltung, für die Träume der übermüthigen Einbildungskraft einen bessern Spielraum darbieten, als für den denkenden Geist und die betende Seele; so ist auch das Pantheon Alles und Nichts, weder Kirche noch Theater, weder Haus noch Tempel, weder Halle noch Thurm, ist eben, wie weiland der babylonische Thurm, bloß dazu da, um ein steinerner Coloß zu sein. Es hat darum auch schon die verschiedenartigsten Bestimmungen erlebt; war Vernunfttempel, katholische Kirche, allgemeines Grabmonument, und immer eine ungeheure Steinwüste, die den Beschauer unwillkürlich mit ihrer eigenen Leerheit afficirt und den Eindruck einer ungeheuren Bedeutungslosigkeit in dem Gemüthe erwecken muß. Wenn man inner diese

mächtigen Wände, unter diese colossalen Hallen getreten ist, und man sieht innen wie außen nur große, leere, zwecklose Steinmassen, so ist man von der Macht des äußern Stoffes, von der Last des ausgehauenen Felsens um so mehr beängstigt und niedergedrückt, je fühlbarer sich der Mangel alles geistigen Lebens aufdringt. Diese ungeheuren Wände schließen nichts ein als einen ebenso großen leeren Raum. Nur einige wenige Copieen von den großen Compositionen Raphaels von dem Vatikan waren wie verlorenes Haidekraut in einer unermeßlichen Wüste in den Seitenhallen aufgehängt, und, als ob man selbst durch diese Copieen die Kunst und die bildende Kraft des Menschengeistes habe verhöhnen wollen, so sind auch diese von so auffallender Mittelmäßigkeit, Flachheit und affektirter Prätention, daß man sie wirklich nirgendwo anders dulden könnte, als gerade hier im Pantheon, wo sie eine ironische Erklärung des Gebäudes und seiner Bestimmung selber sind. So eilig als möglich verließen wir darum diese große Löwengrube eines verkehrten Geschmacks, die den prophetischen Geist der wahren Kunst in dieser Leerheit zu verschlingen droht; sowie ja die Kuppel das Gebäude so zu sagen verschlungen hatte, und bloß noch allein übrig geblieben war, um von der eigenen Inhaltslosigkeit Zeugniß zu geben.

Eine Unzahl von Treppen, die bald innen, bald außen an der Kuppel emporstiegen, mußten wir nun hinauf, um den höchsten Punkt zu erreichen. Auf

dieser Höhe aber bot sich dem Auge wirklich ein überraschender, höchst großartiger Anblick dar. Während man so in den Strassen der Stadt wohl Tage lang umherwandert, ohne ein Ende zu erreichen, prägt sich doch immer nur die Unermeßlichkeit der einzelnen zerrissenen Vielheit dem betrachtenden Blicke ein; aber man hat keinen Eindruck, keine Anschauung von der Größe und Gewalt des Ganzen. Der betrachtende Sinn verliert sich in dem Einzelnen; man sieht die Stadt vor Häusern und Strassen nicht, man sieht die Größe um der Vielheit willen nicht; aber hier von dieser Höhe aus, wo wir die Ausdehnung des Ganzen mit Einem Blicke überschauen konnten, wurde uns erst die Größe des Ganzen klar. Wir *sahen* die Unermeßlichkeit der Stadt, während wir sie zuvor nur geahnt hatten. Wie aber auf einem tiefen See ein schlankes Rohr emporwächst und ein flüchtiger Vogel, auf demselben einen Augenblick ruhend, die weite, vom reichen Wellenspiel bewegte Fläche besieht, oder wie ein Matrose, auf den höchsten Mast eines mächtigen Linienschiffes steigend, in die unermeßliche, in zahllosen Wogenbergen sich verlierende See hinausblickt: so sahen wir von der Kuppel des Pantheon aus über die weite, wechselnd sich hebende und senkende Fläche der rundum weithin ausgebreiteten Stadt; wie Wellenberge hoben die Kirchen und Kuppeln sich aus dem feiner gekräuselten Wellenspiel der Häusergruppen empor, und wie das Meer, vom Ufer aus angesehen, in der Ferne sich hebt, so waren die äußersten Linien

dieses weiten Umkreises, besonders gegen den Montmartre hin, gleichfalls über den mittleren Theil der Stadt erhoben, und vermehrten so die Täuschung einer unermeßlichen Ausdehnung, die hinter jenen Hügeln unsichtbar sich fortsetzte und durch das eigenthümliche Frühlicht und den über die ganze Stadt verbreiteten leichten, durchsichtigen Nebelschleier täuschend in die blaue Ferne sich zu verlieren schien. Gerade dadurch, daß die äußersten Linien und Punkte bereits so weit entfernt waren, daß man das Einzelne nicht mehr so genau unterscheiden konnte, schien die Stadt in's Unermeßliche sich auszubreiten und nach keiner Seite hin ein Ende zu haben. Mitten aber durch diesen kaum mehr überschaubaren Umkreis zog ruhig und klar der Strom wie die belebende, leuchtende Seele des Ganzen, die strömende Pulsader dieses Gigantenleibes. Beweglicher aber, als seine Wellen, waren die Menschen, die an seinem Ufer sich angesiedelt; leicht entzündlich und erregbar von der Bewegung des Augenblicks und dennoch wieder in die versteinerten Gewohnheiten des täglichen Lebens gebannt, unbeständig, gestaltlos in ihrer Gesinnung, dagegen immer sich gleichbleibend, gebannt in unbeugsame Gewohnheiten und äußere Bedürfnisse. Wir aber, auf unserer Höhe, standen für dießmal ferne diesem unbeständigen und doch wieder ewig sich selbst gleichen Treiben, der von Vorurtheilen und äußern Gewohnheiten geleiteten Menge und betrachteten nur das schimmernde Wellenspiel des Stromes und seine ruhige Bewegung und die Steinwellen

der Stadt, die, an seine Bewegung sich anschließend, diese selbst wieder in dem ruhigen, gleichmäßigen Besitz verkörpert hatte. Dennoch fühlten wir uns nicht einsam auf dieser Höhe, sondern frei schwebte der Geist über diese sichtbare Unermeßlichkeit hin und belebte und bevölkerte sie mit seinen Gedanken. Es war kein leerer Raum, wie das Innere des Pantheons, sondern eine volle, reiche Welt, die nur um so schöner und um so reicher erschien, je weiter ihre Gedankenlosigkeit, ihr äußeres, chaotisches Durcheinander von der Anschauung selber entfernt war.

Der Geist aber duldet nirgends einen leeren Raum; seine Freude ist das Leben, und die Zeit wie der Raum ist eine drückende Last für ihn, wenn sie leer, todt und kahl ihn umgibt. Je länger der thätige Geist das Leben mit den Geschöpfen der eigenen innern Kraft zu erfüllen vermag, um so verlassener und einsamer fühlt er sich, und je größer und unermeßlicher der Gegenstand ist, von dem er umgeben wird, um so furchtbarer stürzt die Angst der Verlassenheit und Oede über ihn herein, wenn er die weite Hülle der Erscheinung nicht mit seinem Vermögen und seiner Thätigkeit zu erfüllen vermag. Sowie er sich mit dem Unermeßlichen allein sieht ohne die Kraft, wie er dieses mit seiner Freiheit zu umfassen vermag, so überfällt ihn eine unerklärliche, eine unaussprechliche Angst, der Tod selber wäre für ihn beseligender, als ein Leben, das er nicht zu fassen, also auch nicht zu ertragen vermag.

Recht nahe legte sich uns selber dieses beängstigende Gefühl der Verlassenheit und Oede, als wir nun, dem Zuge der zahlreichen Beschauer des Pantheons folgend, von einem zudringlichen Führer geleitet, in die unterirdischen Gewölbe dieses Mauer- und Steincolosses hinabstiegen. Da unten sollten nemlich die Monumente der großen Männer Frankreichs nach einem früheren Plane aufgestellt werden, und wirklich hatte man auch einige derselben bereits aufzustellen begonnen, und zu diesen schleppte uns nun der Führer durch all diese dunklen Gewölbe, und wie ein Zug Raben krächzend einer verfolgenden Reiterschaar, so folgte die schaulustige Menge mit unartikulirten Ausrufungen und Fragen dem großsprecherischen Führer von einem Monument zum andern, und ich hätte ebenso gerne das unerträgliche Gekrächze leichenwitternder Dohlen, als diese abgeschmackten Ausrufungen der Verwunderung derer mit angehört, die an Steinen die Rührung und am Tode das Leben suchten. Was konnte man an diesen Monumenten von dem weiland großen Leben der Männer noch erkennen, die ihre Zeit mit ihrer Kraft und die Nachwelt mit ihrem Ruhme erfüllt hatten? Immer weiter und weiter blieb ich darum von der lärmenden Gruppe zurück und gab mich mit einem gewissen Wohlbehagen dem halb träumerischen, halb schauerlichen Gefühle tiefer Vergessenheit und Verlassenheit hin, die in diesen Gewölben unwillkürlich das Herz mit banger Furcht ergriff; ich dachte mir einen Menschen, der, vergessen und

verlassen von der ganzen Welt, in den verschütteten Gewölben eines im Kampfe zertrümmerten Gebäudes viele Jahre lang ein unbeschreiblich einsames Leben führen müßte. Es erfaßte mich ein eigenes Grauen bei dem Gedanken, wenn ich etwa als ein lebendig Begrabener hier unten die ganze Zukunft einsam verleben müßte. Was könnte das Leben in dieser Einsamkeit für einen Werth und Reiz für einen Menschen haben? müßte nicht des Menschen Seele selbst ebenso wie der Leib ersticken und vermodern, in unthätiger, kraftloser Einsamkeit vergehen? oder würde vielleicht der Menschengeist, durch nichts in seinen eigenen Betrachtungen gestört, um so reicher sich entfalten, um so erfinderischer die Gestalten des innern Schauens zu scharfen, lebendigen Bildern ausprägen, je weniger er von Außen angesprochen, unterhalten und von seinem eigenen Leben abgezogen würde? Vielleicht daß ein reicher Geist auch in solcher Lage noch der Erfindungsgabe der Phantasie, des unermeßlichen Reichthums des Gedankens sich erfreuen könnte; jedenfalls aber würde doch dem Menschen gerade die höchste Eigenthümlichkeit seiner geistigen Lebenskraft entgehen in dieser menschenleeren Einsamkeit. Wenn er auch dichten könnte und denken, was vermöchte sein Herz in dieser Oede zu lieben? Der Gedanke aber und die Poesie sind nur die Blüthen und Früchte des Baumes der Liebe. Wenn der Mensch nicht liebt, so fehlt ihm der Muth und die eigentliche Kraft, seinem Leben fehlt die Innerlichkeit, all seinem Streben der

letzte freie Zweck. Nicht um dichten und denken zu lernen, sondern damit er die Liebe lerne, ist dem Menschen das Leben gegeben. Darum muß er sich sehnen nach Menschen, und vermag nicht in die Länge ein ganz einsames Leben zu ertragen. Der Mensch ist nicht Gott, daß er in dem Schrankenlosen, Ewigen und Unendlichen sich zurechtfinde, und selbst Gottes Wesen ist persönlich und liebend in seiner eigensten Natur, und so offenbart sich auch Gott wieder den Menschen nur durch diese Liebe, durch welche allein der Mensch das höchste, das ewige, das göttliche Leben in sich aufzunehmen vermag. Während so das Herz schon vor dem Gedanken der Möglichkeit einer solchen gänzlichen Verlassenheit und Einsamkeit erzitterte, wäre dieselbe beinahe, wie es wenigstens der augenblicklichen Angst erschien, zur schauerlichen Wirklichkeit geworden; immer weiter und weiter zurückbleibend hatte ich endlich den Schwarm der Begleitung gänzlich aus dem Auge verloren; mein Rufen wurde nicht gehört und nur der düstre Wiederhall gab Antwort, und schon stellte die vorschnelle Einbildungskraft eine Vergessenheit, ein einsames Verkümmern in diesem Gewölbe sich vor; und hätte ich diesem Zuge der Einbildungskraft Gehör gegeben, so würde ich für dieses Mal das Verschmähen, mit den Neugierigen den gleichen Weg zu wandeln, mindestens mit augenblicklicher Todesangst gebüßt haben. Von jeher indeß gewohnt, das wilde Roß der Einbildungskraft nicht seinen eigenen tollen Sprüngen zu überlassen, besann ich mich bald,

daß ja meine Gefährten bei dem Zurückkehren unter die Kuppel des Pantheons augenblicklich meine Abwesenheit merken und in diesen doch keineswegs unbeschränkten Räumen mich bald gefunden haben würden. Indeß bedurfte es eines solchen Suchens nicht; denn sobald ich, statt um Hilfe zu rufen, nur aufmerksam horchte, mußte ich in diesen hallenden Gewölben bald den Schall der Fußtritte vernehmen und so die Richtung wieder finden können, in welcher die Andern sich entfernt hatten. Nach wenigen Minuten waren sie wirklich gefunden, und etwas geduldiger als zuvor schloß ich ihren Irrgängen durch die nächtlichen Gewölbe mich an, die indeß nicht lange mehr dauerten, und doppelt erfreut verließ ich bald darauf das Pantheon, um mit meinen Gefährten das Museum des Hauses Clugny aufzusuchen.

Die in demselben gesammelten Alterthümer waren aber vorherrschend mehr wegen ihres antiquarischen als künstlerischen Werthes gesammelt und hier aufgehäuft worden. Für einen Gelehrten, der an den mannigfaltigen Formen alter Rüstungen, Möbels, Spielwaaren, Zierrathen und ähnlichen Dingen seine Neu- und Wißbegierde weiden wollte, war hier ein reicher Schatz des für ihn Sehenswerthen zusammengetragen. Von Holz und Stein, von Glas, Gyps und Email, von den mannigfaltigsten Stoffen, die mannigfaltigsten Gegenstände, alle einer bereits untergegangenen Zeit angehörig, waren hier in ziemlich engen und dunklen Räumen übereinander geschichtet. Wie weiland Moses

nicht das Chaos, sondern die aus dem Chaos hervorgetretene organische Bildung der Welt beschrieben, weil das Erstere eben denn doch immer unbeschreiblich bleibt, so wird auch dieses verwirrte und sinnverwirrende Auf-, Ueber- und Untereinanderstellen von zahllosen Gegenständen der verschiedenartigsten Struktur höchstens catalogisirt, aber nicht beschrieben werden können; es müßte denn der Geist Zeit und Ruhe haben, um die Massen erst zu theilen und zu ordnen und nach einer gewissen organischen Einheit zusammenzustellen.

Wir hielten uns darum zunächst an die aus der ältern Zeit herstammenden Bilder und Gemälde, aus denen wir eine organische Entwicklung der späteren französischen Malerei ableiten zu können hofften; aber nur Weniges gab uns in dieser Hinsicht einigermassen verständliche Aufschlüsse. Es waren zwar allerdings ziemlich viele Malereien der alten italienischen und flandrischen Schule aufgestellt; indeß waren sie ohne alle Ordnung, ohne hinreichende historische Erläuterung durcheinander gestellt und entbehrten meistentheils sogar der sichern oder richtigen Angabe des Meisters, von dem sie herstammten. Bei wenigstens einem Drittheil der aufgestellten Bilder, besonders bei den altdeutschen, mußte man die Richtigkeit des angegebenen Namens bezweifeln. Da waren van Eyks und Hemlings, Bilder von Israel von Mekenem und Lukas von Leyden, von Kranach und Herrlein, die so ganz anders

ausgeführt waren, als die übrigen Bilder der genannten Meister, die ihnen mit Zuverlässigkeit zugeschrieben werden können, daß man immer nur kopfschüttelnd dabei denken mußte: wie ist es doch möglich, daß diese Meister gerade in den Bildern, die nach Frankreich gewandert sind, sich selber so ganz untreu werden konnten? Auf die allmählige Entwicklung einer Eigenthümlichkeit der alten französischen Malerschule ließ sich darum aus diesen zweideutigen Proben der früheren Zeit durchaus kein Schluß ziehen. Es ist unmöglich, aus diesen Zeugnissen mit Sicherheit anzugeben, ob z. B. der König René von der Provence seine Manier mehr der altdeutschen oder altitalienischen Schule entlehnt hat; jedenfalls aber muß diese ältere französische Schule keine große Bedeutung und auch keine große Ausdehnung gehabt haben, weil selbst in dieser reichen Alterthumssammlung so gar wenig Reste dieser Zeit sich erhalten haben.

Auf die Entwicklung dieser späteren französischen Malerei scheint übrigens Primaticcio, der Schüler Raphaels, von dem besonders ein sehr zierliches Bildchen in diesem Museum sich befindet, den meisten Einfluß gehabt zu haben. Aber Primaticcio selbst hatte den Ernst und die Tiefe Raphaels bereits verlassen, hatte nicht die Kraft, den reichen Gedanken raphaelischer Compositionen, sondern nur die Leichtigkeit, Zierlichkeit und äußere Zartheit raphaelischer Formen beibehalten, die Malerei selbst ihrer eigenen, selbststän-

digen Bedeutung entkleidet und sie mehr als Ornamentik und geschmackvolle Zimmerdekoration behandelt. Er ahmte hierin zugleich den Resten der antiken Malerei nach und suchte seine Gestalten so viel als möglich diesen antiken Figuren nachzubilden. Dadurch kam dann in die spätere französische Malerei dieser stets wiederkehrende Schnitt des Gesichtes, der den Antiken nachgebildet ist, die bedeutungslose, nur äußerliche Auffassung der Gegenstände, die vorherrschende Vorliebe für äußere Eleganz und Zierlichkeit, zugleich der unbesiegbare Hang, in bloßen, schlanken Armen und nackten und langen Beinen die eigentliche Schönheit zu suchen; selbst der gelbliche, unbestimmte Farbenton, den Primaticcio und Giulio Romano in ihren Malereien vorwalten lassen, hat sich auf diese spätere Schule von Poussin, Le Brun und Le Sueur übertragen. Einigermassen war uns darum die Entwicklungsgeschichte der französischen Schule in ihrem ersten Ursprunge doch aufgehellt, wenn auch die frühere Geschichte derselben sich durch die sparsamen Reste jener Zeit nicht ganz erklären ließ. Aber auch die spätere Entwicklungsgeschichte deutete durch Primaticcio schon auf einen gesunkenen Zustand der Kunst hin, in welchem sie bereits ihre eigene Würde vergessen, ihre eigene herrschende Macht abgelegt und in die Dienste der Eitelkeit und des Reichthums getreten war. Dieser ersten Richtung blieb sie auch in ihrer ganzen Fortbildung getreu, und selbst das neuere Wiederaufblühen der französischen Malerei in der letztvergangenen Zeit

hat diesen Charakter der Halbheit nicht zu vergessen vermocht.

Die Galerie Luxemburg, in welcher eine große Zahl der Werke der neueren französischen Malerschule vereinigt ist, gibt hievon genügendes Zeugniß. Für den ersten Anblick sind diese Bilder zierlich und reizend genug; aber ein längeres Anschauen ertragen sie nicht. Sie verhalten sich zu wirklichen Kunstwerken wie gemachte Blumen zu natürlichen, die, in der Ferne gesehen, schöner oft und farbenglühender erscheinen, als die natürlichen; gegen diese gehalten aber plump und ungestaltet sind und nur dem geschmacklosen, dem gedankenlosen, verzogenen Sinn besser gefallen können, weil er von der sinnlichen Erscheinung in ihrer grellen Oberflächlichkeit sich bestechen läßt und auf die innere Herrlichkeit und Vollendung, auf die wahre Zartheit und vollendete Durchbildung des Ganzen sich nicht versteht. Soviel auch an theilweise sogar bedeutend großen Bildern der neueren Zeit hier aufgestellt ist, so gering ist der wirkliche innere Unterschied unter denselben. Alle tragen den Charakter der Oberflächlichkeit, der Geistlosigkeit und Unwahrheit an sich; der Ernst wie der Muthwille ist affektirt; die angenommene Würde und Kraft ist theatralischer Flitterstaat ohne angeborne Tiefe. Die Menschen sind nicht Menschen mehr, sondern bloße Schauspieler und Figuren. Nirgends ein tieferer psychologischer Gedanke; nirgends eine höhere, aus einem innern Bewußtsein hervorleuchtende Idee des Lebens, und ebenso

wenig die derbe, kräftige, reale Naturwahrheit. Die Kunst vermag weder mit dem fessellosen Geiste durch die Wolken zu schweben, noch auf sicherer Erde in kernhafter Leibhaftigkeit zu walten; sie hat weder Geist noch Leib, sondern ist eine bloße Spukgestalt, ein Gespenst des wirklichen Lebens, dem es am Kopf und an Füßen zugleich gebricht, weder fliegend noch gehend, bloß ruhend in dem Lehnstuhl der eigenen Eitelkeit und Bequemlichkeit, ein Schooßhündchen der verzogenen und verziehenden Mode. Darum findet man sich von diesen Gemälden in die Länge nicht angezogen, nicht erfreut, erbaut und gehoben, sondern durch die innere Leerheit, durch die immer wiederkehrende Eintönigkeit zurückgestoßen. Wären doch diese Bilder alle miteinander in das Pantheon gebracht worden, damit diese sich spreizende Oberflächlichkeit einen irdischen Hintergrund der eigenen Leerheit hätte! Diese beiden Wüsten der wahren Kunst würden sich trefflich zu einander schicken und sich gegenseitig einander erklären. Die einzige Verschiedenheit, die in diesem neuesten Geschmack sich geoffenbart, ist die affektirte antike Würde der Schule Davids und die theatralische Lampenbeleuchtung Prud'hons und seiner Schule. Der Eine ist so unnatürlich und so affektirt wie der Andere, nur unterscheiden sie sich wieder durch den Gegensatz des steifen Ernstes und der theatralischen Bühnengelenkigkeit. Der Eine bildet alle Köpfe den Statuen, der Andere den Schauspielern nach, und die Stellung, die äußere Haltung soll den Ausdruck und

Charakter dieser Figurenmasken ersetzen. Dabei hat der Eine eine gelbliche, trockene, durch ein kaltes Braun in scharfe Schlagschatten übergeleitete Färbung, der es an aller Mannigfaltigkeit und Naturwahrheit gebricht; der Andere aber jenes gespenstische Decorationslicht des Opernhauses, in welchem alle Gestalten und alle Farben in einen widerlichen blaulichen Leichenton übergehen. Zwischen beiden hat sich dann eine mittlere Schule ausgebildet, die bald den neueren Niederländern, bald der Richtung Riedels und der Wiener Schule sich mehr nähert, ohne es in einer dieser Richtungen zur Selbstständigkeit zu bringen. In jeder derselben aber ist wieder die Prätention, etwas scheinen zu wollen, über die Kraft, etwas sein zu können, Herr geworden. Uebertriebene Süßigkeit oder grelle Farben, in äußerlicher blendender Beleuchtung zusammengestellt, sollen den Mangel an Empfindung und innerer Wahrheit verhüllen. Das Kunststück ist an die Stelle der Kunst getreten, und eine Gemäldegalerie hat weiter keinen Ehrgeiz, als dem schaulustigen Publikum den Circus Maximus zu ersetzen. Die Kunst ist wie eine zum Ball geputzte Coquette mit falschen Haaren, falscher Farbe, falschen Zähnen, die nicht durch sich, sondern nur durch ihren Putz zu gefallen sucht. Es ist in der That nicht Geist, nicht Seele, nicht Leib; aber es ist glänzender Schimmer, der für den Augenblick blendet und leuchtet, eine Sternschnuppe, die durch ihren schimmernden Niedersturz das Auge für einen Augenblick von den wahren, ewig leuchtenden

Sternen ab und auf sich zu ziehen versucht, zufrieden damit, wenigstens einen Augenblick lang bewundert zu sein, wenn sie darnach auch in die Nacht immerwährender Vergessenheit versinken muß.

Die Kunst, das stellte sich nun immer deutlicher heraus, war nicht die starke Seite der französischen Nation. Die Franzosen haben mehr Sinn dafür, die Herren der Zeit, als die Diener der Ewigkeit zu werden. Die wahre Kunst wird unmittelbar ohne Nebenzweck bloß die Geheimnisse des Menschengeistes in hörbare und sichtbare Gestalten übertragen, und ist daher jedem äußerlichen, praktischen Zweck abhold, bringt keinen mittelbaren Nutzen, hat kein irdisches Verdienst. Die Franzosen wollten gleich von Anfang herein der Kunst nur eine mittelbare Bedeutung anweisen, sie dem Nationalstolz, der königlichen Pracht, der Verzierung der Paläste anbequemen und sie zur Dienerin erniedrigen. Das konnte die Kunst nicht ertragen, und so sagten sie sich beide von einander los. Dagegen aber, wo es um ein mittelbares Leben und den Reichthum der äußern Anwendung sich handelte, wenn das, was die Kunst erdacht und erfunden hatte, gemeinnützig und populär gemacht werden sollte, da waren die Franzosen bei der Hand; ihr gelehriges Talent fand sich schnell in die Eigenthümlichkeiten der äußern Erscheinung der Kunstgebilde hinein, überließ den Geist derselben den Träumern und Denkern, und eignete sich an, was dem bürgerlichen Leben dienstbar gemacht werden konnte. Weit entfernt, das Leben

der Kunst opfern zu wollen, opferten sie die Kunst dem Leben, dieses selbst, das seinen eigenen Zweck verfolgte, sollte durch die Kunst bereichert und verschönert werden. So wurde das Genie zum Talente, die Kunst zur Geschicklichkeit und Fertigkeit.

Was die Gemäldegalerien uns in dieser Beziehung angedeutet hatten, das fanden wir in der berühmt gewordenen Tapetenfabrik der Gobelins im vollen Maße bestätigt. Eine Staunen erregende Fertigkeit schien hier an Glanz und Farbenpracht die Kunst überflügeln zu wollen. Die herrlichsten Gemälde wuchsen hier unter der wirkenden Hand aus dicken Wollfäden heraus. Blumenstücke von einer Farbenpracht, wie wir in der Galerie Luxemburg sie nicht gesehen, boten zur Schau sich dar; Copieen von Rubens'schen Gemälden von einer Weichheit und Wärme der Fleischpartieen, wie sie in den Originalien kaum duftiger und durchsichtiger sein können, sahen wir hier, statt von dem Pinsel, von dem Weberschifflein ausgeführt. Nicht einem einzigen Maler der französischen Schule war es gelungen, solche Rundung, Wärme und Wahrheit seinen Bildern zu verleihen. Es war ein eigener wunderbarer Anblick, diesem stillen Weben und Wirken zuzusehen, und unbegreiflich blieb es, wie einem scheinbar so ungeeigneten und widerspenstigen Stoffe ein so reiches Leben eingehaucht werden konnte. Eine Reihe von Zimmern, Sälen und Corridoren durchwandernd, sahen wir überall geschäftige Hände, bald bloße Dessins ausführend, bald wieder die Ori-

ginale oder Copieen jener Gemälde vor sich, die sie nachbilden wollten, und meistens schienen uns diese Nachbildungen selbst frischer, gelungener und lebhafter, als das Muster, dem sie nachgebildet wurden. So hatte einer derselben einen Kupferstich von einem Gemälde Raphaels vor sich von etwa anderthalb Quadratfuß Größe, und ohne weitere vermittelnde Beihilfe führte er die kleinen Figuren des Kupferstichs in mehr als Lebensgröße und in frischen, lebhaften Farben aus, so daß uns hier mehr Kunst sich zu offenbaren schien, als in den Sälen der Luxemburger Galerie; und dennoch konnte man, die Sache recht betrachtet, nicht sagen, daß diese Ausführungen Erfindungen und Werke der Kunst genannt werden durften. Es war Virtuosität, was sich zeigte, aber nicht Kunst; was der ausübende Musiker gegenüber dem dichterischen Genie des Componisten, der Bühnenheld gegenüber dem Dichter, das waren diese Tapisserien gegenüber den eigentlichen Werken der Kunst. Der Geist der Römer hatte sich auch in dieser Hinsicht auf die Nation der Franken vererbt, und wenn nicht ihre Kunst, so hatte doch ihr praktisches Talent unsere Bewunderung erweckt und die vollste Anerkennung verdient. Jedes Volk hat seinen eigenen Beruf, und es wäre ungerecht, die wahren Vorzüge desselben nicht anerkennen zu wollen; ebenso wie es unverständig wäre, demselben Vorzüge zuzuschreiben, die es nicht besitzt. Wenn Frankreich sich berühmen will seiner Künstler und Philosophen, so macht es nothwendiger Weise sich

selber in den Augen der Verständigen lächerlich, und verkennt seine eigene Macht und seine wahre weltgeschichtliche Bedeutung. Es ist, wie wenn der Mann der Vorzüge der Frau und diese eines männlichen Charakters sich berühmen, wie wenn der Jüngling den Mann oder gar den ernsten Greis, und der Mann oder Greis den Jüngling spielen wollte. Jeder wird zum Gecken, wenn er sich einbildet, zu sein, was er nicht ist, und sich beträgt, als wenn er wäre, was er nicht sein kann. Die Aufgabe des Menschen ist nicht, das zu werden und zu scheinen, wozu ihn die Natur nicht bestimmt hat, sondern ganz das zu sein, was er durch die Anlage seiner Natur zu werden vermag. Indem der Mensch nach einer Bestimmung trachtet, die nicht die seinige ist, verliert er seinen eigenen Beruf, und gewinnt doch keinen andern wahren Beruf. Er wirft weg, was er hat, und achtet die eigene Größe gering, beraubt sich seines wahren Erbtheils und erlangt dennoch das fremde Gut nicht, nach dem er aus Unverstand und verkehrter Habsucht gestrebt. Die Blume wird nie zum Baume, der Löwe nie zum Adler, und doch ist jedes derselben für sich schön und stark genug, wenn es ganz das ist, was es sein kann.

Paris, den 6. Sept.

XI. Tag.

Der botanische Garten. Die Thierwelt, das Pflanzenreich. Die Frühlingsblumen und ihre Charakteristik, Bedeutung der Farben, die Poesie der Pflanzenformen, der Reichthum des Geistes in der Erkenntniß der Mannigfaltigkeit und Ordnung der Bildungen der Natur. Die Kirchen der Stadt Paris. Val de Grâce, St. Sulpice. Der moderne Geschmack und seine Beziehung zur geistlosen Andächtelei der Zeit. Der beliebte Glaube an das Absurde. Die geistreiche Berufung auf den Kinderglauben. St. Germain de Pres und Etienne du Mont. Notre-dame. St. Gervais, St. Eustache, St. Germain l'Auxerrois. Die Absonderungssucht der Frommen in Paris. Die Salonandacht und die Kirchen von Notre-dame de Victoire, Loretto und St. Madelaine. Der gänzliche Verfall der Kunst in der bloßen Nachahmung.

Wie man nur Anfangs eine Zeit lang sinnend den Wellen eines Stromes nachschaut und dabei der

Unendlichkeit gedenkt, die aus einem unerschöpflichen Borne sich immer auf's Neue verjüngt und unerschöpflich fortquillt, dann aber auch wieder den Blick auf die Blumen und Gräser und die nickenden Bäume des Ufers, auf die feste Gestalt der Erde das Auge richten muß, damit die Sinne nicht schwindlich werden ob dieser unbegreiflichen, unfaßbaren Bewegung, und es uns nicht wie unwillkürlich hinabziehe in die finstere, allverschlingende Tiefe: so hatten auch wir dem Strome der Menschen, der uns allstündlich in den Straßen der unermeßlichen Stadt entgegenfluthete, mit einem besonderen Wohlgefallen zugeschaut. Allmählig aber fing der stets in sich selbst sich erneuernde Menschenschwarm, der unfaßbar und durch seine Unendlichkeit selbst wieder gestaltlos keinen festen Halt und Vergleichungspunkt, keine Erkenntniß des Einzelnen oder des Ganzen gestattete, an, uns zu beängstigen, wie ein unheimlicher Wasserwirbel, der in seinen bewegten Kreisen Alles zu verschlingen droht und der auch in unserm Herzen das Bewußtsein des eigenen Wollens überfluthen zu wollen schien. Wie ein in einer Ueberschwemmung durch alle Oeffnungen des Hauses hereinstürzender Wasserstrom, vor dem man sich nimmer retten zu können glaubt: so brach und stürzte diese Menschenfluth, wo wir immer auch uns hin bewegen mochten, über uns herein. Da war kein Ruhepunkt der Einsamkeit, wo man sich selbst gehören konnte, wo man mit der Natur und ewigen Gedanken allein sich halten mochte, und was uns Anfangs erfreut hatte, fing allmählig an, lästig zu werden,

weil es aufhörte, neu zu sein, und doch nicht anfing, bedeutungsvoll zu werden. Wenn dem Menschen die Stunde wichtig ist, so hört er aufmerksam auf den Glockenschlag, der ihm dieselbe verkündigt; wenn aber die Glocke die bestimmte bedeutende Zahl überschreitet und unaufhaltsam immer fort und fort schlägt, so daß es scheint, als sei der Zeiger der Zeiten abgelaufen und wolle nun ohne Maß und Grenze immer fort und fort in's Endlose sich verlieren: so wird der Ton uns zuerst unheimlich, dann aber nichtssagend und langweilig erscheinen. Darum sehnten wir uns auch wieder auf eine Zeitlang hinaus aus dieser bewegten Menschenmasse, um uns selbst und unseren eigenen Betrachtungen zu gehören, um uns auf die Bedeutung alles dessen zu besinnen und das auch innerlich zurechtzulegen, was äußerlich zu unsern Sinnen gesprochen.

Unser erster Gang war darum heute zu dem zoologischen und botanischen Garten jenseits der Seine, den wir schon gestern bei der Rückkehr von den Gobelins im Vorübergehen gesehen, und der schon bei diesem ersten Sehen schweigend zu der Seele gesprochen und sie eingeladen hatte, in seinen schattigen, duftigen Laubgewölben der Häuser und Menschen auf eine Zeit lang zu vergessen und dem Pulsschlag der Erde, dem Odem des organischen Lebens zu lauschen. Hier war auch eine Unendlichkeit, aber eine gegliederte, geordnete, verständliche. Wo man hinblickte, war Charakter und bestimmter Ausdruck, indi-

viduelles und wahres Leben, Bedeutung in jeder einzelnen Gestalt und doch wieder ein verständlicher Zusammenhang der einzelnen charakteristischen Formen mit dem Leben des Ganzen. Gestalt und Lebensweise waren sich nicht gegenseitig fremd geworden; was die Form, die äußere Erscheinung versprach, das hielt auch die innere Lebenskraft, und immer war das Eine genau dem Andern angemessen. Diese Thiere in ihren verschiedenen Kleidern und Formen hatten ihren Anzug nicht täuschend gewählt, nicht von der Mode sich bilden lassen; was sie schienen, das waren sie auch. Die Kraft, wie sie in der ganzen Gestalt des Löwen wohnte, sprach selbst in diesem gefangenen Herrscher der Thiere sich aus, der hinter seinem Eisengitter so ruhig und stolz, so seiner Kraft sich bewußt hervorblickte, wie wenn er gewußt hätte, wie sehr all diese neugierigen Zuschauer, die vor sein Gefängniß sich drängten, selbst vor dem Eingekerkerten zitterten. Diese behenden, neugierigen, häßlichen und doch wieder drolligen Affengeschlechter, die in einem eigenen großen, aus Eisenstäben zusammengefügten Hause beisammen wohnten, wie sehr stachen sie von den ungefügen plumpen Bären, die nicht weit von ihnen in großen steinernen Behältern waren, ab, und wie paßte doch beider Gestalt zu dem eigenthümlichen Charakter derselben; listig, naschhaft und boshaft, waren jene unermüdlich in neckischen Streichen, waren immer von lachlustigen Zuschauern umlagert, die an ihren drolligen Sprüngen und Gaukeleien sich ergötzten;

aber auch die andern wurden nie von Zuschauern frei, die an dem derben, plumpen und rohen Wesen sich erlustigten, welches nicht ohne jene Treuherzigkeit zu sein schien, welche sich gewöhnlich mit phlegmatischer Plumpheit zusammenfindet, und weil es nicht der eigenen Behendigkeit und dem unruhig beweglichen Sinn sich allein überläßt, und in allerlei Nachahmung und mannigfaltigen Fertigkeiten geschickt ist. Mehr aber als die Thierwelt spricht die Pflanzenwelt unmittelbar den Betrachtenden an. Um den Charakter der Thierwelt in seiner rechten Eigenthümlichkeit zu erkennen, muß man dieselben länger in ihrer eigenen, von der Natur ihnen angewiesenen Entwicklung, in ihrem natürlichen Wesen und Gebahren beobachten können. Man muß den Fuchsen auf seinen eigenen Schleichwegen belauschen, den Hirschen im Walde, den Löwen in der Wüste gesehen haben, wenn man ihre Kraft, ihre natürliche Schönheit, den ganzen Charakter der in ihnen zum Leben erwachten Naturkraft erkennen will.

Die Pflanzen aber sprechen in ihrer entwickelten Gestalt durch ihre Erscheinung schon ihr Wesen ganz aus. Das, was in ihnen der Zeit angehört, muß eben nach allen Seiten im Raume sich ausgestalten, und so tragen sie, nach Jakob Böhm zu reden, „diese Natur ihres Wesens" in ihrer vollendeten, allseitigen Gestalt an sich. Wie ich oft Stunden und Tage lang diesen Gestalten nachgewandelt, und die stillen Zeichen des Lebens zu enträthseln versucht hatte, so zog es auch jetzt mich wieder mit unsichtbaren Liebes-

armen in diese ruhig schöne Welt des Pflanzenreichs. Die Pforten der Erde fielen zu hinter mir, der Lärm der Stadt verstummte hier, und ich dachte und fühlte mich wieder in jenen glücklichen Räumen, wo das Leben seine Geheimnisse dem Menschen im leisen Flüstern offenbart.

„Zufällig nicht ist die Gestalt der Dinge,
Das Eine will das Andre stets bedeuten.
O selig, wer die Zeichen all ergründet,
Die Tiefe würde laut von ihm verkündet!“

Wie oft stand ich im milden Abendlicht mit einem Freunde träumerisch vor den vielgestaltigen Blumen eines Gewächshauses und blickte in die geheimnißvolle Krone einer dunkelblauen Ipomea, wie nach Außen in reicher Farbenpracht der durchsichtige Rand zum Licht sich schwang, während nach Innen die Krone selber träumerisch in eine nicht mehr sichtbare Tiefe sich verlor, in dessen stillem, unsichtbarem Heiligthume das Leben der Pflanze seine mystische Hochzeit feierte. Bald lächelnd, bald in Flammengluthen sich tauchend und leuchtend wie in stiller Begeisterung, bald wieder in ernsten, wie nachdenklich sinnenden Gestalten blickten die Blumen uns an. Hier streckten die Blätter uns ihre Hände entgegen, dort schauten die Blüthen mit lächelnden, blitzenden Augen uns an; dann öffnete sich ein rosiger Mund, im süßen Dufte die Seele küssend, oder verschloß sich in ängstlicher Scheu, um das in ihm quellende Geheimniß des Lebens nicht an Unverständige zu verrathen. Wie oft vertieften sich

die Gedanken in dieses geheimnißvolle Leben und Weben, und wie die Biene mit Honig und Wachs beladen zu ihrer Zelle kehrt, so sammelte der Geist in stillen Betrachtungen sich den süßen Honig schöner Gleichnisse und Bilder, und das dauerhafte Wachs manches einfachen Begriffes, mancher klaren, bestimmten Vorstellung, die er, in die Wohnung seiner eigenen Freiheit eintragend, dort zu regelmäßigen Zellen verbaute, in denen er den in stiller Betrachtung gesammelten Reichthum seines Dichtens und Denkens mit Sicherheit zu hinterlegen vermochte.

Wie oft war ich in den Tagen des Frühlings,

„Wo selbst die Erd' sich sehnet himmelwärts,
Und der Frühling pocht in tausend Knospen an,
So daß der Himmel ihr thauend sinkt an's Herz,“

zwischen seinen ersten schönen Blüthen still betrachtend gesessen und hatte mit ihnen gesprochen und gespielt, wie mit lieben unschuldigen Kindern, die die Sprache der Liebe verstehen und in lallenden Worten sie nachahmen. Jedes Blümchen schien mir bedeutungsvoll, und ich ordnete sie in Gedanken, wie etwa ein Dichter die Personen seines Dramas, dachte sie mir lebend nach ihrer eigenen Natur unter den Menschen wandelnd. Wie freundlich lächelte da im ersten Frühling schon das bescheidene, zierliche Maaslieb chen mich an; wie ein derbes, kräftiges, blühendes Landmädchen, das von all der überzuckerten Schönheit des Stadtlebens nichts weiß, in allen seinen Gefühlen natürlich, wahr und kräftig, weil es nur der einfachen Empfin-

dung, nur der Stimme des Herzens folgt, dennoch nicht plump und nicht unbehilflich erscheint, so stand es vor mir mit dem vollen, runden Gesichtchen, das aus dem weißen Spitzenhäubchen gar aufrichtig und lebensfroh hervorblickte. Es bangt nicht vor jedem Windeshauche, sondern weiß auch die Unbill der Jahreszeit zu ertragen; ist stark und gesund und lacht der verzärtelten Schönheiten des städtischen Gewächshauses; ist lebensmuthig und darum auch lebensfroh, anspruchslos und doch niedlich und zierlich, eine tüchtige Hausfrau, ein treues Herz, das nicht um Kleinigkeiten jammert, nicht sich ängstigt und fröstelt, wo es Ausdauer und Stärke bedarf. Ich habe sie mir immer besonders geliebt, diese kleinen, lebensmuthigen Blümchen, weil sie so zuerst aus dem Winterfroste sich hervorarbeiten, schon so früh aufstehen, wenn kaum noch das erste Leben des Frühlings erwacht ist, und so frisch die hellen Augen aufschlagen, um mit dem ersten Morgengruß des Frühlings dich freundlich zu begrüßen, und dann auch, weil sie so undankbar von den Menschen übersehen und vergessen werden, weil man ihr ganzes bescheidenes Wesen so wenig erkennt, und die Zierlichkeit ihrer ganzen Bildung um anderer mehr in die Augen fallender Blumen willen vergißt.

Freilich ist die zarte G l o c k e n b l u m e ganz anders gebaut, so fein, so durchsichtig, wie in die Luft hingehaucht und in dem leisesten Hauche erzitternd, von einer zarten, fast wehmüthigen Schönheit, die uns wie das Auge eines schönen, an der Auszehrung hinwel-

kenden Leibes durch ihre Durchsichtigkeit und Zartheit selber schon an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit aller blühenden Schönheit erinnert. Diese zarte Hülle ist nicht für die rauhe Luft der Erde geschaffen, ist ganz anders als jenes kräftige Maasliebchen, und doch auch wieder in seiner Weise reizend und herrlich gebildet.

Wie beide miteinander versöhnend, die Sorge um die Erde und die Sehnsucht nach dem Ueberirdischen vereinend, blüht die Pulsatille zwischen ihnen empor in ihrem ernsten, dunklen, violetten Gewande, das Haupt zur Erde geneigt wie eine sorgende Mutter, die mit liebender Seele sinnend und trauernd dem eigenen Herzen und dem Glücke der Kinder nachdenkt; eine tiefe Wehmuth spricht aus ihrem Gesichte, wie sie so, den Blick zur Erde gerichtet, zwischen den übrigen freudig lachenden Blumen des Frühlings steht. Wie du aber tiefer in das ernste, schwermüthige Gesicht schaust, wie es in frommer Erhebung sich aufrichtet, da leuchtet und züngelt der lichte Strahl der Liebe mitten aus dem violetten Trauergewande hervor; unter dem Ernste und der Sorge verborgen flammt das Feuer der Liebe um so höher, um so reiner empor, und es ist gar schön, zwischen diesen dunkelblauen Blättern der Krone die helle aufzüngelnde Flamme der innen verborgenen Staubfäden zu betrachten. Diese ernste, mütterliche Wehmuth von hellleuchtender Liebe durchweht, hat in der blühenden Umgebung wieder ihren besonderen Ausdruck gefunden.

Wie muntere, leichtgereizte Knaben hüpfen neben der ernsten Mutter die gelben Schlüsselblumen über die Wiesen hin und schlüpfen, heimlich versteckt, durch die Büsche. Wie das muthwillige Jauchzen des ungebändigten Knabenmuthes ruft und lärmt das brennende Gelb aus dem sanften Wiesengrün hervor; wie mit goldenen, hellklingenden Glocken laden sie zur Feier des Frühlings ein, wie Knaben, die klingelnd am Altare dienen, klingeln und läuten sie zum Hochamte der Natur mit allen Glocken zusammen.

Daneben aber das hellblaue Leberblümchen hat von der Mutter mehr den Ernst und die Milde des träumerischen blauen Auges geerbt, und blickt hell und klar bald zum Himmel auf, bald, das Köpfchen etwas gesenkt, wie sinnend zur Erde. Noch mehr aber hat dieser sinnende Ernst in der tiefen blauen Genziana das dunkelblaue Auge wie sehnsüchtig immer dem Himmel und dem blauen Firmamente zugewendet.

Tiefer versteckt in den Schatten des Waldes hat dagegen die weiße Märzenglocke ein jungfräulich beschauliches Leben zu ihrem Antheil sich erwählt. Zart und schlank hebt sich der grüne Stengel in geradem Wuchse, wie eine dem Ewigen zugewendete schöne Lebenshoffnung, dem Himmel entgegen; das blühende Haupt aber ist im still betrachtenden Sinne zur Erde geneigt. Es sieht sich nicht links und rechts in der Welt um, bleibt unberührt von den spielenden Farben des Lebens; wie ein reiner, jungfräulicher Geist, der allein die Ahnung und Sehnsucht der Seele in innerer

Beschaulichkeit zu erfassen sucht, so neigt es das zierliche Haupt, horchend auf die Töne einer inneren Harmonie, und erstarkt in diesem geistigen Leben, so daß es durch Eis und Schnee hindurch die stille Bahn zum Himmel sich bricht; ist in sich selber nicht saft- und kraftlos, sondern reich und weich, gefühlvoll und lebenskräftig, wie die Cäcilia des Leonardo, die den strömenden Reichthum der innern Kraft in den Harmonieen der Orgel hervorrauschen läßt.

Wo du immer hinblicken magst, zu welcher Tages- und Jahreszeit du deinen Geist zwischen Blumen wandeln läßt, immer wirst du die Geheimnisse des Lebens in anderen Gestalten vor dir aufgeschlagen finden, immer werden andere Blüthen aus dem Schooße der Erde sich drängen, aber nie bedeutungslos; und ist dein Geist nur beschwingt, so wirst du wie ein leichter Sommervogel von Blume zu Blume flattern und aus ihren Kelchen den Honig der Erkenntniß trinken:

„Es duftet bräutlich hier der Thymian,
Und träumend spiegelt seine grünen Schauer
Im klaren Fluß der Eichwald, jungbelaubt.
Der ernste Rosmarin, der Freund der Trauer,
Hebt sinnend treu das immergrüne Haupt.
O keuschgesenkter Blick der Maienbraut,
Erblüh'nder Mund, wie redet ihr so laut!
Schlank Lilienkraut, bald wird in deinen Kelchen
Die nachtverirrte fromme Biene schwelgen.
Du unerschloss'nes Herz, ich hör' dich pochen —
Die Rose, die noch in dem Keime träumt,

Weiß nicht, ob sie nach wen'gen Sonnenwochen
Im Rausche aller Wonnen überschäumt;
Weiß nicht, ob sie, von Thau und Düften voll,
Zum Lichte weinen oder lachen soll.

Ja wie viel schöne und beziehungsreiche Bilder des Lebens könnte eine glückliche Phantasie nicht aus diesen wundergestaltigen Blumen herauslesen! Eine Reihe von schönen, treffenden Gedanken quillt in diesen zarten Gestalten wie eine lebendige Quelle aus dem innern Herzen der Natur; schon die Farbe allein in ihren einfachen Gegensätzen und mannigfachen Abstufungen bildet eine reiche, reine Symphonie, welche, von dem dichtenden Geiste geordnet, für sich allein schon ein reiches episches Gedicht der verborgenen Thaten des schaffenden Lebens bilden würde.

Wie Licht und Finsterniß sich gegenseitig einander bekämpfen, geht aus diesem Kampfe das reiche Spiel der Farbe hervor. Wie des Menschen Blick, nach Oben gewendet, bis zur blauen Ferne dringt, in welcher Tag und Nacht sich scheidet, Seele und Geist sich trennen und verbinden, so ist auch in der grünenden Erde das Licht in die Tiefe der Nacht gedrungen und wächst in lebendiger Hoffnung aus derselben hervor. Wo aber immer der Mensch in die Ferne schaut, verliert sich allmählig der klare Blick der Gegenwart in das träumerische Dunkel der Unendlichkeit. Die Wiesen und Matten, die licht und grün, in der Nähe gesehen, von den Bergen lachen, hüllt die Ferne in ihren blauen Seelenduft ein, und so ist die blaue

Farbe überall mit einem gewissen träumerischen Ernste durchweht, während die gelbe in lichter Pracht, wie im Triumph des Lichtes über die Finsterniß, klar und hell über diesen errungenen Sieg zu jauchzen scheint. Dagegen hat die weiße Farbe einen Anflug von einem höheren, im Siege des Lichtes selber wieder in sich gemilderten seligen Zustand, während das Roth, bald dem tiefern Blau sich nähernd, in heißem Kampfe mit dem trägen Stoffe zu ringen scheint und wie ein Märtyrer des Lichtes in seinem Blute seinen Sieg verkündet, bald wieder wie die hellleuchtende Liebe, die in werkthätiger Kraft sich abmüht, die reine gelbe Flamme in der irdischen Sorgfalt, im feurigen Mitgefühl zu verbergen strebt. Ein wahrhaft dichterischer Geist könnte dieses unendliche Reich mit seinem Blicke beherrschen, wie ein Feldherr, der über ein unermeßliches Heer gebietet, und Alles in seiner Ordnung nach einem bewußten Plane lenkt.

Dieses blühende Reich des Lebens ist so poetisch gebildet in allen seinen Formen, daß selbst die Wissenschaft derselben unwillkürlich in Poesie sich verwandelt. Wie die Klassen, Ordnungen und Familien, Gattungen und Arten auseinander hervorwachsen, geht eine Harmonie durch dieses ganze weite Reich, in welchem alle einzelnen Glieder wieder zu einem organisch vollendet schönen Leibe sich verbinden. Wie im Menschen der Quell des Lebens aus dem Herzen durch die Adern in alle Theile strömt und wieder zurückkehrt, von Innen nach Außen quillt, und von Außen

wieder zu dem Herzen fließt: so ist der Wachsthum der Pflanzenwelt wieder ein zweifacher, von Innen drängend nach Außen und von Außen allseitig sich erweiternd, nach allen Richtungen sich ausbreitend, und aus diesen beiden ersten Gegensätzen quellen immer wieder neue und neue Ordnungen in gleicher Regelmäßigkeit und lebendiger Mannigfaltigkeit hervor. Wie in einem gothischen Dome jeder einzelne Fensterbogen von dem Gesetze des Ganzen gefügt und an seinen bestimmten Platz gestellt ist, so ist auch hier in dieser Pflanzenwelt jede einzelne Pflanze, jedes Blatt und jede Faser derselben von einem solchen durchgreifenden allgemeinen Gesetze gebildet. Die Einen theilen sich regelmäßig, vom einfachen Stamme ausgehend, immer in zwei und zwei Glieder, und verlassen dieses Gesetz nicht, wenn sie auch, wie der Meertang, viele Klafter in die Höhe wachsen müssen; in anderen stellt sich umgekehrt die bestimmte Blätterzahl um einen einfachen Gürtel und strebt so, in bestimmten Knotenpunkten wiederkehrend, sternförmig in die Höhe. Zwischen beiden regelmäßigen Bildungen aber reichen sich eine geordnete Reihe von Uebergängen im harmonischen Reigentanze immerwährend die Hände. An die zweigliedrige Verzweigung schließt eine drei- und mehrgliedrige sich an. Diese geht allmählig zu der abwechselnden Blattstellung über, und die abwechselnde Stellung der Blätter an dem Stengel geht durch eine immer mehr und mehr sich verengende Spirale zur Kreisform hinüber. Zwischen diesen regelmäßigen

Formen aber breitet die Mannigfaltigkeit der Naturgestaltungen ihren breiten, faltenreichen Mantel aus, der Alles wieder in eine scheinbare Unregelmäßigkeit verhüllt und doch dem genauer Betrachtenden wie die gut gewählte Draperie eines kunstreichen Malers die regelmäßigen Formen andeutet, über welche sie in geordneter Schönheit geworfen ist.

Das ganze Reich der Pflanzenwelt drängte sich in diesem Augenblicke um den betrachtenden Sinn, und wie das Auge hinaufblickte an dem Stamme der hohen, schöngeformten Ceder, die mitten im botanischen Garten steht, welche ihre Aeste so regelmäßig und schön verbreitet und in wohlgeordneten Absätzen und Stufen in die Höhe steigt, so daß man den ganzen schönen Bau in sichtbaren Gliederungen überschaut, und die reiche Mannigfaltigkeit immer wieder zu schönen Gruppen und diese wieder zu einer harmonischen Einheit sich ordnen: so blickte der Geist innerlich schauend in diese wohlgegliederte einheitliche Ordnung der Dinge. Wie ein König, der über die Truppen seines Landes Musterung hält und an den wohlgeordneten stattlichen Heeresmassen sich erfreut und innerlich seiner Herrschermacht sich bewußt ist, so mustert der Geist diese reiche, schöne Heeresmacht eines großen Reiches der Natur, das die Liebe des Schöpfers ihm untergeordnet, und fühlte sich als einen reicheren König, als je die Völker einen irdischen Herrscher gesehen. Was sind die Heeresreihen eines mächtigen Königs gegen die Reihen der

Pflanzenwelt, die in unzähligen Abstufungen und Ordnungen vor dem Auge des Denkers vorüberziehen, vor ihm wie vor ihrem Herrscher huldigend sich neigen und mit lautem Zuruf ihn begrüßen? Welche Freude mag Adam damals im Paradiese empfunden haben, als Gott der Herr ihm den gesammten Reichthum der Welt vorstellte, damit er all diesen vielgestaltigen Geschlechtern Namen gebe und seiner geistigen Herrschaft über dieselben sich bewußt werden sollte! Jeder Mensch ist aber in seinem Leben der Erstgeborne, dem einmal die reiche Natur sich zur Betrachtung darstellt, damit er der Macht seines Geistes, der ihm von Gott verliehenen Herrschermacht sich bewußt werde. Und wenn er nicht geblendet von Eitelkeit und geistertödtender Thorheit sein Auge schließt vor der Pracht und Schönheit der reichen Schöpfung, die ihm von Gott vorgeführt wird, damit er sich und Ihn durch die Betrachtung derselben und durch die Vergleichung mit dem höheren Worte der Freiheit und Offenbarung kennen lerne, so muß dieser Blick des Geistes in die reiche Welt der Schöpfung mit unaussprechlicher Freude ihn erfüllen. Er wird durch die Vergleichung dieser Ordnung und Harmonie eines innern Lebensgesetzes und der höhern Macht der Freiheit und des Geistes über dieselben sich bewußt; es lacht der Himmel ihn aus der Erde an, und im schönen Hoffnunggrün wächst das Licht der höheren Erkenntniß aus der sinnenden Nacht ihm entgegen. Noch war das geschäftige Leben der weiten lärmenden Stadt nicht erwacht;

leise rauschte die Ceder über uns, und immer tiefer senkte der Geist sich in seine Betrachtungen.

„Es schwieg der Hain, am Quell die Linde dachte
Die Frühlingslieder, die sie gehört, und träumt;
Der Strom in einsamer Begeist'rung rauscht,
Entschlummernd singt der Wiederhall und lauscht.
Der Himmel an das Herz der Erde sinkt,
Ein Bräutigam, der küssend Thränen trinkt."

Immer weiter und weiter schwand die Gegenwart in die Ferne zurück, über die Blätter der Bäume, die über unsern Häuptern rauschten, schwang die ermuthigte Phantasie sich hinweg, eilte der Lerche nach, die hoch in den Lüften die Lieder der berauschten Natur wiedertönen ließ, und dachte sich in jene glücklichen Zeiten, in welchen der Menschengeist mit der stillen, unentweihten Natur noch allein verkehrte.

„Heilige Zeit, als in wehenden Schatten
Ewiger Eichen die Geister noch lebten,
Die über des Wiesengrunds thauigte Matten
Selig auf luftigen Füßen hinschwebten!
Ueber den wiegenden Wogen der Wellen
Und in des Waldwickichts krausem Gesauß
Waren lebendige Geister zu Haus.
Schaukelnd und gaukelnd auf wiegenden Zweigen
Ließ sich der Reigen
Der seligen Frauen
Des Waldes erschauen,
Wie Seelen, die aus den Locken
Blumen und Perlen und edle Gesteine
Kämmten, und sangen,

Daß jubelnd die Haine
Wie Himmel erklangen;
Und in der Blumen nickenden Glocken
Hauste ein duftendes Jungfrauenchor,
Trugen den blinkenden Thau bei der Feier
Göttlicher Feste als Perlen im Ohr,
Und der Reif war ihnen ein silberner Schleier.
Selige Zeit, wo unschuldiger Tand
Liebende Geister und Menschen verband!"

Und warum sollte diese schöne, selige Zeit für uns verschwunden sein, als ob sie nie gewesen wäre, nie wieder zum Leben erwachen könnte? Wenn sie einmal war, so kann sie immer wieder sein; sie war nie als eine Zeit, von der die Geschichte weiß, sondern immer nur als ein Reich des dichtenden Geistes, der den Raum wie die Zeiten beherrscht, und was er in sich erlebt, freigebig in die Zeit einträgt. Wenn du die Nähe des lebendigen Odems der Natur, die Nähe des Schöpfers in allen Gebilden der Erde fühlst und findest, dann ist für dich jene selige Paradieseszeit wiedergekommen, „in welcher Gott bei der Kühle nach Mittag im Garten wandelte und mit den Menschen redete."

Allmählich aber wurde es lauter und lauter um uns; der Lärm des Tages erwachte; wir aber wanderten, gestärkt zu einer neuen Rundschau, durch die endlosen Straßen der Stadt. Wir wollten uns einmal nach einem regelmäßigen Plane die vorzüglichsten Kirchen und Gebäude der Stadt besehen. So wanderten wir nun zunächst an der äußersten südlichen

Biegung, vom Jardin des plantes ausgehend, zu jenen neueren Gebäuden, die in der Kuppelform des Pantheons offenbar erst in späterer Zeit den älteren Kirchen sich angeschlossen hatten. Vor Allem fiel die Kirche von Val de Grâce und die des Invalidengebäudes durch die hohe prätensiöse Kuppelform in die Augen; das Innere aber war bei beiden beinahe ebenso wie beim Pantheon, leer und bedeutungslos, und stand jedenfalls, wie dieser ganze Baustyl, nicht in einem innern Zusammenhang mit der Symbolik des kirchlichen Lebens. Der Zeit war die Erscheinung das Höchste geworden und darüber hatte sie das Wesen vergessen. Ein innerer Grund, diese Gebäude für Kirchen und nicht ebenso gut für Theater oder sonstige Prunkgewölbe zu halten, läßt sich bei denselben durchaus nicht angeben. Es ist bei denselben wie bei den neuesten Gesetzen oder den pädagogischen Vorschriften unserer vielerziehenden Zeit. Nicht der innere Organismus wird als belebendes Princip anerkannt, aus dem die äußern Formen von selber hervorwachsen, wie in der Wahrheit und Natur, sondern zuerst wird die Form und die Regel gegeben, und dann wird es dem organischen Leben überlassen, in die Regel sich hineinzuwachsen. Was ist der Mensch? was ist die Kirche? das sind diejenigen Fragen, über die man am allerleichtesten hinweggeht, um dagegen bei Außendingen, bei dem Eigensinn und der vergänglichen Mode um so mehr Sorgfalt aufzuwenden. Daher kommt auch alle Weisheit des Tages mindestens um einen Tag

zu spät; der erwünschte Arzt und der Rathgeber erscheint genau in dem Momente, wenn dem Kranken nicht mehr zu helfen ist, oder die Natur selbst schon geholfen hat. Zu welchem Zwecke sollten diese ungeheuren Kuppeln über den Kirchen sich erheben, gerade an dem Punkt, wo in der Kirche selbst weder Altar, noch sonst eine kirchlich bedeutsame Stelle zu finden war? Ist die Kirche gebaut, um Aller Augen und Herzen mit dem Geheimniß des Opfers in Zusammenhang zu bringen? und wenn dieß der Fall ist, wozu dann diese ungeheuren Kuppeln? was sollen sie dem Auge des Menschen für eine zum Gottesdienste gehörige Richtung geben? und können sie offenbar nicht mehr sein, als ein bloßes Beiwerk, eine nach Außen sichtbare Zierde des Baues, wozu dann diese ungeheure Ausdehnung, mit der sie das ganze übrige Gebäude beinahe verschlingen? Sind sie nicht wie ein ungeheurer Reifrock, der offenbar die ganze Gestalt entstellt? wie Fallstaffs fetter Witz, der in Eitelkeit und Genußsucht seine bessere Vernunft begraben hat? wie ein ungeheurer Bauch, welcher Kopf und Herz und beinahe auch die Füße in seinen abenteuerlichen Umfang verschlungen hat? Und eine solche unverhältnißmäßige Erweiterung desjenigen Theiles des kirchlichen Leibes, welcher für die innere Erhebung gerade die mindeste Bedeutung hat, konnte ein verkehrter Geschmack sogar noch für schön ansehen! Dann war allerdings auch Fallstaff, nachdem er von seinen eigenen Knieen seit Jahrzehnten schon auf Nimmer-

wiedersehen Abschied genommen hatte, ein schöner Mann, und die Griechen hatten ebenso Unrecht, daß sie ihren Apoll nicht als einen Dickwanst vorgestellt, wie die alten Baumeister, daß sie mit künstlicher Berechnung eine reiche, heilige Symbolik in vollständiger Unterordnung der einzelnen Glieder untereinander und in geistiger Durchbildung der Bedeutung des Ganzen in ihren gothischen Münstern ausgebildet hatten.

In anderer Weise, als diese wohlbeleibten Kuppeln, ist die Kirche St. Sulpice, auch auf dieser Seite der Seine, aufgeführt. Sie ist zum Theil noch in jenem Uebergangsstyle gebaut, der den alten gothischen oder vielmehr den noch älteren byzantinischen Grundriß mit den antiken Säulenordnungen zu versöhnen strebte. Eine solche Versöhnung von in sich selbst abgeschlossenen Gegensätzen ist aber nur dann möglich, wenn die Gegensätze in gleicher Ordnung der Zeit und des Lebens sich einander gegenüberstehen und durch ein neues Lebensprincip zu einer höheren geistigen Bedeutung fortentwickelt werden. Wenn ich Arme und Füße miteinander versöhnen will, so wird es wohl nicht dadurch geschehen, daß ich sie unmittelbar miteinander verbinde, sondern daß ich sie beide in einem ganzen Organismus an rechter Stelle einfüge. Die griechischen und römischen Säulenordnungen aber stehen gar nicht einmal in einem coordinirten Gegensatz mit dem spätern christlichen Baustyl, sondern sind in demselben bereits durch die Verbindung mit den orientalischen Bogenformen zu einer höheren Einheit

in dem byzantinischen Style gebracht worden. Der byzantinische Styl hat schon die Säule und das Gewölbe selbst wieder aus der Einseitigkeit der früheren, vorchristlichen Baukunst herausgenommen und beide miteinander zu einer weitern und höhern Einheit verbunden. Die alte Säulenform, die durchaus nicht auf das Gewölbe berechnet war, aus ihrer eigenthümlichen Stellung herauszunehmen und sie mit einem andern Baustyl unverändert vereinigen zu wollen, war eben weiter nichts, als ein aus der vollständigen Unkenntniß der organischen Entwicklung der Kunst hervorgehender unglücklicher Versuch einer geschmacklosen Zeit. Ein solcher Versuch mußte darum auch nothwendig mißlingen, eine Menge von Unregelmäßigkeiten, Mißverhältnissen und unverständigen Auswüchsen herbeiführen; er war ein Centaur der Kunst, der Menschliches und Thierisches unmittelbar miteinander verknüpfen wollte, und nicht bedachte, daß eine solche Mißgestalt mit zwei Herzen, zwei Mägen und einer Menge von andern Widersprüchen jedem organischen Verbande geradezu widerstrebte. Was einem solchen Style bei den Menschen Eingang verschaffen konnte, war höchstens das Vergessen aller innern Wahrheit und Bedeutung des Lebens, in welcher jeder Einzelne dann einer willkürlichen, bei einer organischen Gliederung unzulässigen Laune folgen konnte. Solcher launenhaften Auswüchse finden sich denn auch in jener Zeit in überschwenglicher Menge. Das Abgeschmackteste und Lächerlichste konnte prätendiren, zu gefallen

und für schön gehalten zu werden, wenn es nur überhaupt abenteuerlich und ungeheuerlich war. Der Lieblingsaltar der jetzigen Pariser in der Kirche St. Sulpice schien gerade aus diesem Grunde der einer Seitencapelle zu sein, in welcher eine steinerne Madonna auf ungeheuer großen steinernen Wolken schwebte, mit einer Menge von vielfüßigen Engeln um sich herum, von denen jeder wieder auf seiner eigenen Wolke von Stein saß oder lag oder ritt, je nachdem er gerade Platz fand, und dieses ganze steinerne Wolkengebäude war nun durch ein von rückwärts einfallendes Licht, welches durch ein gelbes Glas recht grell hindurchschien, beleuchtet. Diese Composition, die auf's Genaueste an das Licht und die Dampfwolken einer Garküche erinnerte, sollte nun wahrscheinlich die Einbildungskraft des Pariser Volkes unmittelbar in die ätherischen Lichtregionen eines höheren Lebens versetzen, und man muß gestehen, daß diese Wolken in der That solid genug waren, um auch der schwerfälligsten Einbildungskraft noch zur Stütze dienen zu können. Wenn man diese Kirche in ihrer gänzlichen Verlassenheit von allen tieferen Gedanken, von aller symbolischen Würde, ja selbst von der lebendigen Kraft der Kunst betrachtet und dann das Aeußere der Kirche sich beschaut, so möchte man fast glauben, die Zeit selbst habe in dem langarmigen Telegraphen, den sie auf den Thürmen aufgepflanzt, eine weithin sichtbare Satyre auf jene christliche Andacht machen wollen, die einen solchen Baustyl zur Erhebung und Erbauung des Gemüthes

am erhebendsten und geeignetsten fand. Es muß eine wahre Telegraphenandacht gewesen sein, die mit den Armen gesticulirte und mit den Füßen zappelte und ihr höchstes Augenmerk darauf richtete, von Andern bemerkt und von Weitem schon in ihren Gemüthsbewegungen beobachtet zu werden, welche diese Aeußerlichkeit, diese Widersprüche, diese Flachheit in der Anordnung des ganzen Gebäudes nicht nur ohne innern Widerspruch ertragen, sondern sogar noch bewundern und anstaunen konnte.

Wenn der Mensch das Verständniß der äußern Form und des Geistes in der Kunst nicht mehr zu begreifen und zu würdigen vermag, wie wird er dann den Reichthum und die Tiefe der göttlichen Offenbarung erfassen? Wie sinnreich haben die alten Völker ihre Fabeln geordnet! Welche tiefe Gedanken und geistigen Beziehungen mit den Geheimnissen einer annoch verborgenen Wahrheit haben sie nicht dichtend und denkend in ihr Leben einzutragen gesucht! und jetzt, da des Geistes höchste Kraft, das tiefste Geheimniß des Menschenherzens durch göttliche Liebe geoffenbart wurde, jetzt dürfte uns Alles bedeutungslos, bloß äußeres Spiel einer kindischen Laune werden? Keine Säule seines Tempels war dem Aegyptier ohne tieferen Sinn und ohne höhere Bedeutung; der Schmuck des Tempels selbst mußte zur Sprache dienen, die auf das Geheimniß des Göttlichen hinwies, den Menschen zum Nachdenken und zur Betrachtung reizte. Ebenso war im Mittelalter die Baukunst ein in Stein

gegrabenes Gedicht, dem jeder Pfeiler, jede Fensterverzierung, jeder vorspringende Zacken des Gesimses zum Schriftzeichen diente, welches mit andern zu Worten, zu wohltönenden Versen, zu einem reichen, tiefsinnigen Gedichte sich verband; und ist denn der spätern Zeit aller Sinn für das Geheimniß, für die tiefere Erkenntniß göttlicher Wahrheiten entschwunden? Sind jetzt die Kirchen nicht mehr der symbolische Leib eines geistig mit Christus geeinigten Lebens? oder haben die Menschen nur die Lust und die Kraft verloren, in der göttlichen Offenbarung Sinn und Bedeutung, den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Wahrheit und des Lebens zu finden? Was kann man aber von solchen Bauwerken sagen, was sie in ihrer ganzen Construktion oder in ihren einzelnen Gliedern für eine Bedeutung haben?

Solche Formen gehören in der That einer Zeit an, die sich die bequeme Lehre ausgebildet, daß der Glaube um so verdienstlicher ist, je absurder und vernunftwidriger dasjenige ist, an was man glaubt. Welch' ein geistreicher Gedanke! Wie tief muß derjenige nachdenken über das Wesen des Christenthums, der das Verdienst des Glaubens auf diese Weise schätzen gelernt hat! Nur den einen Zweifel möchte ich von einem so tiefsinnigen Manne gelöst, ob er den christlichen Glauben vielleicht deßwegen für verdienstlich hält, weil er ihn für den absurdesten und vernunftwidrigsten von allen auszugeben gedenkt, oder ob er darum, weil die Offenbarung

durch Christus die menschliche Vernunft zu jeder höchsten Erkenntniß führt, gerade darum den Glauben an Christus für nicht mehr verdienstlich ansieht. Müssen wir denn nicht augenblicklich uns von Kamtschatka Missionäre erbitten, damit sie uns im Schamanismus unterrichten, und wir durch die Annahme desselben uns das hohe Verdienst erwerben, das Absurdeste mit unwandelbarem Glauben festzuhalten? Allerdings, wenn der Vater und der Sohn nicht von Ewigkeit Eins wären, wenn sie, wie Ormuzd und Ahriman, im ewigen Widerspruch sich gegenseitig befeindeten, dann könnte man vielleicht annehmen, daß das eine Gesetz, welches das Wort in der Offenbarung gegeben, dem andern, welches von dem Schöpfer in die Schöpfung gelegt worden, mit innerer Nothwendigkeit widersprechen müsse. Solchen Menschen muß darum die Vernunft selbst als ein Werk Ahrimans erscheinen und die ganze menschliche Natur mit allen den Kräften, die der Schöpfer in sie gelegt, nicht als eine von Christus erlöste, sondern als eine von ihm verfluchte und verdammte, der man für immer und ewig abschwören muß, wenn man Gott gefallen will. Wahrscheinlich hat darum Christus, als er um unsertwillen die menschliche Natur angenommen, die Vernunft von dieser Vereinigung ausgeschlossen. Freilich, wenn Christus, als er Mensch wurde, kein vernünftiger, sondern ein unvernünftiger werden wollte, dann hat er auch die Vernunft nicht erlöst, dann ist der der beste Nachfolger desselben, der am wenigsten

Vernunft hat, und jedes Werk ist dann um so christlicher, um so verdienstlicher, je weniger Verstand und Vernunft in demselben ist. Dann freilich muß man Kirchen bauen, die in ihrer ganzen Struktur jedem Gesetze der Kunst und der Schönheit widersprechen, jede geistige Bedeutung von sich ausschließen und, wie die Wohnungen der Menschen, bloß nach der Bequemlichkeit, nach der Mode und dem äußern Scheine sich richten. Dann muß man jeden Satz für um so Gott wohlgefälliger halten, je unsinniger er ist, und insbesonders bei dem Gebete und der Andacht darauf merken, daß man ja nicht sich zu viel dabei denkt und etwa gar einen Sinn mit seinen Worten verbindet. Ein solches Gebet wäre ja dann nicht mehr absurd und nach jener weisen Lehre auch nicht mehr verdienstlich. Wenn du ganz und gar nicht mehr verstehst, was du betest, dir bei deinen Worten nichts mehr *denken* kannst, was wirst du dann noch *fühlen* bei deinem Gebete?

Wirst du vielleicht sagen: ob ich *verstehe* oder *nicht*, was ich bete, das gilt gleich, *Gott versteht es* dennoch? Also ist dir das Gebet nicht eine Erhebung *deines* Gemüthes zu Gott, nicht ein Bestreben, durch das Gebet Gott zu verstehen immer mehr und mehr, in wie weit er sich den Menschen offenbaren kann und will! Du betest also nicht darum, weil du um dieses Verständniß der Geheimnisse Gottes bekümmert bist, und dich um Gott bekümmerst, sondern du willst eben nur durch dieß dein Gebet Gott

bemerklich machen, daß es nun eben Zeit sei für ihn, um dich sich zu bekümmern; willst nicht auf ihn merken, sondern nur ihm zu verstehen geben, daß er auf dich merken soll. Eine solche Anschauung kann allerdings auch nur geglaubt, aber unmöglich als eine wahrhaft christliche und wahrhaft vernünftige begriffen werden. Unmöglich können die Lobpreiser derselben an die letzten nothwendigen Consequenzen gedacht haben. Aber wer wird auch von ihnen verlangen, daß sie, die es überhaupt verflucht haben, mit dem consequenten Denken sich zu befassen, bei ihren Urtheilssprüchen an die Consequenzen derselben dabei denken sollen! Wäre es nicht so gar traurig, diese immer größere Oberflächlichkeit und Seichtigkeit, diesen Uebermuth des Unglaubens, der aus diesem gedankenlosen und blinden Glauben erwachsen mußte, in solcher alles überfluthenden Gewalt anwachsen zu sehen, so müßte man ein so verkehrtes Gebahren, einen so unmenschlichen Weisheitsdünkel, einen solchen mit dem Lammesfelle der Demuth sich bekleidenden Wolfessinn des Eigendünkels und Hochmuthes ungeheuer komisch und lächerlich finden.

Seitdem man auf allen Wegen des Lebens erfahren muß, daß die Menschen durch das Alter der Zeit selbst immer selbstsüchtiger, klüger und berechnender und dabei kälter und herzloser werden, seitdem hat man sich mit dem unverantwortlichsten Eigensinn darauf geworfen, die Seele und den Geist aus dem Glauben und aus der Liebe zu verbannen und nur

von dem Herzen und immer wieder von dem Herzen Glaube und Liebe zu verlangen. Jetzt, da die Menschen beinahe Alles, was sie vermögen, durch Berechnung, durch Verstand und Ueberlegung sich gewinnen müssen, da die höchste Kraft, welche der Zeit und der alternden Menschheit übrig geblieben ist, in der Rechenschaft besteht, die er über sich und die ihn umgebenden Verhältnisse zu geben vermag, jetzt sollen die Menschen d i e Kraft, mit der sie eigentlich allein noch etwas vermögen, abschwören und wegwerfen und auf ein Vermögen sich verlassen, das sie längst nicht mehr besitzen; jetzt, da die Menschheit längst die Kinderjahre verlassen und beinahe vergessen hat, wie sie zum Mannes- und Greisenalter vorgeschritten ist, jetzt verlangt man von ihr, was sie leider nicht mehr zu geben hat, den einfachen, unschuldigen Kinderglauben, und das, was sie geben könnte, reife, besonnene Ueberlegung, verschmäht man. Der Kinderglaube wird den Menschen erst dann wieder zur Wahrheit werden, wenn sie zuvor im Geiste des Christenthums wiedergeboren sind. Zu dieser Wiedergeburt aber müssen sie erst durch den Kampf gegen den Zweifel und durch den geistigen Sieg über ihn gebracht werden. Dieser Kinderglaube kann nur noch die Frucht, aber nicht die Voraussetzung einer solchen geistigen Wiedergeburt der Menschen durch das Christenthum sein. Hätten die Apostel einen solchen Kinderglauben an das heilige Evangelium bereits vorausgesetzt, so würden sie sich nicht diesen tausendfältigen Gefahren und

dem blutigen Martertode unterworfen haben, um diesen Glauben in der Menschheit zu erwecken; und so wie sie ist jeder Lehrer des Wortes berufen, die Menschen zum kindlichen Glauben zu führen, nicht aber denselben schon vorauszusetzen. Schade, daß die Erbauer des Pantheons und der dem heiligen Sulpitius zu Ehren erbauten Kirche nicht mehr am Leben sind, um mit diesen nachdenksamen Glaubensverfechtern der neuesten Zeit eine recht innige Freundschaft zu schließen; denn sie konnten den Geist der Kunst unmöglich mehr mißverstehen und durch ihre Bauten verhöhnen, als diese neuesten Verfechter der Wahrheit das Christenthum und die menschliche Natur mißkennen und in ihrer tiefsten Wahrheit verletzen. Merkwürdig bleibt es überdieß, daß die Bauten dieser Art alle einer spätern Zeit angehören, während man zu den Zeiten des heiligen Thomas und seiner Nachfolger und unmittelbaren Vorgänger, da die christliche Erkenntniß eine so hohe Stufe der Ausbildung erreicht hatte, ganz anders zu bauen verstand. Darum haben die Bauten dieser Art sich so, wie sie selber äußerlich sind und an den äußerlichen Sinn der Menschen sich anschließen, auch sogar in der guten Stadt Paris an die Außentheile derselben sich gehalten. Je mehr man dem innern und ältern Theile der Stadt sich nähert, um so mehr verschwinden auch diese äußerlichen gezierten und geschnörkelten Formen, die wie Hobelspäne von der Drehbank der Kunst gefallen sind und wie die dürren Blumen des Feldes, von denen das

Evangelium redet, um ihrer Kraft- und Saftlosigkeit willen füglich in den Ofen geworfen werden können.

Noch auf dieser Seite der Seine finden sich zwei Kirchen der älteren Zeit, in denen die Nachklänge der früheren Kunst wenigstens noch theilweise sich erhalten haben, St. Germain de Près und St. Etienne du Mont. Die erstere hat zum Theil noch byzantinische Pfeiler und Bogen, ist aber in den äußeren Theilen, und besonders in den neun Capellen des Chors, im gothischen Style ausgebaut und in den einzelnen Theilen nicht gar zu sehr von späteren Neubauten verunstaltet, so daß man wenigstens noch in der Hauptsache die erste Anlage des Ganzen durchblicken sieht. Gegenwärtig hat sich sogar der Verschönerungsgeist der Franzosen des ganzen Gebäudes erbarmt und dasselbe in seinem ganzen Umfange zu renoviren und zu restauriren begonnen. Fällt die Kirche nicht aus Gram über diese Restauration zusammen, so wird sie in wenigen Jahren in einem so bunten Schmucke prangen, daß sie sich selbst nicht mehr kennen soll. Besser erhalten ist die hart neben dem Pantheon und offenbar lange vor demselben erbaute Kirche des heiligen Stephan, welcher überdieß besonders inner der Façade und noch mehr in den daranstoßenden Thürmen ein älterer Baustyl für ihr langes Bestehen Zeugniß gibt. Dagegen hat sich aber auch an den innern hohen, frei aufstrebenden Pfeilern und Gewölben eine frühere Restauration, welche besonders die Façade beinahe ganz unkenntlich gemacht hat, auf eine nicht

besonders lobenswerthe Weise versündigt; doch war man noch so billig denkend, daß man wenigstens das Hauptschiff und die freie, hohe, luftige Halle desselben unangetastet ließ. Dagegen hat selbst die Unkenntniß des gothischen Styles in späterer Zeit bereits in einer breiten Balustrade sich kund gegeben, die das Schiff der Kirche von dem Chore trennt und mit mannigfaltig verschlungenen Bögen und Laubgewinden die regelmäßigen Formen des germanischen Styles bereits so verhüllt und verstellt hat, daß man kaum mehr die Spuren ihres ursprünglichen Gesetzes in diesen vielverschlungenen Wendungen aufzufinden vermag.

Das Hauptgebäude dieses Baustyls bleibt aber immer die Kirche von Notre-dame in der Mitte der Stadt, in dem ältesten Hauptthei le derselben, auf der Insel der Seine. Auch sie ist, wie leider die meisten gothischen Kirchen, nicht vollständig vollendet, und die beiden Thürme sind nur bis zu der Höhe fortgeführt, von welcher die durchbrochene Spitze sich erheben sollte. Auch ist der Bau derselben jedenfalls erst zuletzt begonnen worden, wie der von unten auf an der Façade angewendete Baustyl zu erkennen gibt, welcher zuerst noch in reinen gothischen Formen begonnen, dann in einer die ganze Breite der Façade gleichmäßig ausfüllenden Ballustrade von Säulchen und Bögen, die aus dem maurischen Styl in den gothischen herübergenommen wurde, fortgesetzt ist, über welche eine gleich breite, nur etwas niedrigere, zierlichere, aber gleichfalls ohne Verhältniß zum Ganzen

mit einer in das Kleinste eingehenden Zierlichkeit ausgeführte zweite Balustrade ähnlicher Art sich erhebt. Auf diese folgt dann erst die gewöhnliche mächtige Fensterrose der Façade, die aber nach Oben hin mit einem Rundbogen umgürtet ist, welcher in den beiden Seitenfenstern sich im Widerspruch mit den Giebelformen derselben gleichfalls wiederholt. Ueber dieser Mittelparthie der Façade kommt dann wieder eine gleichfalls die ganze Breite derselben ausfüllende und mit seinem Gesimse beinahe ein Drittheil der Höhe der ganzen Façade bedeckende Säulenreihe, die oben mit einer ganz geraden Linie schließt, auf welcher dann die beiden Thürme in einer breiteren Grundlage, als der Unterbau dieses sonst gestattet haben würde, noch ein Stockwerk über diesen Unterbau sich erheben. Sowie man diese zum Theil überzierliche, zum Theil von der Reinheit des germanischen Styles abweichende Ausführung, die im Einzelnen so reiche und im Ganzen doch keineswegs harmonische Eintheilung betrachtet, erkennt man augenblicklich, daß dieser Bau jener späteren Zeit angehört, in welcher man den Organismus des germanischen Styles nur noch in seinen äußerlichen Gliederungen, aber nicht mehr in seiner innern Einheit erfaßte. Die Façade gehört sichtlich ihrem größten Theile nach der Zeit des Verfalles des gothischen Baustyls an. Dagegen ist der Chor mit seinen Säulen und seiner zum Theil noch dem Rundbogenstyle angehörigen Anlage offenbar zuerst in Angriff genommen worden, und bis die zweihundert

Jahre, die über dem Bau des Ganzen verfloßen, allmählig sich zu Ende neigten, hatte auch der germanische Styl jene Reinheit, in welcher das Schiff der Kirche an den Chor angefügt und ausgeführt worden, verloren. Dieses Schiff der Kirche selbst schließt durch ein in der Breite des Mittelschiffes angelegtes Querschiff an den Chor sich an und hat unter den Thürmen zu beiden Seiten noch zwei Seitenschiffe, an welche dann vorderhalb der Thürme noch rechts und links ein drittes Seitenschiff sich anschließt, in welchem die Grundmauern der Strebepfeiler von Außen gegen das Innere der Kirche hin in Seitencapellen umgewandelt erscheinen, durch welche die Breite der ganzen Kirche im Grundriß mit dem Kreuzbalken des Querschiffes gleichlaufend erscheint. Nach Außen aber tritt dieser Kreuzbalken bei jeder Erhöhung über die drei Seitenschiffe mehr und mehr hervor, so daß hier die vollständige Gliederung der durchgeführten Kreuzform vollkommen sichtbar wird. Durch diese Dreizahl der Seitenschiffe wird dann nach Innen noch eine weitere Gliederung des Mittelschiffes sichtbar, indem nemlich das erste Seitenschiff auf jeder Seite, welches mit den beiden andern von gleicher Höhe ist, noch ein vollständig, mit Ausnahme des Kreuzbalkens, durch die ganze Länge der Kirche fortgeführtes Seitenschiff von gleicher Breite und Höhe über sich hat, durch welches dann nach Außen hin das Verhältniß des Daches des Mittelschiffes zu dem sonst zu breiten und zu weit abstehenden Dache der Seitenschiffe durch ein

mittleres Verhältniß übergeleitet wird, so daß jetzt die Strebepfeiler, von Außen in zweifacher Erhöhung ansteigend, an die Seitenwände des Mittelschiffes sich anschließen. Nach Innen entsteht aber so eine dreifache Gliederung als wie nach Außen, indem nach Unten hin die starken Bogen der Grundpfeiler das Mittelschiff mit den Seitenschiffen verbinden, über diesen die leichten und zierlichen Bogen des Lettners sich erbauen, welche dann die unteren breiteren und massenhafteren Verhältnisse mit den reich gegliederten Fensterbogen, die über dem Lettner sich erheben, vermitteln. Durch diese Anordnung erhält das Ganze von Innen eine schöne Gliederung; es stufen die einzelnen Theile in Mittel-Gliedern organisch sich ab; Anmuth und Würde, Zierlichkeit im Einzelnen und Majestät und Herrlichkeit im Ganzen verbinden sich auf harmonische Weise miteinander, und so wird der Eindruck, den das Ganze machen muß, ein erhebender, allseitig befriedigender, der das Gemüth mit Kraft und Leichtigkeit erfüllt und in sich harmonisch beruhigt. Ehrfurcht vor der Majestät der Nähe des Heiligthums und freier Aufschwung des begeisterten, liebenden Gemüthes verbinden, tragen und heben sich gegenseitig, wenn das rechte Verständniß der Bedeutung des Ganzen in dem sinnenden Gemüthe wie eine Blüthe im schlummernden Boden erwacht. Die Ehrfurcht, die dem Höchsten gebührt, und die Freude des Gemüthes, die in der Erkenntniß seiner Liebe fröhlich sich aufschwingt, sind, wie in jenem Bilde Raphaels, in welchem der

kleine Johannes vor dem Jesuskinde steht, den Fuß zum Knieen gebogen, die Arme zum Umfangen ausgebreitet, auf eine liebliche Weise miteinander vereinigt.

Weniger regelmäßig ist St. Gervais, in der Nähe der Insel und des Stadthauses, gleichfalls noch im Innern vorherrschend den Charakter des germanischen Styles ausprägend, erbaut. Besonders hat die Façade sich die Umgestaltung und Ungestalt der späteren Renaissance gefallen lassen müssen, und die griechischen Säulen und Giebelfelder des Portals und der Fronte stehen neben den gothischen Bogen des Ganzen wie etwa ein Pariserhut neben einer römischen Toga. Auch im Innern hat sich manches Ungehörige in einzelnen unregelmäßigen Erweiterungen und Nebenbauten eingetragen, so daß das Ganze keinen einfachen, regelmäßigen Totaleindruck machen kann.

Mehr ist dieß der Fall in der Kirche St. Eustache, welche besonders im Innern noch ziemlich wohl erhalten ist und nur hie und da in einzelnen Gewölben und Bogen Ungehöriges erdulden mußte, durch welches aber der Totaleindruck einer hohen, freien germanischen Tempelhalle weniger gestört wird. Mit Vergnügen gehorcht das Auge dem Rufe der schlanken Säulen, ihrem Streben nach Oben zu folgen; es erweitert sich das Gemüth in diesen freien, hohen Räumen, die überall in's Unendliche zu streben scheinen und sich doch wieder in schönen und ebenmäßigen Verhältnissen begrenzen, sich gegenseitig

heben und tragen. Nur von Außen hat sich der Alles beschnuffelnde Ungeschmack an die Façade und an die Strebepfeiler gemacht, hat die Fenster verunstaltet und die Schneckenlinien und muschelförmigen Windungen eines späteren Insektengeschmackes an die hohen Mauern und Pfeiler hingeklekst.

Dagegen ist die alte, in der Nähe des Louvre stehende Kirche von St. Germain L'auxerrois auch in ihrer Façade noch der ersten Anlage treu geblieben, obwohl dieselbe bereits durch manche gesuchte Verzierung, durch die breitere, mit dem Ganzen in keiner näheren Verbindung stehende Vorhalle selbst schon wieder auf eine spätere, in ihren Bildungen mehr der Aeußerlichkeit verfallene Zeit hinweist. Auch läßt sich in dem Grundriß der ganzen Kirche, besonders in dem Chore, durchaus keine organische Gliederung mehr erkennen, vielmehr herrscht in den Seitencapellen des Chores eine so grenzenlose Willkür, eine solche Verschiebung aller Verhältnisse und Winkel, eine solche Ungleichheit aller einzelnen Linien, daß es eine förmliche Verläugnung aller Vernunft wäre, in denselben noch einen regelmäßigen, von der innern Einheit des Ganzen bestimmten Plan suchen zu wollen. Dagegen sieht sich die Façade, besonders von der Säulenhalle des Louvre aus gesehen, so eigenthümlich geheimnißvoll und bedeutsam an, daß man unwillkürlich an ein wunderbares Reich voll mystischer Beziehungen, an einen geheimnißvollen Garten eines verborgenen Seelenlebens

gemahnt wird, in welchem selbst die Steine zu wundersamen Blumen aufgeblüht sind. Von dieser Mystik der kirchlichen Andacht scheinen aber die Pariser nicht sonderlich angesprochen zu werden; denn nie noch hatte ich in dieser Kirche, an der wir so oft vorübergingen, mehr als ein paar Menschen antreffen können, und auch diese hatten sich wieder in eine Seitencapelle des linken Seitenschiffes, welche ganz und gar von der Kirche abgeschlossen war, zurückgezogen, um dort ihre eigene und specielle Andacht und die Privatverdienste ihres Gebetseifers, damit sie nicht etwa in der großen Kirche verloren gehen möchten, zu deponiren. Einen ähnlichen Zug der Andächtigen, in Nebencapellen sich zurückzuziehen, konnte man in allen Kirchen, so viele man deren besuchte, wahrnehmen.

Es scheint auch hier, und vielleicht hier noch mehr als anderswo, sind die sich selbst so nennenden Frommen und Andächtigen gleichfalls auf die liebenswürdige Meinung gekommen, die übrige sündhafte Gemeinde sei nicht werth, mit gleicher brüderlicher Liebe in den Herzen der Gläubigen und in den Gotteshäusern der Gemeinden eingeschlossen zu werden; die ausnehmende Gottwohlgefälligkeit des auserwählten Volkes dürfe sich nicht mischen mit der räudigen Heerde, und wahrhaft katholisch oder allgemein kirchlich gesinnt sei derjenige, der von der großen Gemeinschaft sich wieder absondere, um in besonderer Weise und in selbstgewählten Formen Gott nicht mit den Andern, sondern für sich zu dienen. Das Gefühl der großen

Lebensgemeinschaft aller Gläubigen in der Kirche ist immer mehr und mehr dem Volke fremd geworden; das klein und eng gewordene Gemüth vermag den weiten Bau des Ganzen nicht mehr zu fassen, schließt von dem Ganzen sich ab und zieht in seine eigene Beschränktheit sich zurück. In dieser Beschränktheit wählt es sich ein Stück aus dem Ganzen heraus und beurtheilt das Ganze und jeden Einzelnen nach diesem Stücke, erhebt dieses Stück nach eigenem Wohlgefallen zum Maßstab des Ganzen und wird gerade dadurch immer noch engherziger und beschränkter, noch verfolgungssüchtiger und liebloser. Wie das Gemüth in jener alten Zeit in dem Reichthum seiner Kraft und Begeisterung in's Unendliche sich zu erheben und zu erweitern und mit dieser allumfassenden Glaubens- und Liebeskraft Alles zu durchdringen und zu beleben und zum Symbol des geistigen Lebens umzuwandeln versuchte, so daß selbst der Stein von dem Hauche des Geistes Odem empfing und wie im Verständnisse höherer Geheimnisse zur symbolischen, deutungsvollen Blume aufblühte; so hat dagegen die gedanken- und gemüthlose Zeit der modernen Selbstsucht auch auf dem Gebiete des religiösen Lebens die geheimnißvollen Blüthen des früheren Seelenreichthums zerpflückt und die Blumen des Geistes wieder zu Steinen verhärtet, mit denen der pharisäische Sinn seine Verdammungsurtheile so gerne vollstrecken mag. Ein solcher Blick auf die Armuth der Zeit macht aber in dem Maße trauriger und wehmüthiger, je mehr eine solche Um-

gebung der freudig blühenden Erinnerung der Vergangenheit das innere Vertrauen weckt und erhebt und die Freude an einem Glauben steigert, der Alles mit dem Odem eines höheren Lebens anhaucht und durchdringt, der selbst den Stein lehrt in andächtiger Freude aufspringen, wie eine Opferflamme in der Säule zur Höhe zu streben und sich wieder wie ein weiches Band um die menschliche Empfindung zu schlingen, um es immer weiter und weiter in die verborgenen Geheimnisse dieses Lebens hineinzuziehen. Es liebten sich die Alten das gemeinschaftliche und allgemeine Leben vor Allem in der Religion und Kirche, weil ein tiefes Gefühl der allerlösenden Kraft des Christenthumes sie zu seinen Gnadenschätzen zog; die Neueren aber fürchten und fliehen es, weil sie das Allgemeine, die allerlösende Kraft des Christenthumes selber nicht mehr erkennen, in unfruchtbarer Eitelkeit und Eigenliebe sich allein immer von dem allgemeinen Verderben ausgenommen wähnen, und ohne Rückblick auf die natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen durch specielle Wunder der göttlichen Gnade und nicht durch innere Lebensentfaltung unter der Mitwirkung dieser Gnade mit eigenen Kräften erlangen wollen. Sie glauben so zu sagen nur noch an einen künftigen Erlöser, wie die Juden, nicht aber an einen lebendigen, ewig gegenwärtigen; vertrösten sich mit all ihrer Sehnsucht auf eine zukünftige, plötzliche, wunderbare Erleuchtung, während sie alle die natürlichen Mittel verschmähen, durch welche Gott die Menschen durch

ihre natürliche Thätigkeit zur übernatürlichen Kraft geleiten will. Sie vergessen, daß Gott ein Gott der Lebendigen und nicht der Todten ist, daß Christus kein bloßer Bußprediger, Wunderthäter und Prophet, sondern der Sohn des lebendigen Gottes ist, der nur durch das Leben, das in uns selbst erwacht, sich wahrhaft in uns bezeugt; vergessen, daß das Leben das Licht der Menschen ist, und daß der Mensch das auch in der Ewigkeit nicht erreichen kann, wovon er mit freiem Willen nicht in der Zeit schon den Anfang des Lebens in sich aufgenommen. Wenn das Wort spricht, so wird Alles, was da ist, wo aber nichts wird in uns, da hat auch das Wort Gottes nicht gesprochen. Viele möchten gerne mit den drei auserwählten Aposteln die Herrlichkeit des Herrn auf Tabor sehen, aber den Berg hinanzusteigen, zuerst die eigene Kraft auszubilden, die Höhe menschlicher Erkenntniß zu ersteigen, das ist ihnen zu beschwerlich. Der Heiland soll sie durch ein Wunder ihrer Unwissenheit und geistigen Trägheit entkleiden, sie mit Gewalt in die Lüfte entführen und dann auf Tabor niedersetzen, so daß sie nicht erst den langen und beschwerlichen Weg hinaufzusteigen brauchten, sondern gleich unmittelbar mitten in die Herrlichkeit und das Wunder der Allmacht versetzt würden. Dieser Tiefsinn der ältern Zeit, dieser bittere Kampf der Seele, wie ihn Suso gestritten, das Ringen des Geistes, wie es Thomas und Bonaventura gerungen, ist ihnen zu beschwerlich; ja alle diese tiefsinnigen Gefühle und Betrachtungen scheinen

dieser neumodischen Andacht und Frömmigkeit sogar gefährlich, weil man ja dabei gar leicht des rechten Weges verfehlen, gar leicht in Irrthümer verfallen könne. Aber wo hat der Mensch je etwas gewonnen, ohne zuvor etwas gewagt zu haben? Wer Alles und das Höchste gewinnen will, der muß auch Alles und das Höchste daransetzen. Diese Scheu vor der Ausbildung natürlicher Kräfte ist nichts Anderes, als ein inneres Mißtrauen gegen Gott und seine Verheißungen, gegen die Kraft der Wahrheit und den Beistand des Erlösers und des Geistes. Darum liebt man auch in diesem vermeintlichen Umgang mit Gott meistens nur sich und nicht das Göttliche, nicht das Gemüth will sich erheben zu Gott, nicht der Geist will das Unendliche ahnen, fassen und schauen lernen, sondern bloß Gott soll sich bequemen, zu den Menschen herabzukommen, sich ihren Wünschen, Vorstellungen, beschränkten Begriffen zu fügen. Er darf es ja nicht wagen, mehr sein zu wollen, als die hundertjährigen Definitionen von ihm aussagen, wenn Er nicht wie weiland selbst als Neuerer und Ketzer aus der Gemeinschaft dieser von der Schule statt von dem Leben und der Wahrheit in Erkenntniß Gottes unterrichteten Gesetzesmenschen ausgeschlossen werden soll.

Darum haben sie auch die Kirchen zu Prachtsalons umgewandelt, in welchen sie dem lieben Gott Staatsvisiten machen, oder vielmehr ihn zu ihrer Unterhaltung auf eine Stunde zu sich bitten lassen, um sich nach ihrem Gefallen über die Politik, über die

Gegenstände der Eitelkeit, über die Sünden des Nebenmenschen mit ihm zu unterhalten. In dem Bewußtsein, daß er ihre Galanterie respectirt und von ihrem Benehmen, von ihrem Anstand und von ihrer Artigkeit entzückt ist, empfehlen sie ihm dann hie und da einen guten Freund, oder bitten in einem Anfalle gutmüthiger Laune, weil sie voraussetzen, daß Gott sich dadurch geehrt und geschmeichelt fühle, auch wohl gar für die verkehrten und bösen Menschen, daß der liebe Gott sie bessern und so artig und so fromm machen wolle, wie sie selber sind. An eine solche Andachtsweise wird man unwillkürlich in den neuesten Kirchen der Stadt Paris erinnert, die in der That mehr das Ansehen von Staatszimmern und Prachtgemächern als von Kirchen haben, und die wohl auch aus diesem Grunde von den guten Pariserinnen lieber als die alten, fremden, mystischen, gothischen Kirchen gesucht werden. Willst du in Paris überhaupt in einer Kirche Menschen finden, oder Menschinnen vielmehr, denn die Männer lassen sich nur höchst selten auf dem Kirchwege betreffen, so mußt du nach Notre-dame de victoire oder in die Loretto-Kirche oder nach St. Madelaine dich um die Zeit, die ein gewöhnlicher Mensch für die Mittagszeit halten würde, verfügen, da wirst du in diesen auserwählten Kirchen der schönen Welt sicher Personen von distinguirter Andacht treffen.

Besonders ist die Loretto-Kirche ein ächter Prunksaal, über und über verziert und geputzt und

wie zum Balle geschmückt, so daß eine Seele, die längst verlernt hat, in sich selber hineinzuschauen, wenigstens ohne den guten Ton zu verletzen, mit Wohlgefallen nach Außen blicken kann; denn Alles hat den Ton der gebildeten und galanten Welt, ist zierlich und nobel zugleich, und keine Dame von dem feinsten Anstand darf sich schämen, in diesen Salon einzutreten. Da kann man dem lieben Gott denn doch auch auf eine anständige Weise dienen, und ist nicht genöthigt, in tiefsinnigen Betrachtungen erst die Eitelkeit, Oberflächlichkeit und den äußern Glanz der Welt zu vergessen, sondern kann aus dem schöngebundenen Gebetbuch mit den zierlichsten Phrasen ihn begrüßen und die ausgewähltesten Redensarten wie schön gewundene Blumenbouquete auf seinen Altären als duftende Opfergabe niederlegen.

Noch schöner und prächtiger beinahe sieht das Innere von St. Madelaine aus; aber es ist doch für eine so hoch und fein gebildete Andacht schon beinahe zu großartig und auch wieder in seinen architektonischen Verhältnissen zu einfach, als daß der süße Styl der neuesten Andachtsbücher so ganz und gar dazu passen könnte. Zwar wenn man diese Kirche von Außen ansieht, hat man auch nicht die leiseste Vermuthung, daß sich auch nur so viel kirchliche Einfachheit oder überhaupt nur irgend etwas, was eine christliche Kirche vorstellen soll, im Innern fände. Wenn du nämlich die Rue royale hinaufwandelst, findest du dich auf einmal auf einem großen, freien Platze, in dessen Mitte

du ein Gebäude im ächt griechischen Geschmacke, einen von einer jonischen Säule umgebenen Peripteros vor dir stehen siehst, so daß du fast glauben möchtest, die griechischen Götter hätten sich hier testamentarisch noch einen Tempel ausbedungen, und der alte, wolkenerschütternde Zeus werde hier von einer großen Volksmenge noch verehrt. Sowie du aber durch die scheinbar immer geschlossenen Pforten eintrittst, siehst du zu deinem Erstaunen, daß das eine christliche Kirche sein soll, und vergeblich strengst du deine Gedanken an, um dir den Zweck klar zu machen, warum man in dieses fremdartige Gehäuse die christlichen Altäre gesteckt. Wahrscheinlich ist nur das Eine, daß eine vollständige Unkenntniß der Bedeutung der einzelnen Kunstformen bloß um der Abwechslung willen sich gerade diese Form gefallen ließ, weil für den Unverstand eben doch keine Form eine vernünftige Bedeutung hat, und es für ihn folglich ganz gleich ist, welche von den vorhandenen Formen er mit eigensinniger Laune und kindischer Veränderungsliebe sich aus dem Bestehenden herausnimmt. Anfangs freilich war der griechische Tempel auch wieder das Symbol jenes Cultus, für den er erbaut war. Wie der Sinn der Griechen überhaupt der Natur und ihren Kräften aufgeschlossen war, so öffneten sich auch ihre Tempel nach Außen in freien Säulenhallen, um dem Lichte und der Schönheit den Zutritt zu gestatten; darum war die Säule, in mathematischen Verhältnissen die Gesetze der Schönheit nachbildend, der Mittelpunkt des griechischen Tempelge-

bäudes, und stand nach Außen, weil der Mittelpunkt des griechischen Cultus selbst in der Schönheit des äußern Lebens, durch die er den Mangel objektiver Offenbarung zu verhüllen bemüht war, bestand.

Diese Tempelform in ihrer ganzen Aeußerlichkeit auf den christlichen Cultus überzutragen, ist nur jenem oberflächlichen Sinne möglich, der von der Beziehung der Kirche zu dem Cultus durchaus keine Ahnung hat. Im Innern ist aber dieser Bau, mit dem die allerneueste Zeit, die in der Anbetung des Römerthums versunkene Kaiserzeit, sich ein Denkmal des gänzlichen Mangels religiösen Tiefsinns gesetzt, und der von Außen nur für einen alten Heidentempel oder für ein allerneuestes Theater gehalten werden kann, wieder den byzantinischen Formen angenähert, und würde, wenn eine Gliederung in diesen gleichmäßig fortlaufenden Wänden ausführbar gewesen wäre, und wenn nicht die Säulen und Giebelformen der Altäre den einfachen und würdigen Eindruck des Rundbogens stören müßten, den Eindruck einer alten reichen byzantinischen Tempelhalle machen. Nachdem wir so den letzten Absprung von der Bedeutung eines christlichen Tempelgebäudes in der Magdalenenkirche uns noch mitangesehen, war im Grunde Alles, was Paris aus der früheren und späteren Zeit an religiösen Denkmalen bieten konnte, in seinen Hauptformen gemustert, und was wir sonst im Vorbeigehen noch von einzelnen Kirchen gesehen hatten, das gehörte eben auch wieder einer von diesen Hauptformen an, die in Notre-dame,

Val de Grâce, St. Sulpice und St. Madelaine ausgebildet waren, nur daß zwischen hinein eine größere oder geringere Verunstaltung älterer Formen, irgend eine mittlere Uebergangsform von der gothischen zur neuitalienischen, von dieser zur französischen Bauart in einzelnen unbedeutenderen Eigenheiten sich vorfand. Mit der Magdalenenkirche aber war die Eigenthümlichkeit eines jeden Baustyls und selbst die Geschmacklosigkeit der französischen Zopfperiode untergegangen. Nicht einmal im Barocken war mehr eine Originalität zu finden. Die selbstständige Erfindung schien gänzlich erloschen, und bloß die Nachahmung einer auf uns am Wenigsten mehr anwendbaren Vergangenheit war jener Uebergangszeit als einzige Verlassenschaft noch übrig geblieben. Die Vergangenheit hatte ausgelebt, und die neue Entwicklung war noch nicht zum selbstständigen Leben erwacht.

Paris, den 7. Sept.

XII. Tag.

Ausflug nach St. Denis. Mystik des mittelalterlichen Baustyls. Mystik der Menschenseele. Die alle Zeiten beseligende Wahrheit des Christenthums. Die unbefleckte Empfängniß der seligsten Jungfrau. Erlösung der Seele von ihrem dunklen Drange durch den Geist. Das verkannte Seelenleben in der sinnlichen Ueppigkeit der Tage Ludwigs XIV. Moderne Erziehung. Die Verzierungen des Schlosses zu Versailles. Gegenwärtige Einrichtung desselben.

Wenn man Zeit hat, sich auch in der Umgegend von Paris ein wenig umzusehen, so sollte man sich schon um des Gegensatzes willen die alte gothische Kirche von St. Denis und das Schloß von Versailles an Einem Tage beschauen. Der Gegensatz, welcher in den einzelnen Kirchen von Paris zwischen dem Mittel-

alter und der neuern Zeit sichtbar wird, tritt dann in seiner vollen Entschiedenheit nur um so deutlicher und darum auch um so erkennbarer vor die vergleichende Betrachtung. Wir sehen zwei Zeiten hart nebeneinander gerückt, die in ihrer ganzen Entwicklung eine direkt entgegengesetzte Bahn eingeschlagen. Das Zeitalter der Frömmigkeit, in dem die Einbildungskraft des Menschen lediglich auf ein inneres, seelisches Leben und Schauen gerichtet war, und das Zeitalter der Ueppigkeit, in welchem eben diese Einbildungskraft vollkommen in der höchsten Aeußerlichkeit eines ausgelassenen Sinnenlebens sich verloren hatte. In einer Stunde gelangt man von den Barrièren der Stadt nach St. Denis. Eine ziemlich einförmige, von einer breiten, vielbefahrenen Strasse durchschnittene Ebene führt dich zu der alten, von ihrer ehemaligen Herrlichkeit gänzlich herabgesunkenen Stadt; nur wenig Interessantes zieht die Seele von der Erwartung, im Anschauen eines großartigen Ueberrestes vergangener Zeiten sich zu erfreuen, ab; die alte Kirche steht so zu sagen einsam und verlassen in einer menschenleeren Oede; denn die Menschen und die Zeiten sind von ihr abgefallen und kümmern sich nur wenig um die Pracht und Herrlichkeit des verlassenen Gotteshauses. Wir kamen ziemlich früh am Morgen bei demselben an und fanden zwar die Pforten geöffnet, aber Niemand, der dort aus- und eingehen wollte. Kaum bemerkbar in diesen hohen, weiten Hallen wandelten wir still durch ihren heiligen Ernst und verloren uns

gegenseitig wieder in den weitläufigen Säulengängen, so daß Jeder wieder einsam, seinen eigenen Gedanken und Gefühlen hingegeben, in dieser feierlichen Morgenstille durch die geheiligten Räume wandern konnte. Von dem Chore her grüßten die farbigen Lichtstrahlen und streiften in glänzenden Linien durch die Kirche, gleichsam als ob sie nach Menschenherzen sich umsehen wollten, um sie mit heiliger Gluth der Andacht zu entzünden. So oft ich auch schon so manche alte gothische Kirche besucht, so gewöhnt so zu sagen das Auge bereits an diese Bogen und Säulen und an die reichen und mächtigen Formen der gothischen Architektur ist, so macht doch jede immer wieder den gleichen mächtigen Eindruck. An diesen unaufhaltsam emporstrebenden Säulen steigen die Gedanken immer wieder, wie durch eine äußere Kraft getragen, in die Höhe; wie wenn im Herzen ein klarer Bronnen sein frisches Wasser gleich einem kräftigen Springquell in die Höhe treibt, so daß die schlanke Wassersäule in ursprünglicher Macht ihres innersten Wesens zum Himmel emporzusteigen scheint, so strömt beim Anblick dieser Säulen aus der innersten Tiefe des Gemüthes der Gedanke mit höherer nach Oben sich emporschwingender Kraft hervor und pfeilert sich in dieser innern Lebenskraft himmelan, um die weiten Gewölbe höherer Betrachtung der Offenbarung und der Natur auf seinem Haupte zu tragen. Es ist Alles so einfach, so durchsichtig klar wie Krystall oder wie die reine Quelle, was dem Auge in diesen reichen Formen begegnet. Sowie du ein einziges Glied

des großen Ganzen verstehst, so ordnet sich alles Andere in den einfachsten Linien und Gesetzen einer vollkommenen Krystallgestalt um diesen gewonnenen Mittelpunkt herum. Der vergleichende Gedanke kann so zu sagen von jedem Punkte aus jede Linie des reichen Ganzen erkennen und, was er nicht mit dem sinnlichen Auge schaut, leicht durch die Harmonie des Ganzen ergänzen. Ich kann darum in einer solchen Kirche nur selten dem Drange widerstehen, wenigstens einige Linien und Abstände der Säulen mit Schritten zu messen und darnach die Länge und Breite und die Verhältnisse der einzelnen Glieder des Grundrisses im leichten Entwurfe mir aufzuzeichnen. Es ist ein allzu wohlthuendes Gefühl für den ordnenden Menschengeist, so ein reiches Ganzes mit wenigen Zügen beherrschen zu können. Die Abstände von ein paar Säulen und die einfachen Zahlen der in die Breite und Länge der Kirche sich vertheilenden Säulenreihen machen dich so zu sagen zum geistigen Beherrscher eines Werkes, an dem vielleicht ein Jahrhundert gearbeitet.

Auch hier hatte ich, in dieser stillen Einsamkeit von Niemand bemerkt und von Niemand gestört, in einer Ecke der Kirche die paar leichten Vermessungen vorgenommen, die mir eine einfache Ueberschau über den Grundriß des Ganzen ermitteln sollten, und, von dem Portale vorwärts schreitend bis zu den vollkommen ausgebildeten Kreuzbalken, fand ich auch überall das krystallinische Gesetz des gothischen Baustyls in allen einzelnen Gliedern bestätigt. Am Chore ange-

kommen aber fand ich, daß der Meister hier mit einem Male von der gleichmäßigen Durchführung des Einen Grundgesetzes abgewichen war. Die erste Säule des Chorgewölbes war gleich um mehrere Schritte weiter gegen die mittlere Durchschnittslinie hereingerückt; die ihr entsprechende äußere aber war, wie das fortlaufende Seitenschiff, unverhältnißmäßig erweitert um ebenso viele Schritte nach Außen geschoben, und in derselben Weise waren alle Säulen auf dieser einen Seite des Chores aus dem regelmäßigen Verhältnisse herausgetreten, so daß ich nun mit der lebhaftesten Begierde, den Grund dieser sonderbaren Verstellung aufzufinden, auf die andere Seite des Chores eilte, indem ich mich der Vermuthung hingab, daß vielleicht auf der entgegengesetzten Seite etwa das umgekehrte Verhältniß stattfinden möchte, so daß die innern Säulen des Gewölbes mehr nach Außen gerückt wären, wodurch dann der ganze Grundriß ein nach der rechten Seite hin von der geraden Linie abweichendes, in einem leichten Winkel gegen den Kreuzbalken hin sich neigendes Verhältniß erhalten haben würde. Ein solches Verhältniß wäre der mystischen Richtung des Mittelalters jedenfalls nicht zuwider gewesen, weil sie durch dasselbe die Neigung des Hauptes des gekreuzigten Heilandes bei seinem Verscheiden anzudeuten gesucht haben würde.

Solche mystische Andeutungen aber liebte gerade die ältere Kunst, die in allem Einzelnen, sogar, im geraden Gegensatze mit unserer Zeit, Sinn und Bedeutung suchte und auch das Aeußerlichste noch zu

einem mystischen Fingerzeige auf ein inneres geheimnißvolles Leben zu machen wußte. So wenn du im Cölner Dom außen an den hohen Galerien des Daches dich herumführen läßt, wirst du wahrnehmen, daß alle nördlichen Pfeiler und Bogen und Thürmchen viel einfacher und kunstloser erscheinen, als die entgegenstehenden Glieder der Südseite, weil der Meister den ganzen Bau wie eine geheimnißvolle Pflanze sich dachte, die an den Gluthen der Mittagssonne reifer und voller aufgeblüht, als an der kälteren, lichtloseren Nordseite. Diese Vermuthung aber, eine von jenen Kirchen zu sehen, die durch die Neigung des Chores mystisch die Stelle, wo in der Kirche das Haupt des für die Menschheit sterbenden Erlösers am Kreuze geruht, hinzuweisen suche, fand sich in dem alten Dome von St. Denis nicht bestätigt, vielmehr waren auch auf der entgegengesetzten Seite des Chores die innern Säulen des Chorgewölbes mehr gegen die Mitte gerückt. Dagegen aber fand ich bei näherer Betrachtung um die ganze Rundung des Chores eine Reihe von kleineren Säulen eingefügt, denen durch diese eigenthümliche Versetzung der Hauptsäulen in ihrer Lage nach Außen und Innen offenbar Raum gemacht worden war, und die nun, wie eine königliche Krone das Haupt der Kirche, den Chor vor allen übrigen Theilen des Kirchenschiffes mit reicherer Gliederung schmückten. So oft ich mir auch diese eigenthümliche Neuerung und reichere Gliederung in dem Chore der Kirche von St. Denis besah, konnte ich mir immer nur diese Eine Erklärung einer mystischen

Hindeutung auf die Krone des Heilandes, die sein Haupt in seinem Leiden und seiner Herrlichkeit umgeben soll, als Grund dieser Anordnung denken, und hatte der Meister vielleicht wirklich eine andere Idee dabei im Auge gehabt, so lag doch wenigstens auch diese Anschauung nahe genug und war dem Geiste des Mittelalters gewiß nicht widerstrebend. Alle Geheimnisse der Kunst aber zu enträthseln, ihren tiefen, oft wie auf höherer Eingebung beruhenden Sinn nach allen Seiten zu deuten, wird wohl bei keinem wahren Kunstwerke vollkommen gelingen. Die Jahrhunderte der Menschengeschichte sind eben mit all ihren Tausenden und Millionen von sinnenden und denkenden Menschenseelen nur die Zeichendeuter des in seiner ganzen Tiefe nie auszuschöpfenden Geheimnisses des Lebens. Wenn der Mensch nur sich selber und den tiefsten Grund seiner eigenen Seele je in der Zeit ganz erschöpfen könnte, würde er dann nicht mit dem Momente der Erschöpfung auch vollkommen erschöpft und der wahren Kraft und Freude des Lebens verlustig sein?

Wie vor einer wunderbaren Blume steht der Mensch vor dem eigenen Herzen und blickt in seinen geheimnißvollen Kelch, aus dem duftend das Geheimniß ihn anhaucht. Wie über einen stillen See, der zwischen dunkeln Wäldern und Hügeln hin in die blauen Berge sich verliert und zuletzt vor dem Blicke im unendlichen blauen Aether verschwindet, so blickt der Mensch über den ruhigen Spiegel der Seele hin; immer weiter und weiter dehnt die Ferne sich aus,

immer höher steigen die Ufer, und wie die Gegenwart nahe und scharf vor dem Blicke sich abgrenzt, werden dagegen die entfernten Wälder und Hügel immer tiefer in den blauen Duft der Unendlichkeit sich tauchen, bis endlich in allmähligen Uebergängen das Endliche und Bestimmte mit dem Unendlichen in Eins zerfließt. Dieser Stufenleiter der Harmonie aber folgt die Sehnsucht der Seele mit beschwingter Phantasie; es zieht sie, von dem Endlichen aus in die blaue Ferne zu ziehen und, an der Stufenleiter der Zeit emporsteigend, das Haupt in die Ahnung eines unendlichen Lebens zu tauchen. Selbst eine geheimnißvolle Blume, blüht so die Natur in jeder schönen Fernsicht vor dir auf, und du schaust ahnungsvoll in ihren dunkeln Kelch, und die Seele berauscht sich mit Lust an dem duftigen Geheimniß der Unendlichkeit, das aus seiner Tiefe dich anweht. Ein anderes Mal aber klimmt dann auch der Geist wieder empor an den steilen Wänden des abstrakten Gedankens und steigt mühsam zur freien Höhe einer von den Niederungen des täglichen Lebens unbeschränkten Erkenntniß hinauf; dann steht er wie auf einem fernen, hohen Gebirg und schaut in ein weites, sonniges und unermeßliches Reich. Wo er auch hinblicken mag, ist Licht, Kraft und Unermeßlichkeit überall. Wie mächtige Gebirge streben vor ihm die Kräfte des Geistes empor; wie tiefe, blaue Seen blicken die dunkeln, halbdurchsichtigen Ahnungen der Seele zu ihm herauf; wie fernhin glänzende silberne Ströme ziehen die menschlichen Thätigkeiten und Bestrebungen

durch die Länder und Zeiten; ganz oben aber auf seinen Höhen grüßt ihn noch manches sonnige, grüne Thal mit dunkeln, rauschenden Wäldern, mit lispelnden Quellen und duftigen Auen; weiterhin aber thürmen die Städte der Menschen sich auf, und von ihrer Höhe rauschen die Quellen hinab, um den Segen des Erhabenen zu den Niederungen hinzutragen. Ueber dem Allem aber steht der Mensch und fühlt in einem also geheiligten Anschauen die höchste, reichste und heiligste Quelle des Lebens im eigenen Geiste sprudelnd, wenn er liebend das Höchste zu umarmen und gleich den Quellen des Berges den Reichthum und Segen seiner Liebe zu allen Menschen zu tragen, im tief innersten Grunde seines Lebens sich sehnt. Ueber all dieser Herrlichkeit und Unendlichkeit steht der liebende Geist, in dem dieß Alles erst, wie die Welt im Glanze der Sonne, in seiner wahren Herrlichkeit sichtbar wird. Je tiefer der Mensch hineinschaut in diesen tiefsten Lebensquell des Lieben-könnens, um so unendlicher wogt all dieses reiche Leben in ihm, und wie er hineinblickt in dieses Bild der Gottähnlichkeit in der Menschennatur, so blickt aus dem Auge dieser Liebe eine andere höhere Liebe ihn an, die des Erlösers der ganzen Menschheit, der liebend für sie Mensch geworden, und in dieser Liebe die göttliche Natur in die menschliche eingetragen. In dieser menschgewordenen Gottesliebe hat die ganze Unendlichkeit ihren geistigen Mittelpunkt, ist nicht mehr bloß ein Unerfaßbares, Unerschöpfliches, Unendliches, das ewig unbegreifbar

und unerreichbar außer uns liegt, sondern zugleich auch ein uns Nahes, in unserer Freiheit und persönlichen Lebenskraft Erfaßbares. Diese Liebe ist die innere Lebenssonne, die allen Kräften der geistigen Natur erst ihr Ziel, ihre Bedeutung und ihre höhere Weihe verleiht. Das Unendliche ist nun ein Einfaches, in einem uns faßbaren Punkte Begreifliches, und wir können, wenn auch nicht dem Sein nach, doch in der Liebe mit dem Unendlichen und Göttlichen Eins werden.

Eine höhere Offenbarung Gottes und eine höhere Kraft und Vollendung im Menschen kann es nicht geben, als die, welche in der Liebe liegt. Darum ist die Offenbarung, die Christus uns gegeben, die höchste, einzig wahre und wahrhaft göttliche Offenbarung, welche alle Kräfte der Menschheit löst, frei macht und vollendet. Nur der Unverstand und die Mißkennung der rechten und tieferen Bedeutung des Christenthums kann von einer Religion des Geistes reden, die mit der Zeit an die Stelle des Christenthums treten müsse. Wo kann der Geist eine höhere Religion erfassen, als die, welche in der höchsten Kraft der geistigen Freiheit, in der Liebe liegt? Woher haben Verstand und Vernunft in dem Menschen ihre Kraft und Weihe, wenn sie dieselbe nicht aus der Liebe empfangen? Eine geistigere Auffassung des Christenthums, als die von den meisten Verkündigern desselben in den letzten Jahrhunderten festgehaltene, mag allerdings gewünscht und ersehnt werden von Vielen, und diese wird auch nicht über die rechte Zeit auf sich

warten lassen. Aus dem Buchstaben und der Form, in denen, wie unter Schnee und Eis in Winterszeit, die belebende Kraft der Religion schlummernd erhalten wurde, wird der geistige Frühling durch die Macht des Evangeliums der Liebe wieder erblühen, und die Menschen werden die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater voll Gnade und Wahrheit wie in verflossenen Jahrhunderten noch einmal in frisch erblühender Schönheit im Geiste auferstehen sehen.

Zu dreien Malen pocht das Wort des Lebens an die verschlossenen Pforten der Menschennatur; jeder einzelne Mensch und die ganze Menschheit wird in drei verschiedenen Zeiträumen nach dem Worte des Evangeliums von dem Heilande der Welt an seine wahre Bestimmung gemahnt, und erst wenn die Menschen auch die dritte Mahnung überhört, dann verstummt die Stimme der Wahrheit für sie, die Kräfte des Geistes sterben ab, und die Flamme der Liebe ist verglüht für immer. Es kommt das Wort des Lebens zuerst zum Menschenherzen und pocht an den Pforten des kindlichen Lebens, um den einfachen, herzlichen Kinderglauben zu wecken, in dem unschuldigen Gemüthe Vertrauen, Ehrfurcht, Gehorsam und all jene schönen Kräfte zu erzeugen, die an diese Entfaltung des Herzens sich anknüpfen. Dann aber kommt die Stimme des Erlösers zum zweiten Male zu den Menschenkindern, wenn die Seele erwacht mit ihren Ahnungen und Träumen, wenn die Erinnerung an die Unendlichkeit auftaucht und der Mensch nach einem Unbe-

kannten, Unaussprechlichen, nach einer fremden, seligen Welt sich zu sehnen beginnt; dann zieht in die ahnungsreiche Seele die stille Hoffnung ein auf eine selige Erfüllung in einem höhern geistigen Leben, wenn der Mensch erwacht von den Träumen des Erdenlebens und der Erdenmacht in dem ewigen Reiche einer verheißenen, bessern Zukunft. Zum dritten Male aber kommt das lebendige Wort zu dem Menschen, wenn er nun ringend mit diesen Ahnungen der Seele in Schmerzen und Mühen des Lebens nach einem festen, einheitlichen Halt sich umsieht, an welchen die Hoffnung sich anklammern kann, an welchen die Sehnsucht des Herzens durch die That zur lebendigen Wirklichkeit zu gestalten vermag. Es ist der Geist in dem Menschen, der nun ringt und strebt und in der lebendigen Liebe ein Ziel seines Glaubens und Hoffens erfassen muß. So offenbarte sich der Geist der Erlösung auch in den ersten Zeiten des Christenthums in dem starken, herzlichen Glauben; in den mittelalterlichen Jahrhunderten aber erblühte die Knospe des Glaubens zur geheimnißvollen Blume der Hoffnung; ein reiches, träumerisches, mystisches Seelenleben erwachte. Aber diese Zeiten sind nun mit ihrer eigenen Kraft seit Jahrhunderten wieder vorüber, damit ein anderes neues Leben sich gestalte, damit der Geist erwache mit vollem Bewußtsein, und gegenüber allem falschen Wissen und Wollen das bestimmte Ziel des Lebens mit klarer Erkenntniß ergreife. Darum kann man allerdings in dieser Zeit von einer Reli-

gion, einem Cultus des Geistes reden, aber nicht als von einer Religion außer und über dem Christenthume, denn in diesem ist die höchste Offenbarung des Wortes und des Geistes für alle Zeiten; sondern wie von einer Wiedergeburt des Menschengeistes durch diese alle Zeiten und alle Menschenkräfte beherrschende Offenbarung; wie die Seele wiedergeboren ist in dem Christenthume, und im Mittelalter die Hochzeit dieser Wiedergeburt gefeiert hatte, so muß auch der Geist mit allen seinen Kräften wiedergeboren werden im Geiste des Christenthums, und auch dieses Brautfest, diese Hochzeit des mit der Offenbarung vermählten Menschengeistes muß noch in den Jahrhunderten des Zeitlebens, die der Menschheit noch übrig sein mögen, vollzogen und gefeiert werden.

Dieses dreifache Leben der christlichen Wahrheit in der Menschennatur ist wie eine heilige Familie, die in ihren drei Personen ein solches dreifaches Leben in der Zeit und den Menschen in schöner Einheit äußerer Erscheinung symbolisch darstellt. Es ist Joseph, der mit leiblicher Kraft und mit herzlicher Liebe dem Worte Gottes sich hingibt, das Bild des ersten vom Herzen genährten und gepflegten Glaubenslebens. In Maria aber, der seligen Jungfrau, ist uns die Seele dieser heiligen Familie vor Augen gestellt, in ihrer überschwenglichen Tiefe und Innigkeit das Wort empfangend und in der Verborgenheit des Geheimnisses nährend. Das höhere Kind aber, welches Beiden erst ihre Würde und Bedeutung verleiht und Beide

als Gegenstände der Verehrung, ja sogar der Andacht erscheinen läßt, gibt diesem heiligen Familienbilde erst die höhere geistige Einheit und Vollendung. Überall aber, wo im Menschenherzen Friede und Seligkeit einkehren soll, muß in geistiger Weise dieses Familienleben sich einwohnen und im Herzen, in der Seele und im Geiste das Wort Gottes lebendig werden. Das leibliche Leben ist gleichsam der Nährvater, die Seele aber die Mutter und Gebärerin dieses innern Lebens des göttlichen Wortes in uns; dieses selbst aber muß im Geiste eine eigene Gestalt annehmen, muß zum Menschensohn werden in uns, damit unser Glaube, unsere Liebe und unsere Hoffnung durch den heiligen Geist in uns als lebendige Kraft geboren werde. Darum hatte das Mittelalter auch eine so ganz eigene, seelenvolle Hingebung an die Verehrung der seligsten Jungfrau. Die ganze Begeisterung jener Zeit mußte sich nothwendig an jenem schönen Bilde erheben, in welchem das seelische Ahnen und Sehnen jener Jahrhunderte in reiner Schönheit vorgebildet war. Die Zeit selbst fühlte sich gleichsam als eine schwärmerische Jungfrau, die schlummernd in den Armen eines unsichtbaren himmlischen Bräutigams durch den berauschenden Kuß seines Mundes die höhere Offenbarung in unaussprechlichen Ahnungen und Visionen empfing. Wie eine Blume, die in stiller Nacht zum ersten Male den Kelch dem träumerischen Lichte des Mondes öffnet, so schloß die Seele jener Zeiten in dieser geheimnißvollen Nacht eines dunkeln Ahnens

einer unbedingten seelischen Hingebung dem Lichte der Offenbarung sich auf. Wie die Braut im hohen Liede, ließ sie seufzend die Bitte der Sehnsucht ertönen: „Er küsse mich mit dem Kusse seines Mundes.“ Nicht das Wort und die Sprache des Geistes, sondern dieser Kuß der Seele war der verborgene Weg der Mittheilung eines höhern Lebens der Menschennatur in früherer Zeit. In diesem Kusse der Seele empfing der Mensch das Wort Gottes in der Überschattung des Geistes, und nährte und trug es still und ungeboren unter dem Herzen, ohne daß sie selbst durch geistige Mitwirkung mit bestimmtem Bewußtsein sich des Empfanges klar geworden, hatte die Seele heimlich und unbefleckt das Überirdische empfangen. In dem Tempel, im Gebete, in hingebender Andacht empfing die Seele, und nicht so fast in freier eigenwilliger Thätigkeit der eigenen geistigen Kraft.

Es ist wunderbar, wie noch kein Dichter diese mystische Empfängniß des göttlichen Lebens, in der Menschenseele anknüpfend an die Sage und heilige Geschichte, in der Empfängniß der seligsten Jungfrau durch den Kuß Joachims vor der goldenen Pforte des Tempels besungen. Man hat so viel und gerade wieder in dieser jüngsten Zeit von dem vielbestrittenen Glaubenssatze der unbefleckten Empfängniß Mariens gesprochen, daß die gläubigen Herzen wohl hätten erwarten dürfen, man würde zuerst um irgend eine die Menschenseele erhebende Erklärung einer solchen Frage sich umsehen, statt dem Geiste ohne alle Erklärung

und tiefere Begründung eben nur eine neue Bürde in einer Zeit auflegen zu wollen, welche so häufig und gern die Last aller früheren Glaubenssätze von sich abschütteln möchte, um nicht neuerdings den Menschen Gelegenheit zu geben, über die Wächter des Glaubens zu murren und ihnen mit scheinbarer Wahrheit den Vorwurf des Evangeliums entgegenzuhalten, „daß sie andern Leuten große Lasten auflegen, dieselben aber selbst mit keinem Finger berühren." Wie schön hätte ein dichterischer Geist gerade in dieser Beziehung jenen Kuß Joachims und Anna's zu deuten vermocht, wie leicht wäre es der gläubigen Begeisterung gewesen, in dieser Erzählung der christlichen Legende zu schildern, wie der alte Segen der Patriarchen mit den Israeliten in der Wolkensäule durch das rothe Meer und durch die Wüste geschritten war, der im Tempel als das heilige Feuer brannte, und während der babylonischen Gefangenschaft in die Erde versenkt und dort als himmlische Feuchte, als geheimnißvoller Thau eines neuen Lebens wieder hervorgehoben von Gott dem betenden Joachim im Tempel ertheilt, und dann im Kusse vor der heiligen Pforte der bisher unfruchtbaren Anna mitgetheilt worden sei, so daß dadurch ohne alle geschlechtliche und sinnliche Vermischung in dem Leibe der Mutter Anna die verheißene Frucht eines höheren Ehesegens niedergelegt wurde. Wie schön würde eine solche Schilderung an alle Geheimnisse der Offenbarung und der Menschennatur sich anschließen! Mit der einen Hand

würde der Dichter an das hohe Lied und an die Worte der Propheten sich halten können, um mit der andern in das tiefe Meer der Menschenseele zu greifen und die verborgenen Schätze der geheimsten Ahnungen aus dieser Tiefe an's Licht zu ziehen. Wie viel schöner und lehrreicher würde ein solches Gedicht, das allumfassend zugleich die höchste Sehnsucht der Zeit, wie die tiefste Tiefe der Offenbarung ergreifen würde, sein, als jene kalten Tendenzgedichte, in denen die Knospen des innern Lebens, ehe sie sich noch entfaltet, gebrochen werden, damit der jugendliche Strauch bloß die Dornen des Widerspruches und das dürre Holz moralischer Allegorieen als einzige Ueberbleibsel eines eitlen Hochmuthes und polemischer Abgeschmacktheit seinen Mitmenschen als Frucht eines schon in der Jugend verblichenen poetischen Talentes darbiete, um den Menschen das Mährchen zu erzählen: diese Dornen und dürren Reiser seien die einzigen Blüthen, welche eine wahrhaft christliche Poesie zu treiben vermöge, und es gehöre eben nichts weiter, als ein rechter Kinderglaube dazu, um dieses mit dem Dichter einzusehen. Gerade dadurch würde ein wahrer Dichter zum Wohlthäter unserer Zeit, daß er die Früchte der schönen Blüthen des Mittelalters aus ihrer geheimnißvollen Tiefe hervorzuholen und am Lichte geistiger Erkenntniß zur Beschauung auszulegen vermöchte. Ohne jene seelische Tiefe ist unser geistiges Streben hohl und leer, und geht ohne den tiefen Grund der Unendlichkeit und Unaussprechlichkeit eines

geheimnißvollen Glaubens, Hoffens und Ahnens in Äußerlichkeit unter. Der Mensch und der Dichter mag in unsern Tagen noch so religiös sich gebärden, wenn er nicht in jene Tiefe hinabgestiegen ist, wird er die Armuth der Zeit an Schätzen des Glaubens nur mit seiner eigenen Geistlosigkeit vermehren. Die Welt ist nicht reicher durch ihn, sondern zählt nur um einen geistigen Bettler mehr.

Wir dürfen nichts verlieren von all dem Reichthum, der schon da ist, sondern müssen ihn eben nur durch neuen Erwerb vermehren. Dadurch wird das seelische Leben nicht vergeistigt, daß es von dem Geiste ausgeschlossen wird, sondern dadurch, daß es im Geiste zu seiner Erklärung gelangt. Aber auch der Geist wird nicht frei von dem bloßen Sehnen und Ahnen der Seele, wenn er dieses von sich ausschließt, sondern nur dann wird er frei von ihm, wenn er es in sich aufnimmt, gestaltet und mit Bewußtsein besitzt, was zuvor unbewußt gekeimt und geblüht in der Seele. Wenn dieses tiefere Ahnen in der Seele nicht erklärt wird im Geiste, wenn die Seele rufend an den Ufern der Unendlichkeit steht und ihre Stimme erschallen läßt über die Wogen dieses Meeres der Sehnsucht hin, und keine Stimme antwortet ihr, dann muß sie ja verzweifeln an der Wahrheit ihres eigenen Lebens, oder muß an der nichtigen Gegenwart sich anzuklammern suchen, um doch etwas zu haben, das ihr als wirkliche Empfindung übrig bleibt. Dieses aber ist der größte Jammer der Seele, wenn sie verzweifeln

muß an der Wirklichkeit jener schöneren Träume eines höheren Lebens, oder versinken im Schlamme des Habens und Genießens, ersticken unter der äußeren Gewohnheit und der Last der Alltäglichkeit. In jedem Menschen aber erwacht dieses selige Sehnen und Träumen, und da bedarf er des Führers, bedarf der geistigen Anstrengung, um aus diesem unbewußten Leben in's bewußte sich durchzukämpfen, wenn er nicht trostlos im Unbestimmten sich verlieren soll. Das Gefühl dieser Trostlosigkeit hat der trostloseste aller Dichter der Neuzeit, Heine, nur zu vielfältig geschildert, und man könnte fast jedes seiner Gedichte als Beispiel des Verzweiflungsschmerzes einer an sich selber irre gewordenen Seele anführen. Am Allgemeinsten aber ist dieses Schicksal, dieses Verkommen des seelischen Lebens geschildert, wo er singt:

„Mein Liebchen und ich wir saßen beisammen
Traulich im leichten Kahn;
Die Nacht war still und wir schwammen
Auf weiter Wasserbahn.

Die Geisterinsel, die schöne,
Lag dämmerig im Mondenglanz,
Dort klangen liebe Töne
Und wogte der Nebeltanz.

Dort klang es lieb und lieber,
Und wogt es hin und her —
Wir aber schwammen vorüber
Trostlos auf weitem Meer.“

Der Mensch möchte so gerne die geträumte Seligkeit dieses geheimnißvollen Lebens genießen, aber er möchte genießen ohne Kampf, möchte den Reichthum der Seele besitzen, ohne im Ringen des Geistes Perle um Perle durchbohrt und an der Schnur der Erkenntniß zum Schmucke des innern Lebens aufgereiht zu haben. Wohl ist es schön, auf hervorragenden Höhen einer unermeßlichen Fernsicht sich zu erfreuen, aber mühsam und gefahrvoll sind die Tritte zu dieser Höhe, und wer ohne Gefahr und Mühe sie erreichen will, dessen Geist wird in der Niederung verkümmern. Dieses allmählige, stufenweise Entwickeln des innern Lebens, die mühsame geistige Besitznahme, die ist es, die der Mensch scheut, um derentwillen er auf die Herrlichkeit eines reichen Lebens verzichtet, oder Gott versuchend von ihm ohne Anstrengung der eigenen Kräfte durch Wunder zu jenen Höhen getragen zu werden verlangt. Das ist der doppelte Fall der Menschheit, daß sie Gott oder die Natur verläugnet und ein Leben heuchelt, das sie nicht besitzt, weil ihr das Ringen nach demselben zu mühsam ist. Triumphirend spricht darum Mephisto von Faust und seinem übereilten Streben das:

„Vom Himmel fordere die schönsten Sterne
Und von der Erde jede höchste Lust“

und dieses Höchste und Schönste nicht stufenweise und mittelbar, sondern unbedingt und unmittelbar erreichen möchte,

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen letzte höchste Kraft,

Laß nur in blendend Zauberwerken
Dich von dem Lügengeist bestärken,
So hab' ich dich schon unbedingt.
Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,
Und dessen übereiltes Streben
Der Erde Freuden überspringt,
Den schlepp' ich durch das wilde Leben,
Durch flache Unbedeutenheit,
Er soll mir zappeln, starren, kleben,
Und seiner Unersättlichkeit
Soll Speis und Trank vor gier'gen Lippen schweben,
Er wird Erquickung sich umsonst erfleh'n.
Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel übergeben,
Er müßte doch zu Grunde geh'n."

Sowie nemlich der Mensch dieses innere Drängen nach einer Seligkeit und Macht, die er nicht besitzt, von Natur aus in seiner Tiefe mißkennt, und ohne die Mühe des geistigen Kampfes dieser Seele Ichheit besitzen möchte, wird er nothwendig von Täuschung zu Täuschung gedrängt, wird in äußeren Blendwerken sich selber um das Leben und die Wahrheit betrügen, und die Schönheit in Ungestalt, die Wahrheit in Schein verwandeln, oder wird in Zauberkräften sich von dem Lügengeiste der Heuchelei und des Pharisäismus um die Glaubens- und Liebeskraft betrügen lassen, so daß Andacht und Glaube zum falschen Scheine, zum lügnerischen Truge wird, womit der Mensch die Welt und Gott und sich belügt. Dieser Heuchelschein, der mit Glaubenskraft sich brüstet und

innerlich geist- und kraftlos ist, charakterisirt zunächst unsere sich selbst um ihre edelsten Güter täuschende Zeit.

Jenes Blendwerk eitlen Sinnengenusses, in welchem der Mensch den Reichthum der Seele in der Ueberschwenglichkeit der Erscheinung vergaß, fanden wir in jenen Prachtgebäuden, in jenen geschmacklosen und überladenen Verzierungen, in jener unbeschränkten Ueppigkeit der Tage Ludwigs XIV., die der Lügengeist mit dem Blendwerk des äußern Glanzes getäuscht, um ihnen hintennach höhnend zuzurufen:

„Setz dir Perücken auf von Millionen Locken,
Setz deinen Fuß auf ellenhohe Socken, —
Du bleibst am Ende, was du bist."

Die Träume der Seele hatten, statt nach Innen in wahre Gedanken sich zu verwandeln, nach Außen geschlagen und dort in phantastische Zerrbilder der Wahrheit und Schönheit sich ausgewachsen. Es ist die Ueberschwenglichkeit des Unvernünftigen und Gestaltlosen, was hier in dem Wechsel all dieser unzähligen Schnörkel dir begegnet. All diese Springbrunnen und diese künstlichen Wasser haben wohl nur in neckischer Ironie diese üppigen Feste in ihren klaren Wellen abgespiegelt. Wie widernatürlich mußten nicht sogar die armen Bäume sich quälen, um in unnatürliche Formen hineinzuwachsen, die die Abgeschmacktheit der Zeit ihnen aufnöthigte! Jetzt zwar haben sie großentheils diese unnatürlichen Formen wieder überwachsen und nur schöne grüne Laubgewölbe sind noch übrig

geblieben, die ihren freundlichen Schatten über breite Kieswege verbreiten, zwischen denen der Fuß ungehemmt hinwandelt, während der Sinn auf neue Gedanken denkt. Wie schön müßte es sein, in diesen grünen Laubgewölben mit einigen Freunden sich zu ergehen, um mit ihnen Gespräche über die Menschennatur und die Geheimnisse des ewigen und zeitlichen Wortes zu wechseln!

Diese unnatürliche Verkrüppelung, mit denen einst Menschenhände an den armen Gewächsen sich versündigt, hat jetzt glücklicher Weise wieder aufgehört, Mode zu sein, und höchstens wird heut zu Tage noch an Menschenseelen eine solche unnatürliche Verstümmelung von widersinnigen Kunstgärtnern geübt. Hoffentlich wird aber auch diese Erziehungsmethode, wie jener alte barbarische Gärtnersgeschmack, von einer nachkommenden Zeit verdrängt, so daß man die Menschenseelen, gleich den Bäumen, nicht mehr nach dem Bildniß dieses oder jenes Porträtmusters beschneidet, damit sie nicht sich selbst, sondern irgend einer Nase, oder einem Hute, oder der Halsbinde eines großen Mannes ähnlich sehen, sondern wieder wachsen können und dürfen, wie ihre Natur und Gottes Gnade es erlauben. Der Mensch hat nicht die Aufgabe, ja er hat nicht einmal das Recht, die Natur zu verstümmeln; denn warum anders hat Gott die Natur dem Menschen gegeben, als daß er an ihr Wahrheit, Leben und ursprüngliche Kraft erkennen und an dem Bilde der von Gott gestalteten Natur die eigene Kraft des

Bildens und Gestaltens prüfen lernen sollte? Jedes Ding gehorcht seinem eigenen von Gott in seine Natur gelegten Gesetze, und dieses Gesetz verletzen und verkümmern, heißt gegen die göttliche Ordnung sich selber empören. Wer von der natürlichen Ordnung sich lossagt, ist auch der göttlichen Weltordnung ungetreu geworden. Der Mensch kann nicht unnatürlich sein, ohne zugleich gottlos zu werden; nur ein inneres Vergessen der Wahrheit und Kraft des Lebens kann den Menschen bewegen, in äußern Formen einen scheinbaren Ersatz für die innere Leerheit des Lebens zu suchen.

So wie die Menschen der Religion und ihrer innern Wahrheit vergessen, werden sie Gottesläugner oder Pharisäer; die Heuchelei dessen aber, was der Mensch nicht ist, der Pharisäismus, ist noch ein tieferes Verderben, als selbst der thatsächliche Unglaube und die freche Gottlosigkeit; denn den titanischen Uebermuth der Menschennatur kann das Gericht des Allmächtigen beugen; der Heuchler aber bleibt selbst für seine Liebe unzugänglich. Darum warnt der Heiland immer nur vor dem Sauerteig des Pharisäismus. Wenn der Mensch das höchste Rettungsmittel seiner Seele zur Lüge umgewandelt, zum Deckmantel seines Egoismus mißbraucht hat, woran soll sein Geist sich noch halten, um die Wahrheit des Lebens zu finden? So wie der Mensch sich nicht mehr wahr zu sein getraut, hat er nothwendig allen innern moralischen Halt verloren. Nicht etwas zu fühlen und

zu sein, sondern etwas zu scheinen suchend, belügt er sich, indem er die Menschen zu täuschen sucht. Alle Kräfte wenden sich nothwendig nach Außen und das Innere wird nur um so leerer. Es ist unbegreiflich, wie nach mehr als hundertjähriger Erfahrung die Erzieher in Kirche und Staat noch immer nicht zu der Einsicht gekommen sind, daß ihre moralischen Treibhäuser, in denen die Jugend nur auf den Schein abgerichtet wird, keine Männer erzeugen können, die der gänzlichen Verkommenheit der Zeit mit höherer moralischer Kraft sich entgegensetzen können. Ein Geschlecht, das nur dazu herangezogen wird, seinen Vorgesetzten zu gefallen, und in unbedingter Abhängigkeit von diesen lernt und übt, was ihm auch nicht im Entferntesten von Herzen geht, wird nothwendig aller Wahrheit nur mehr und mehr absterben, und jede eigene Lebenskraft in sich ertödten, um sich zum Werkzeug, zum dienstbereiten Sklaven zu erniedrigen, der nichts Höheres kennt als Lob, Beförderung und ein ordentliches Auskommen. Jedes Wort des Lebens und der Wahrheit wird zum bloßen Mittel des physischen Unterhalts herabgewürdigt, und die Lüge ist die große Königin, der das ganze Geschlecht unbedingten Gehorsam geschworen. Was du innerlich bist und vor Gott, darum wird Niemand sich kümmern, sondern wie du den Menschen gefallest, das ist die große Lebensfrage. Und von solchen heuchlerischen Seelen, denen die Wahrheit und die eigene Kraft ein Spott geworden, die ohne Charakter, ohne Selbstständigkeit

den Modergeruch der moralischen Verwesung in stinkendem Hochmuth und ebenso übelriechender Selbstsucht um sich verbreiten, soll die Welt einer bessern Zeit entgegengeführt werden. Seit mehr als einem Jahrhunderte erzieht man nach dieser Methode, und immer mehr und mehr steigert sich die Verkommenheit, immer weniger wollen die Gesetze und die furchtbarsten Strafandrohungen der Bußprediger wirken, und dennoch setzt man auch heut zu Tage noch alle Erziehungs- und Regierungsweisheit in die Kunst des Scheines und der Lüge. Wie die Bäume im Garten zu Versailles noch jetzt Zeugniß geben von der unnatürlichen Verstümmelung, welcher ein fieberkranker Ungeschmack sie preisgegeben, obwohl ein halbes Jahrhundert zum Wenigsten seitdem schon über sie hinweggegangen, so wird auch die Menschheit, selbst wenn sie von dieser Unnatur der geistigen Lüge zurückgekommen sein wird, noch lange an den Nachwehen einer so verkehrten Erziehung zu leiden haben. Bis einmal wieder große, starke Bäume wachsen, die in eigener natürlicher Kraft sich ausbreiten, wird vielleicht mehr als ein halbes Jahrhundert vorübergehen müssen. Jedes Menschenalter, das einmal eine gewisse Lebensanschauung in sich genährt und großgezogen hat, muß zuerst ab- und ausgestorben sein, ehe eine neue Idee in der Menschheit Leben und Gestalt gewinnen kann. Es ist eine undankbare Mühe, an einem dem frischen Leben bereits abgestorbenen Geschlechte die Erneuerung der Zeit versuchen zu wollen. „Laß die Todten ihre

Todten begraben," spricht der Herr zu Petrus, „du aber folge mir nach." Könnte ich darum auch alle die wohlweisen Erziehungskünstler dieser Zeit, dieser unnatürlichen Verschrobenheit der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, hieher führen, sie würden dennoch die eigene Verschrobenheit nicht fühlen, und vielleicht an dem gänzlich Sinnlosen Gefallen finden, und ihre eigene Unnatur an jener fremden bestärken.

Es ist ein eigener Jammer, die Entwicklung einer Menschenseele mit ansehen zu müssen, die die Fühlfäden ihres geistigen Lebens ausstreckt, um die Mittel und Wege zu suchen, in denen sie die von Gott ihr verliehene Anlage auszubilden und zu erfüllen vermag, die in diesem ihrem Entfalten und Werden auf lauter schon erstarrte, fremdartige Formen stößt, vor denen sie, als ihrem eigenen Leben nicht angehörig, zurückbebt. Während sie selber werden will und soll, was sie nach Gottes Gnade werden könnte, soll sie in eine fremde Hülse kriechen, die nicht der Gestalt ihrer eigenen Kräfte angemessen ist. Hat doch Gott der Herr jedem lebendigen Wesen die Gnade verliehen, seine Körperhülle nach der Größe und dem Bedürfniß seiner Seele zu weben; jede Schnecke bildet sich ihr Gehäuse und jede Muschel ihre Schaale nach den Muskeln ihres Organismus, und die sich einpuppende Raupe gestaltet sich ihre farbige Hülle nach Umfang und Gestalt ihres werdenden Lebens, und wenn die junge Kraft des heranwachsenden Schmetterlings ausgeboren ist, so muß er auch diese Hülle

wieder zerbrechen, um seiner neuen Gestalt froh zu werden. Wie sollte nun die Menschenseele von Gott verurtheilt sein, nicht gleichfalls an dem Anschauen der Werke und Offenbarungen Gottes des eigenen Lebens Bildnerin zu werden? Warum sollte die Menschenseele allein in fremde, ihrem eigenen Leben unangemessene Formen sich zwingen müssen, um das werden zu können, was sie werden soll? Es muß ihr nothwendig unheimlich werden, und ängstlich in einer Welt voll fremder Gestalten, die wie Ungeheuer sie umgeben, starr, unfreundlich und zurückstoßend den Fühlfäden ihres geistigen Sehnens begegnen, und statt ihren Fragen und ihrer Sehnsucht helfend entgegenzukommen, nur immer neue Räthsel, neue, unverstandene Formen, eine unendliche Schaar von ungestalten, verhärteten Phrasen ihr entgegenhalten, von denen sie zuletzt nothwendig erdrückt werden muß. Will sie Nahrung für ihre Erkenntniß, werden ihr die Steine unverdauter Begriffe und Formen als Brod des Lebens angeboten; will sie die Schwingen ihrer Phantasie regen lernen, in den Wogen des Lebens, wie der Fisch im Wasser sich bewegen, so wird ihr diese eigene Bewegung mit verkehrtem Eifer entzogen, jede Thätigkeit als Versuchung und Sünde ihr verkümmert, und statt des Fisches hält die erschreckte Seele eine Schlange in den Händen, die sie verwunden und tödten kann. So wird ihr jede Lebenskraft verleidet, in jede eigene Regung der Scorpionenstachel des Mißtrauens gelegt, wo die Seele mit

ihren Händen hingreift, faßt sie tödtendes Gift oder den todten kalten Stein, aber Nahrung für ihr inneres Leben will ihr Niemand reichen. Findet sich der Geist doch schon im Anschauen dieser unnatürlichen Formen, die der Ungeschmack in die Kunst eingetragen, verletzt und unfreundlich zurückgestoßen, um wie viel drükkender muß es der Menschenseele fallen, in allen Kräften und Regungen ihres Lebens auf die scharfen Linien und rauhen, vielzackigen Kanten und Ecken einer in Unnatur erstarrten äußern Gewohnheit zu stoßen! Hast du nie einen Käfer gesehen, der zwischen Steinen und Blättern und Gräsern mühsam sich abgequält, einen Weg durch dieses vielgestaltige Labyrinth sich zu bahnen, der mit jeder Sekunde zwanzig Mal seinen Weg geändert, weil er, bald da, bald dort von scharfen Kanten und Ecken verletzt, wieder um eine andere Bahn sich umgesehen, ohne einen Ausweg aus dieser Wirrsal zu finden, bis ihn vielleicht der Zufall oder ein freundlicher Windeshauch auf ein Blatt getragen, von dem er sich nähren mochte, wenn ihn nicht vorher der Fußtritt eines Vorüberwandelnden getödtet, oder ein flüchtiger Vogel erreicht, um ihn mitten in seinem vergeblichen Streben zu verzehren?

So ohngefähr ist es dem betrachtenden Sinne in den Irrgängen dieser abenteuerlichen Formen zu Muthe, die nirgends einen Anfang, nirgends ein Ende haben, sondern ohne Maß und Gesetz in unendlichen Krümmungen sich ineinander verschlingen. Wie die Ungeheuer der Scylla und Charybdis Hunderte und

Tausende von Gelenken zugleich zu regen scheinen, die, wie nach Miltons Schilderung, die an den Pforten der ewigen Nacht angekettete Sünde in zahllosen Unformen immer auf's Neue sich selbst zu gebären und wieder zu verschlingen scheint, ohne irgend ein Ziel und einen Einheitspunkt, ohne innern Zusammenhang von grenzenloser, ausgelassener Willkür gezeigt; wie die Träume eines Fieberkranken, die immer wieder in andere und andere Gestalten auswachsen, immer verschlungener und ordnungsloser, ohne Sinn und eigentliche Form willkürlich ineinander verfließen: so sind die Linien und Schnörkel dieser völlig ausgelassenen Formen. Gleich einem vom Winde aufgewühlten Wasser, das in tausend unregelmäßigen Krümmungen schäumt, indem die Wellen wieder in sich selber zurückschlagen, und an verborgenen Klippen in tausendfältig unfaßbaren Gestalten zersplittern, so erscheinen diese zerrissenen Formen und Linien ohne organische Gestalt und Einheit. Vergeblich sucht der Geist nach einem Ruhepunkte; er wird überall gleichmäßig angezogen und abgestoßen, wird durch alle Räume von der stets geschwungenen Geißel dieser Bogenlinien gepeitscht, und irrt von einem Bogen zum andern wie ein scheu gehetztes Wild, ohne je Rast und Ruhe zu finden. Es ist, als hätte eine leere, glaubens- und gedankenlose Zeit mit Absicht diese krausen, abenteuerlichen Formen erfunden, um an ihnen sich zu zerstreuen, um von ihrer unruhigen Bewegung abgehalten zu werden, jemals auf die Tiefe des eigentlichen Lebens sich zu

besinnen. Ueber den Abgrund der eigenen Verlassenheit erschreckend, hatten die Menschen diese endlosen krausen Formen erfunden, um mit ihnen diesen Abgrund auszufüllen. Aber diese Formen, die ohne Inhalt und Bedeutung in sich selber nichtig und leer sind, sie werden im Augenblicke von der unendlichen Last des Jammers der Menschenseele zerdrückt, müssen wie Seifenblasen in der Luft vor dem Hauche der Wahrheit vergehen. Nur ein unendlicher Inhalt und nicht die endlose, täuschende Form vermag das wahre Leben der Seele zu erfüllen. In diesem Labyrinth voll gestaltloser Formen aber muß die Seele sich selbst vergessen und verlieren, muß jenem Minotaurus zum Raube werden, der ein zweigeschlechtig Ungeheuer, halb Stier, halb Mensch, in unnatürlicher Lust gezeugt, das Menschliche mit thierisch ungebändigter Wuth zu vernichten strebt; der auch die Kunst, die, nach dem Göttlichen suchend, durch das Labyrinth des Lebens gewandelt, in den Abgrund der thierischen Gedankenlosigkeit hinabgezogen, in welchem sie ihr wahres, höheres Leben verloren, um als verstandloses, allseitig gehörntes Ungeheuer durch alle Reiche des Lebens zu schweifen und nirgend Ruhe zu finden. Das eigene Leben und das Gefühl für Wahrheit und Schönheit, das Menschliche ist der Kunst verloren gegangen, und nur das Unnatürliche, Thierische ist ihr übrig geblieben. Wie weiland Jo hat sie sich der Umarmung des Göttlichen entzogen, um zur Kuh verwandelt, von der stets verfolgenden Bremse eines unfruchtbar

unseligen Suchens des Lebens im Scheine durch alle Länder und durch alle Reiche der äußern Form gejagt zu werden, ohne irgendwo einen innern Frieden und lebendige Wahrheit finden zu können. Es war mir wahrhaft ängstlich, durch diese wunderlich geschmückten Räume zu wandeln; überall mußte ich der Seelen gedenken, die von dieser unnatürlichen Verschrobenheit um ihr Leben betrogen waren. Ueberall war es mir, als hört' ich seidene Gewänder rauschen, und zwischendurch das Seufzen und das Hohngelächter betrogener und betrügender Menschenseelen. Wo der Fußtritt auf dem glatten Marmorboden knirschte, glaubte ich das Ächzen und Stöhnen einer auf diesen glatten Böden gefallenen und gesunkenen Seele zu hören, die, um den Inhalt ihres Lebens getäuscht, hier den schrecklichen Betrug beweint, in dem sie ihr besseres Selbst eingebüßt.

Vielleicht hat Ludwig Philipp ein ähnliches Gefühl zum Schweigen bringen wollen, wenn er in diesen Sälen und an diesen Wänden eine Reihenfolge von Bildern aufhängen ließ, durch welche jene ausgelassene Zeit verhüllt und die Geschichte aller Jahrhunderte und aller Großthaten des französischen Volkes dem Auge vorgeführt werden sollte. An der Geschichte, die in nothwendiger organischer Folgenreihe die allmählige Entfaltung und Gestaltung der Menschenkräfte in der Zeit uns vor Augen stellt, kann der Menschengeist am ersten wieder über das Einzelne, über den Verfall dieser oder jener Menschenkraft sich

erheben, und im Ganzen auch die Nothwendigkeit des Verfalles begreifen lernen. Da wird er selbst aus dem Tode das Leben sich entfalten sehen, und im Mist der Zeiten sogar noch den Dünger erkennen, mit dem der Boden für das neu auszusäende Saamenkorn fruchtbar gemacht werden muß. Diese unabsehbare Reihe von Historienbildern, in denen die ganze Geschichte Frankreichs in allen Einzelnheiten in vielen Hunderten von Gemälden in Stücke gerissen wird, erreicht aber diesen Zweck, wenn anders Ludwig Philipp an einen solchen gedacht, in keinem Falle. Das große Gebirge der Vergangenheit und der Geschichte einer mächtigen Nation, auf dessen Höhe der menschliche Geist Jahrtausende mit Einem Blicke zu überschauen vermag, erscheint hier nur noch als ein ungeheurer Trümmerhaufe, der zwischen Schutt und herabgestürzten Steinen nirgends eine Aussicht in's Große und Ganze gestattet. Der Leib der Geschichte hat sich zum Leichnam verwandelt, den das anatomische Messer in lauter einzelne Glieder zerlegt, um den Menschen so in den Fragmenten seines Todes als Leichnam in Glasschränken aufbewahren zu können. An die Stelle des Geistes der Geschichte hat man die Spiritusflasche gesetzt, in welcher alle abenteuerlichen Gestalten der Vergangenheit der Nachwelt zur Bewunderung ausgestellt werden sollten.

Stundenlang wandelten wir durch diese endlosen Räume zwischen Schlachtgemälden, Porträten, Festungsplänen, Belagerungen und Abbildungen von

Lustschlössern gewesener französischer Könige. Stück für Stück war hier zur Schau gestellt und wollte eine eigene Betrachtung für sich in Anspruch nehmen, und ermüdet, ja bis zur Erschöpfung ermattet, verließen wir diese zahllose Reihe von Zimmern und Bildern, eben weil das zusammenhangslose, in lauter Einzelnheiten zerrissene Leben, wie eine vom Sand bedeckte Fläche durch seine gleichförmige Bedeutungslosigkeit für sich schon ermüden müßte, durch die Prätension aber, mit der jedes Einzelne sich aufdrängt und als etwas Bedeutendes sich hinstellt, ohne daß wir im Stande sind, in dieser Abgerissenheit ein Bedeutendes an ihm zu erkennen, muß der betrachtende Sinn völlig erschöpft werden, weil es ihm unmöglich ist, in dieser Unmasse von Einzelnheiten eine bleibende, ordnende Einheit zu erkennen. Der Geist wird von den Ansprüchen des Einzelnen förmlich zu Tode gepeinigt, wird zum Martyrer einer Betrachtung, die ihn förmlich mit Steinwürfen tödtet, weil jede Einzelnheit seinen Sinnen sich aufdrängt und sich gewissermassen ihm an den Kopf wirft, ohne ihm Gelegenheit und Zeit zu geben, über diese Masse sich zu erheben. Wenn aber die Materie mächtiger wird, als der Geist, dann hört sie auf, die Hülle, der Leib und das Organ desselben zu sein. Der Geist muß entfliehen und die Materie ohne ihn dem Tode verfallen. Nur hier und da tauchte in dieser Masse von Bildern eine Zeit hervor, in der ein ursprüngliches Leben, eine eigene Kraft sichtbar wurde; man sah so,

wie die Jahrhunderte vorüberzogen, wie jene Zeiten sich unterschieden, in denen die Menschen ein eigenes wahres Leben lebten; diese Gestalten der ältesten Könige, diese Heldenkraft der ritterlichen Männer zur Zeit der Kreuzzüge, sie sprachen ganz anders zu dem Gemüthe, als die Prunkgemächer der spätern Zeit. Selbst die Jagden, die ritterlichen Kämpfe des Mittelalters trugen das Gepräge von Wahrheit und lebendiger Kraft an sich; es war den Menschen doch Ernst mit dem, was sie übten, und wenn dem Menschen nur ernst ist mit seinem Leben, so wird er doch immer etwas aus ihm lernen, wird wenigstens in irgend einer Form die Wahrheit und die Kraft kennen lernen. Nur wenn er zum Nachahmer und Affen fremder Zeiten und Sitten wird, wenn er scheinen will, was er nicht ist und nicht sein kann, dann ist sein Leben ganz verloren. Diesen Rittern und Königen war es ernst mit ihrer Andacht und Begeisterung, sie zeigten durch ihren Muth und die Aufopferung ihres Lebens, daß der Glaube, zu dem sie sich bekannten, zur lebendigen Kraft in ihnen geworden war. Wenn aber heut zu Tage Fürsten und Minister die Religion den Menschen anbefehlen, weil sie dieselbe für das bequemste Mittel halten, die Völker an den Gehorsam zu gewöhnen, wie sonderbar müßte diese papierne Religion neben jenem begeisterten Ritterthum sich ausnehmen! Nur die Gegenwart erträgt den Schein und die Heuchelei, die Geschichte aber wird ganz anders Gericht halten über die lügnerische Erbärmlich-

keit des Pharisäismus. Ist es euch ernst mit eurer Begeisterung, so zeiget in Kraft und Wahrheit, offenbart durch Muth und aufopfernde Thatkraft, was die Wahrheit in der Menschenseele vermag. Bürdet nicht in ächt pharisäischer Weise andern Menschen unerträgliche Lasten auf, ohne sie selbst mit einem Finger berühren zu wollen. Was sollen all die tausend Formeln, die unzähligen Gesetze, wenn es Niemand um Wahrheit und Gerechtigkeit ein rechter Ernst ist? Wenn der Mensch im Glauben nach Wahrheit sucht, was helfen ihm die Formen, die aus vergangenen Jahrhunderten als Niederschlag der Zeiten auf uns gekommen sind, wenn nicht der Lehrende und Erklärende zuerst im Geiste der Offenbarung und im Verständniß der Menschennatur den Sinn jener Wahrheit selbst begriffen, aus dem jene Formen für das Bedürfniß einer andern Zeit hervorgewachsen waren, um sie in unserer Zeit nach dem Bedürfnisse der Menschen neu zu gestalten? Was hilft es, tausend und aber tausend von unverstandenen Worten aneinander zu drängen, ohne ihren innern Zusammenhang mit der Einen Kraft der Offenbarung und mit dem stets gleichen Gesetz der Menschennatur erklären zu können? Der Geist wird, erschreckt von diesen verhärteten todten Formen, solchen Bekennern entfliehen und lieber dem Unglauben oder der Unwissenheit sich preisgeben, als die Last der unverständlich gebliebenen Formen ertragen. Hält er aber an ihnen sich fest, so wird er an der endlosen Form des Inhaltes verlustig und vom Ein-

zelnen fortgezogen, von seinem Wege zur Einheit und Wahrheit abgeführt, wenn er nicht an einem einfachen, leitenden Prinzipe sich halten kann, durch das er in der eigenen freien Erkenntniß die äußere, körperlich gewordene Form beherrscht, durchdringt und belebt. So viel hatten wir jedenfalls in Versailles zu lernen Gelegenheit, daß die zerstreute, sinn- und bedeutungslos gewordene Form und der unnatürliche Zwang den Menschen nicht erhebt, sondern ihn entmuthigt, ermüdet und der Verzweiflung preisgibt.

Paris, den 8. Sept.

XIII. Tag.

Der Festtag in Notre-dame. Die Verödung der Kirchen. Worte der Propheten über das 19. Jahrhundert. Mißkennung der religiösen Bedürfnisse der Zeit. Der Luxus; das Palais royal. Gegensatz von diesem mit Notre-dame. Erinnerungen an das deutsche Waldesrauschen mitten im Menschengedränge des Palais royal. Die Unvergeßlichkeit des Pariserlebens für Jeden, der bloß Unterhaltung sucht. Schlußbetrachtung.

Wenn man von einem Ausfluge in die Umgegend von Paris zurückkehrt, sieht man erst recht, wie sehr Paris vor allen andern auf den Namen der Stadt Anspruch machen kann. Verglich man das ehemals so berühmte St. Denis mit Paris, so wagte man gar nicht zu sagen, daß man da auch eine Stadt oder auch nur ein Städtchen gesehen, und Versailles sogar,

das ehemals seine 100,000 Einwohner gezählt, erschien kaum wie ein etwas beträchtlicherer Flecken neben einer großen Stadt. Wie die Bächlein und Bäche einer weitern Ebene zuletzt alle in dem Strome sich vereinigen, der die Niederung beherrscht und in ihm verschwinden, so scheinen all diese Städte und Städtlein bloß um der einzigen Hauptstadt willen da zu sein, vor der sie wie unbedeutende Nebendinge verschwinden. Diesen Eindruck hatte Paris gleich am ersten Tage auf mich gemacht, und dieser blieb sich gleich. Hatte man aber einmal dieses Wogen und Treiben einer wahrhaft großen Stadt mit angesehen, so war im Grunde auch Alles gesehen, was Paris eigenthümlich Merkwürdiges darzubieten hatte. Die eigentlich geistigen Kräfte des Könnens und Wissens hatten hier dem geschäftigen Drängen und Treiben eines rührigen Volkes Platz gemacht. Der Strom der bürgerlichen und politischen Bewegung verschlang alle übrigen Kräfte der Menschenseele. Das innerliche Leben war in ein allseitig äußerliches umgewandelt. Mochte es nun sein, daß mein deutsches Gemüth, zu sehr mit sich und den eigenen Gedanken sich zu beschäftigen gewohnt, von der Bedeutung dieser unermüdeten Geschäftigkeit und Bewegung kein richtiges Gefühl hatte, oder daß das Nervensystem eines Deutschen überhaupt für diese ewige Unruhe der großen Stadt nicht solid genug gebaut ist, oder was sonst für Gründe die Ursache sein mochten, mir wollte dieser stete unruhige Wechsel in die Länge nicht behagen, und es ging mir

eben wie dem Dr. Faust in Auerbachs Keller, ich sehnte mich nachgerade wieder fort; allein die Hälfte meiner Reisegefährten wollte immer nicht an dem Anschauen dieses Treibens sich ersättigen, und so blieben wir denn noch einen Tag, um an demselben gewissermassen noch einmal übersichtlich all die bedeutendern und wichtigern Punkte der Stadt zu betrachten, und einen letzten übersichtlichen Haupteindruck des Ganzen für die Erinnerung mitzunehmen. Vor Allem aber wollten wir an diesem Tage uns auch von dem kirchlichen Leben der Pariser und ihrer vielgerühmten religiösen Begeisterung überzeugen.

So manche deutsche Kirchenzeitung schwärmt für die Frömmigkeit und den kirchlichen Sinn des französischen Volkes, und insbesondere für die vortreffliche Erziehung, außerordentlich würdige Haltung und unbeschreibliche Wirksamkeit des französischen Clerus. Manche deutschen Bischöfe und Kirchenvorstände stellen den französischen Clerus als das Ideal aller clerikalischen Bildung hin, und kennen keinen höhern Wunsch, keine bessere Hoffnung, keine glücklichere Zukunft der Kirche, als eine nach französischen Mustern eingerichtete Erziehung des deutschen Clerus. Wir wollten darum an einem solchen Festtage, der in der guten Stadt München die Kirchen von Andächtigen überfüllt sehen würde, wenigstens in Notre-dame, wo jedenfalls ein Festtag Mariens eine größere Kirchenfeierlichkeit veranlassen, und darum auch eine größere Menge von Andächtigen, und folglich auch größere Erbauung her-

beiführen müßte, an dieser erwarteten Andacht und Begeisterung des französischen Volkes, und an ihrem musterhaften kirchlichen Sinne unser kälteres deutsches Gemüth erwärmen und erbauen. In der Ueberzeugung, daß an einem solchen Festtage eine ungeheure Masse von Menschen in der Hauptkirche von Notre-dame sich versammeln werde, waren meine Reisegefährten bereits eine Stunde vor Anfang des Gottesdienstes dahin gegangen, um noch einigermassen unter dem großen Zudrange einen bequemeren Platz zu erhalten, und sich die ganze Feier so recht mit vollständiger Theilnahme betrachten zu können. Mir aber schien, von so mancher Erfahrung belehrt, eine solche Vorsicht ziemlich überflüssig. Abgesehen davon, daß wir bei unsern Wanderungen durch die Stadt in den Nachmittagsstunden fast nie eine Seele, und selbst in den Vormittagsstunden während des Gottesdienstes immer nur wenig Betende in den vielen Kirchen getroffen hatten, waren mir besonders zwei auffallende Beispiele eines höchst spärlichen Kirchenbesuches der Pariser merkwürdig geworden.

An dem unserm Frauenfeste unmittelbar vorhergehenden Sonntage war ich Vormittags mehr als anderthalb Stunden in der Kirche von St. Germain l'Auxerrois, mitten in der Stadt, sowohl um selbst dem sonntäglichen Gottesdienste beizuwohnen, als um mir die einzelnen Theile der Kirche hernach näher zu beschauen und meine Reisegefährten dort zu erwarten, und hatte während dieser ganzen Zeit, außer ohngefähr 50 oder

60 Personen, die in einer ganz kleinen Seitencapelle einer Messe beigewohnt hatten, kein halbes Dutzend Menschen in der Kirche aus- und eingehen sehen. Noch auffallender war dieß beim feierlichen Amte, dem wir am vorausgehenden Donnerstage in der Kirche St. Jean d'Isle beigewohnt hatten. Während nemlich innerhalb des Presbyteriums vier Geistliche im vollständigen Ornate, umgeben von einer nicht geringen Zahl von untergeordneten ministrirenden Chordienern und den gleichfalls mit Talar und Chorrock bekleideten Choralsängern, mit großer Würde und Feierlichkeit den Altar umgaben, um das zur Erinnerung des Frohnleichnamsfestes allwöchentlich wiederholte Hochamt zu feiern, waren in der ganzen übrigen Kirche nicht so viel Gläubige versammelt, als innerhalb des Chorgitters Cleriker und Choristen in der Kirchenkleidung sich eingefunden hatten; von diesen Wenigen aber hatten wieder gewiß zwei Drittheile ihre Aufmerksamkeit auf ganz etwas anderes gerichtet, als auf das feierliche Hochamt. Die Meisten hatten sich, offenbar ihrer eigenen besondern Andacht und Neigung hingegeben, zu entfernteren Altären gewendet, und eine Frau, die nach dem Anfang des feierlichen Gottesdienstes bei einer Seitenthüre in die Kirche getreten war, ging ohne die geringste Berücksichtigung dessen, was ihr am Altare zur Anbetung ausgestellt war, an der feierlichen Handlung vorüber, wendete ihre Schritte zu einer Seitencapelle und warf sich dort in leidenschaftlicher Bewegung vor

einem Marienbilde auf die Kniee. Bei dem Allem aber beobachteten die Geistlichen in ihren heiligen Verrichtungen einen Ernst und eine Würde, wie man sie bei uns wohl nirgends antreffen würde. Jeder Schritt war offenbar bemessen, jede Bewegung, jede Stellung, sogar der Faltenwurf der kirchlichen Kleidung, Alles war würdig und dem heiligen Amte angemessen, und dennoch konnte die ganze Feierlichkeit keine Gläubigen in die Kirche ziehen, nicht einmal eine gemeinsam erbauende Wirkung auf die ohnehin spärlich genug bei dem Gottesdienste anwesenden Gläubigen hervorbringen. Selbst während des feierlichen Hochamtes war die Kirche wie verödet, während die Strassen der Stadt von Menschen wimmelten. Man kann in Paris nirgends einsam sein, wenn man nicht in die Kirchen sich flüchtet.

Nach solchen Erfahrungen konnte ich mir auch den Zudrang des Volkes an diesem heutigen Tage nicht allzu übermäßig denken, und siehe da, als ich um mehr als eine Stunde später, als meine Reisegefährten, zu der Hauptkirche der Hauptstadt Paris an einem der Hauptfeste dieser Kirche kam, fand ich in der großen, mächtigen Hauptkirche der Stadt einige hundert Menschen versammelt, die in dieser großen Kirche sich ausnahmen wie die magern Wasserbächlein in den großen, steinigen Flußbetten der Apeninnen, wie einsame Säulen in den weitläufigen Ruinen ehemals mächtiger Städte, wie die paar Cedern, die allein noch auf dem alten Libanon übrig geblieben, um dem Reisenden Zeugniß zu geben, wo der ehemals

mächtige Cedernwald gestanden, oder wie die einsamen Zelte in den weiten arabischen Wüsten. Wären ebenso viele Tausende in der Kirche gewesen, als Hunderte da waren, es würde für diese Kirche in dieser Stadt und an diesem Festtag eine in der That noch kleine Schaar gewesen sein. Diese so gar ärmliche Anzahl aber, die wieder beinahe nur aus andächtigen Frauenspersonen bestand, mußte auf das Gemüth eines Jeden, der nur einigermassen noch Religion im Herzen hatte, einen im höchsten Grade traurigen und jammervollen Eindruck machen. Ich hätte mich auf den Boden hinlegen und weinen können während des ganzen Gottesdienstes vor wirklichem innern Schmerze über diese Verlassenheit, über diese Verödung des Hauses des Herrn. Diese mächtigen Säulen, diese weiten, majestätischen Gewölbe, gebaut, um Tausenden und aber Tausenden Raum zu geben, dem Höchsten zu dienen, im feierlichen Gottesdienste dem heiligen Opfer beizuwohnen, die durch den Sinn, den der Baumeister in ihre Bildung gelegt, durch ihre Schönheit und Majestät selber den fühlenden Herzen predigten; diese Säulen mußte es erbarmen der traurigen Verlassenheit, in welcher diese weiten Hallen auch an diesem Tage über ihre Vereinsamung klagen mußten. Je mehr der Mensch im Kampfe des Lebens in seinem Innern nach lebendiger Erkenntniß und heiligender Liebeskraft ringt, um so tiefer bohren die Schmerzen des Lebens in das Herz sich ein. Es wird der Liebende klagen über die verschwendete, mißdeutete, von den Menschen

zertretene Liebe; er wird klagen und trauern über die eigene Schwachheit, die so weit hinter dem schönen Ziele zurückbleibt, nach dem er ringt, die andern Menschen so selten das sein kann, was sie ihnen sein möchte; aber am allertiefsten wird ein Anblick dieser Art die Menschenseele mit Schmerz durchdringen, wenn die beseligende, die Menschheit allein erlösende Kraft der heiligen Liebe des göttlichen Erlösers so ganz und gar von den Menschen vergessen, verachtet, zurückgestoßen wird; wenn man den Hunger und die Verzweiflung von den Tausenden, ja Millionen der Menschen sieht, die von der Wahrheit und dem Glauben sich abgewendet und in der Wüste und Verlassenheit des Lebens verkommen; wenn man sieht, wie nahe die göttliche Barmherzigkeit die Mittel zu ihrer Beseligung und Heiligung der ganzen Menschheit gelegt hat, wie jedes Jahrhundert, jede Zeit, jedes Geschlecht so leicht diese heiligende Kraft erreichen könnte, und Niemand ist, der den Darbenden die Nahrung reichen möchte, die sie bedürfen.

So gehen Tausende und Millionen an dem Heile vorüber, das ihnen nahe liegt und das sie nicht finden, weil ihnen Niemand die Mittel zeigt und den Weg, die sie gebrauchen, und den sie gehen können. „Siehe," sagt der Prophet Amos, „es kommen die Tage, da ich Hunger sende in's Land, spricht der Herr; nicht Hunger nach Brod, noch Durst nach Wasser, sondern zu hören das Wort des Herrn. Da läuft man von Meer zu Meer und von Nord bis gen Ost,

man läuft herum, zu suchen das Wort des Herrn und findet's nicht. An dem Tage verschmachten schöne Jungfrauen und schöne Jünglinge vor Durst." Was hilft dem Menschen das Brod, das er nicht genießen und verdauen, der Becher Wassers, den er nicht zum Munde führen kann? Alle Feierlichkeit des Opfers, alle äußere Würde der Ceremonieen, alle Strenge des Gesetzes, alle Genauigkeit in der äußern Form wird den Menschen noch nicht innerlich durchdringen und ihn zum Christen machen. Schön ist die Form, wenn sie die lebendige Hülle des menschlichen Geistes ist, dem Geiste anpassend wie ein Kleid, in dem er leicht und frei sich bewegt; aber sie allein, ohne den Geist, ist wie der Buchstabe, der da tödtet, wenn ihn der Geist nicht lebendig macht. Zuerst müssen die Menschen Christus kennen im Geiste und in der Wahrheit, müssen beten lernen im Geiste und in der Wahrheit, dann wird es von selber sie nach einer Form drängen, in welcher sich des Geistes Macht und Leben offenbaren kann. Zuerst muß der Mensch den Segen und die Freude der Erlösung, die eine lange Zeit des Unglaubens in die Ferne gerückt hat, wieder kennen lernen, dann wird er auch der Mittel und der Gebote wieder mit Freude sich annehmen, und wird das Gesetz lieben lernen um der in ihm verborgenen Kraft willen, die er kennen gelernt. „Wem will man Weisheit lehren," spricht der Prophet, „wem zu verstehen geben: lehre? Sind wir von der Milch Entwöhnte, von der Mutterbrust Entnommene? immer nur Gesetz und wieder

Gesetz, harren und wieder harren, bald hier etwas, bald da etwas, so daß sie hingehen und hinter sich fallen, zertreten, verstrickt und gefangen werden. Pflüget wohl den ganzen Tag der Pflüger? wird er immer sein Land aufbrechen und eggen? wird er nicht, wenn die Fläche geebnet, Dill streuen, Kümmel säen, Waizen nach der Reihe, Gerste, Hirse und Spelt, jedes an seinen Ort? Denn nicht mit dem Dreschschlitten drischt man den Dill und wälzt nicht das Dreschwagenrad über den Kümmel, sondern den Dill klopft man aus mit dem Stocke und den Kümmel mit einem Stabe. Also geht es aus von Gott, dem Herrn der Heerschaaren, daß er seine wunderbaren Rathschläge ausführe und seine Gerechtigkeit verherrliche. So sollen auch die da Zeugniß geben von der Gerechtigkeit des Herrn, nicht immerdar pflügen und eggen, sondern auch säen; nicht über Alles mit dem Dreschwagen hinfahren, sondern Jeden lehren und aufrichten und trösten nach seiner Weise." Nach der Natur und dem Bedürfnisse des Menschen offenbarte sich Gott von Anbeginn; wie sollten nicht auch die, welche seine Offenbarung vermitteln an die Menschen, den Beruf und den Auftrag haben von Gott, in gleicher Weise diese göttliche Offenbarung den Menschen zu verkünden, je nach ihrer Fassungskraft und ihrem innern Bedürfnisse? Wer der Lehre bedarf und der Erkenntniß, dem gebet Lehre und Weisheit; wer des Sakramentes bedarf, dem reichet das Sakrament; wer des Gesetzes bedarf, dem verkündet das Gesetz. Wenn

aber die Menschen mit Eigensinn auf bestimmten Formen bestehen und in ihnen das Heil suchen, statt im Geist und in der Wahrheit und in der Kraft, aus der mit dem Leben zugleich die Hülle desselben und seine Form hervorströmt, was sollen dann die Opfer und die Gebete wirken, die nicht im Geiste des großen Opfers verrichtet werden? „Und wenn ihr auch eure Hände ausbreitet," spricht Gott abermals durch den Propheten, „so wende ich doch meine Augen von euch ab, und wenn ihr auch viel betet, will ich's doch nicht erhören; wenn ihr vor mein Angesicht kommet, wer fordert das von euch, daß ihr in meinen Vorhöfen herumtretet?" Heißt aber das nicht in den Vorhöfen des Herrn herumtreten, die Gebräuche und Ceremonieen, die äußerlichen Gebote an die Spitze zu stellen und der Liebe und der Erkenntniß und des daraus strömenden Lebens nicht zu gedenken? Wenn man all diese Feste, die frommen Versammlungen, diese strengen Sittenprediger nimmt, möchte man glauben, das Christenthum sei in der schönsten Blüthe seiner geistigen Entfaltung, und wenn man auf das Zeugniß sieht, welches die Wirklichkeit diesen Redenden gibt, so ist es das traurigste, ein Zeugniß der Öde und Verwüstung des Heiligthums. Es ist, wie wenn ein Geist des Schlafes über die Menschen gekommen wäre, so daß sie die heiligen Gesichte des Glaubens und der Offenbarung nicht mehr zu lesen und zu deuten vermöchten; und wenn man die heiligen Worte des Evangeliums den gläubigen Christen und selbst den

Predigern des göttlichen Wortes in die Hände gibt, sind sie nicht wie ein versiegeltes Buch, von dem der Prophet geschrieben: „Man gibt es Einem, der lesen kann, und sagt: lies das, aber er antwortet: ich kann nicht, denn es ist versiegelt; und man gibt das Buch Einem, der nicht lesen kann, und sagt: lies, aber er antwortet: ich kann nicht lesen"? Eben darum aber, weil die ewigen Geheimnisse und ihre innere Erkenntniß in diesen Tagen verschlossen zu sein scheinen, weil Zeiten gekommen sind, wie jene Zeiten in Israel, in denen es sieben Jahre und sieben Monate nicht mehr geregnet auf Erden, darum hält man sich um so eifriger an das äußere Glaubensbekenntniß, an den Buchstaben und die strenge Form des Gesetzes. Man opfert und richtet und verketzert, aber man denkt nicht der geistigen Armuth und Verlassenheit des Volkes, des Hungers der Seelen nach Licht und Erkenntniß, und läßt lieber die Hallen der Gotteshäuser verlassen stehen, läßt lieber die Menschen in der Irre schweifen und in den Fluthen des Unglaubens versinken, als daß man ihnen nachgehen möchte in die Wüste des Lebens, und ihnen die Hand reichen in dem allesverschlingenden Strom der Gottesvergessenheit; „darum steht die Tochter Sion verlassen da, wie ein Schattendach im Weinberg, wie eine Hütte im Kürbisacker, und wie eine Stadt, die verheeret ist." Ist denn dieser traurige Zustand des Volkes nicht Zeugniß genug, um die Lehrer und Führer desselben zu warnen und zu mahnen, zu seiner Bekehrung an-

dere Wege einzuschlagen, als die bisher betretenen. Alles ist nothwendig, was der Erlöser den Menschen und der Kirche als heiliges Erbe hinterlassen: Ordnung und Gesetz, Opfer und Sakrament, aber auch Lehre und Wissenschaft. Keines von diesen Erbgütern darf veruntreut werden. Aber jede Zeit hat wieder ihr eigenes Bedürfniß, jede Zeit ist von einer Seite mehr als von der andern der heiligen Offenbarung zugänglich.

Darum haben die Apostel auch das Gesetz und das Opfer den ersten Christen gebracht, aber die heilige Geschichte gibt uns zunächst nur Bericht von der Lehre und der Erkenntniß, die sie verbreitet. Sie waren Priester, aber vor Allem Apostel. Das Nothwendigste war ihnen auch das Erste; und sollte es nicht auch in unsrer wie in jeder Zeit der Kirche die gleiche Bewandtniß mit der Verkündung der göttlichen Offenbarung haben? Die Pforte, die im Menschenherzen den Heilsanstalten der Erlösung zunächst zugewendet ist, die muß zuerst aufgeschlossen werden; durch sie kann die ganze Gnade der Erlösung in den Menschen eingehen. Für die Gnade des Herrn ist es gleich, welche von diesen Gnadengaben der Mensch zuerst in sich aufnimmt, weil er mit der einen, die er lebendig in sich eingetragen, auch die Bürgschaft aller übrigen empfangen hat. Für den Menschen aber ist es nicht gleich; er muß dasjenige zuvor empfangen, was dem Leben, das er eben lebt, am Meisten entspricht; denn nur dieß kann er verstehen und lebendig

fassen. Darum ist das Zeugniß des Apostels Petrus, das er von Christus gibt, das Höchste, wenn er von ihm sagt: „Du bist der Sohn des lebendigen Gottes." Was der Mensch nicht lebendig in sich aufnehmen kann, das bleibt ihm fremd, das ist ihm ein äußerlicher Zwang, den er von sich abschütteln wird, wie er kann und den Muth dazu hat, und den er mit Widerwillen ertragen wird, wenn er nicht den Muth hat, ihn abzuschütteln. Man muß dem französischen Clerus, wenn man gerecht sein will, nachrühmen, daß er einen streng sittlichen Lebenswandel führt, daß er die Ceremonieen und kirchlichen Feierlichkeiten mit der höchsten Würde begeht, daß er in seiner Kleidung und in seinem äußerlichen Verhalten sich auf das Gemessenste und Würdevollste vor dem Laienstande auszuzeichnen sucht; und dennoch stehen überall die Kirchen verlassen, dennoch ist Unglaube und Frivolität und die höchste Verachtung aller kirchlichen Formen und Glaubenslehren in Frankreich bis zu einer schauerlichen, furchtbaren Macht angewachsen. Ein Professor der Geschichte an einer französischen Akademie, mit dem ich bei Tische über dieses Mißverhältniß sprach, behauptete mit der größten Zuversicht, daß der bei weitem größte Theil der gebildeten Stände und selbst der größere Theil des Volkes einem rationellen Atheismus huldige, der das Christenthum, wie jede andere von den vielen zu Grabe getragenen Religionsformen, bloß noch wie ein von der Menschheit abgetragenes Kleid betrachte, das jetzt schon von einem großen Theile derselben, wie

die alte Hofkleidung, nicht mehr angezogen würde, außer etwa noch ausnahmsweise bei besonderen Gelegenheiten; daß Viele dieser alten Tracht sich bereits schämten und jedenfalls die Meisten sie in Bälde ganz ablegen würden. Wie nun bei einem solchen Volke, das den Glauben an Christus bereits seinem Wesen nach abgelegt, die Auffrischung der Gesetze und Ceremonieen der Kirche und die strenge Einschärfung der kirchlichen Gebote zur Wiedererneuerung des alten, längst erloschenen Kirchenglaubens die Wege bahnen soll, ist diesen Erscheinungen gegenüber etwas durchaus Unbegreifliches.

Zwar mögen die französischen Geistlichen durch den Hang der Nation nach äußerer Pracht und dem Glanz sinnlicher Erscheinung und durch die in ihnen wohnende Vorliebe für die äußere Form selber bestimmt worden sein, auf diesem Wege auf die Menschen wirken zu wollen. Wenn aber dieses mit ein verborgener Grund ihres so auffallend wirkungslosen Strebens gewesen sein sollte, so haben sie sich jedenfalls aus Unkenntniß der menschlichen Natur in ihrer Berechnung getäuscht. Bei einem Volke, das so sehr an den Glanz sinnlicher Erscheinung gewöhnt ist, muß es gerade die allerschwierigste Aufgabe sein, ihm auf diese Weise zu imponiren. Gerade durch das Uebermaß des Sinnlichen muß hier jede bessere geistige Kraft sich zurückgestoßen fühlen; und welcher Glanz der kirchlichen Feierlichkeit konnte in Paris, wo aller sinnliche Reichthum und Glanz zusammenströmt, noch

irgendwie neben der Pracht des bürgerlichen Lebens anziehend erscheinen? In der Kirche sollte man gerade den Gegensatz dieses üppig sinnlichen Lebens, das außer ihr herrscht, die Würde rein geistiger Kräfte wahrnehmen. Nur vom Geiste kann ein also in allen Sinnen aufgeregtes Volk die heiligende Kraft des Lebens empfangen, durch welches sie aus dem Strudel der Zerstreuung zu einem höheren Bewußtsein sich zu erheben vermag. Nur die Kraft des Geistes wird Menschen dieser Art noch imponiren können. Was reißt den Pariser in den nie ruhenden Strudel der Zerstreuung hinein, als eben das Gefühl des Mangels an einem höheren geistigen Lebensinhalt? Wie sollte er nun durch äußere Formen, in denen er sich ja dieses geistigen Inhaltes zu entäußern sucht, von dieser seiner geistigen Ohnmacht und Inhaltslosigkeit erlöst werden? Der Mensch muß nach dem Aeußern, nach dem unerschöpflichen Wechsel der sinnlichen Erscheinung greifen, wenn er den Halt des innern Lebens verloren hat.

In Erfindungen dieser Art aber ist das Pariser Volk jedem andern Erdengeschlechte überlegen. Wo hat sich Alles, was die Sinne reizen kann, zu solchem Reichthume und zu solcher Ueppigkeit gesammelt, wie in Paris? Jeder Augenblick ist hundertfältig getheilt, in jedem Theil ein versuchender Mephisto, der dem Menschen zuruft:

„Frisch auf! laß alles Sinnen sein,
Und grad mit in die Welt hinein!“

Und in der That muß der ganze Mensch in lauter Sinne sich verwandeln und jeden Sinn wieder verzehnfachen, um alles das zu sehen, zu hören, zu fühlen und zu kosten, was ihm hier Kostbares und Köstliches zum Verkosten angeboten wird. Wie reizend und lockend weiß der Pariser Alles hinzustellen, um deine Sinne zu betrügen, um die Sucht des Genusses zu wecken, um mit glänzendem Scheine zu täuschen! Er versteht es, aus Nichts nicht bloß Etwas, sondern Vieles zu machen. Ein Zauberer ist er, erfahren in der Kunst, zu scheinen und zu täuschen; sein Reich ist darum auch die Nacht. Der helle Tag ist für die Wahrheit und die Natur; nur diese sind im Stande, vor seinem alldurchdringenden Auge zu bestehen. Die List, die Täuschung und Verkünstelung aber flüchten sich zu der Nacht und ihren falschen Lichtern. Wenn es Abend geworden, wenn die Gasbeleuchtung durch alle Strassen flimmert, dann mußt du Paris beschauen, dann erst glänzt dir seine wahre Herrlichkeit entgegen, dann leuchtet und schimmert diese bunte Welt in ihrem üppigen Glanze, dann wird das Auge betrogen, der Sinn in künstlichen Netzen verwirrt; in grellen, wohlberechneten Lichteffekten weiß da Jeder jedes Einzelne in die beßte Beleuchtung zu stellen. Die trügerische Flamme ist zum Bundesgenossen der betrüglichen Kunst des Scheins geworden und lacht und lockt aus tausend Fenstern und Läden dir entgegen.

Wenn du so des Abends in den Bogengängen des Palais royal an diesen Hunderten von glän-

zend erleuchteten Läden vorüberwandelst, in denen Alles zur Schau gestellt ist, was den Sinn verlocken kann, so glaubst du in einer fremden Zauberwelt dich zu finden. Der Glanz der Nacht sucht das helle Licht des Tages aus deinem Gedächtniß zu verdrängen, mit seinem grellen Schein des Tages klare Pracht zu überbieten, die Sinne in einen berauschenden Taumel hineinzureißen, um sie von Begierde zu Begierde, von Lust zu Lust auf ihrem Zauberwagen zu entführen. Eines überbietet immer das Andere, und hundert glänzende Prachtwerke drängen sich dir zugleich vor das Auge, und glänzen und schimmern und suchen sich einander gegenseitig den Preis der Ueppigkeit abzugewinnen. Willst du dir eines näher besehen, so lockt und reizt schon wieder ein anderes; es schwindelt dem noch ungewohnten Sinne förmlich vor all dieser glänzenden Pracht. Was willst du zuerst, was zuletzt von Allem beschauen? Ist es der Glanz von Silber und Gold, von Perlen und Edelgestein und all dem tausendfältigen Schmuck der glänzenden Schätze der Unterwelt, was dir gefällt? ist es der Reichthum an Blumen, Früchten, was dich anzieht? sind es Stoffe, Gewebe, prächtige Kleider oder künstliche Gefäße, die deine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen? Sagt dir das Seltene oder Prächtige, das Niedliche oder Kunstreiche mehr zu? Du hast hier Alles und Jedes zur hundertfältigen Wahl und stehst immer wieder auf's Neue überrascht und zweifelnd, wem du den Vorzug eingestehen sollst. Alles zieht und

reißt an deinen Sinnen, und ohne daß du's willst und weißt, schwankt der trunkene Blick von dem Einen zum Andern und findet nirgends Halt und Ruhe. Du gehst an Allem vorüber, und die Begierde möchte vielleicht Jedes wählen, ohne Eines zu erreichen. So gehst du und schaust, und weißt selbst nicht, an wie Vielem du schon vorübergegangen bist, ja du gehst eigentlich nicht vorüber, sondern diese Zauberwelt ist es, die sich gleichsam im Wirbel herumbewegt und dich in ihren Taumel mit hineinzuziehen sucht. Wie die einzelnen Flämmchen eines geschwungenen Rades in eine einzige Flamme zusammenwachsen, so flammen alle diese künstlich erleuchteten Prachtgewölbe ineinander und verwachsen zu einem einzigen, die Augen blendenden und die Sinne betäubenden Glast. Das schon Gesehene wechselt mit Neuem und Ungesehenem und vervielfältigt sich wieder durch andere Ordnung und Zusammenstellung und, dieses Schauspiels ungewohnt, betäubt und verwirrt, weißt du kaum, was du schon gesehen, was nicht gesehen. Der Pariser aber gefällt sich in diesen sinnestrunkenen Zauberkreisen. Hier ist sein Leben und seine Heimat, hier findet er sich zurecht. Da drängt sich Alles; die Bewegung der Menschen, ihr flüchtiges Drängen und Treiben überbietet fast den Wirbel dieser glänzenden Zauberkreise. Man sieht es jedem Einzelnen an, daß ihm erst wohl ist in dieser Umgebung.

Welcher Gegensatz zwischen diesem Volksgedränge in den Säulengängen des Palais royal und der Ein-

samkeit der hohen Gewölbe des Domes von Notredame! Wie arm an innerlicher, geistiger Erhebung muß ein Volk geworden sein, das sich von der Kunst und der Wahrheit der Begeisterung des höheren Lebens zurückgestoßen fühlt, den freien Aufschwung des Gemüthes zu höheren Lebenskreisen verschmäht, um sich ganz in sinnlicher Trunkenheit zu begraben, um sich ganz der Täuschung, dem Genusse und der Lust in die Arme zu werfen! Wie arm sind die Menschen, die gerne zum äußern Schein und Sinnestrug sich flüchten, um nur die Stimme innerer Mahnung, die tiefste Verlassenheit und Oede der Seele nicht zu empfinden! Und dennoch muß ich gestehen, gefielen mir die Pariser hier noch besser, als sie mir meistens in ihren Kirchen gefallen hatten. Sie empfanden doch noch etwas, sie fühlten doch, daß sie lebten, fühlten in diesem Sturme der Zerstreuung noch das Elend und den Jammer der gottverlassenen Menschenseele. Tausende von Menschen suchen ihre Rettung vor diesem innern Jammer im berauschenden Sinnestaumel, sie glauben sich wenigstens auf Augenblicke von dieser unerträglichen Last gerettet, wenn sie nur ihr Elend vergessen können. Mancher deutsche Mann hat im Trunke den Jammer seiner Seele begraben, bis sie ermattet die Flügel sinken ließ, abgestumpft für den Schmerz das Elend nicht mehr fühlte. Hätte solch ein Mensch die rechte Unterweisung, die Kraft einer geistigen Bethätigung und Erhebung gefunden, er wäre vielleicht nicht untergegangen in diesem Schlamme

der Selbsterniedrigung. Wären die Flügel der Phantasie und des Gedankens von seinen Lehrern und Meistern ihm losgebunden worden, so würde er sich aufgeschwungen haben zu höheren Lebensanschauungen, würde frei und beseligt aus der reinen Luft auf den Jammer der Erde herabgeblickt und des Erdenelendes im Aufblick zur Schönheit und Wahrheit des unvergänglichen, ewigen Lebens vergessen haben. Wie manche weinende Magdalenaseele ist darum dem Reiz der Lust verfallen, weil ihre Seele nach Liebe sich sehnte und keinen Freund und Helfer fand, der ihrem Herzen den Pfad zur höheren Liebe gewiesen. Wohl ist es ein Jammer, diese irrenden, dem Verderben entgegenkommenden Seelen so in ihrer sinnlichen Trunkenheit hinsterben zu sehen; aber empörend ist es, die vernichtenden Urtheile pharisäischer Selbstgerechter zu hören, die ohne Erbarmen alle diese jammervoll Betrogenen der strengsten Gerechtigkeit und Verdammniß übergeben, ohne Mitleid zu fühlen mit dem menschlichen Elend, nur der eigenen Gerechtigkeit sich rühmen. Unglücklich ist der Mensch, der um den Reichthum seiner Seele durch den trügerischen Schein der Sinnlichkeit betrogen wird; aber er ist noch nicht ganz verloren, so lange er irrt und strebt, er ist zu retten noch aus diesem Taumel, weil er noch das Elend und die Verlassenheit des Herzens fühlt; er ist ja ein Betrogener nur und kein Betrüger. Der aber ist nicht mehr zu retten, der mit eitler Selbstgerechtigkeit sich täuscht, auf äußere Werke pochend

Gott und den Menschen trotzt, mit einem lieblosen und erbarmungslosen Herzen sich für gut und gerecht, und der ewigen Belohnung sich im Voraus versichert hält. Ein solcher wird nicht betrogen und getäuscht, sondern er selber ist es, der am innersten, eigentlichsten Leben zum Lügner geworden. Die Lüge hängt nicht an ihm, sondern ist in ihm; ist nicht seine Hülle, sondern sein Wesen. Sie wächst aus ihm heraus in Selbstüberhebung, Verdammung Anderer und Verfolgung und Lästerung aller lebendig sich regenden Wahrheit. Die menschliche Schwäche kann gerettet werden und geheilt, die Lüge und der Stolz aber sind dämonischer Natur. Sie können keine Erlösung finden aus ihrer Verkehrtheit, weil sie keine wollen. Manchem sinnlichen Menschen aber liegt die Buße wohl recht nahe, und es bedürfte nur eines zündenden Lichtstrahls höherer Erkenntniß, mit dem du in seine Seele leuchtest, nur der Hinweisung auf den schrecklichen Irrthum seines Lebens, mit dem er das Ende seiner Qual da sucht, wo er nur die Vermehrung derselben finden kann. Zeige ihm den ursprünglichen Drang seines Lebens, den er mißkannte; zeige ihm, wie sein verkehrtes Bestreben dieses innere Bedürfniß mißdeutet, wie er gerade das, was er sucht, in dem verliert, worin er es sucht. Sowie er sein tieferes Bedürfniß erkennt, wird sein Leben wie ein böser Traum von ihm weichen, er wird sich auf den wahren Drang seines Herzens wieder besinnen, und indem er reuig die Tage bejammert, in denen er ein

verlorenes Leben gelebt, wird die tieferschütterte, thränenbenetzte Seele aus dem fruchtbaren Grunde der Reue mit unglaublicher innerer Kraft neue Lebenskeime entfalten und das alte Säumniß durch frische Lebensentfaltung ersetzen. Darum sagt das Evangelium, daß über einen Sünder, der sich wahrhaft bekehrt, mehr Freude sei im Himmel, als über neunundneunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürfen. Wer weiß, ob ein Prediger der rechten Wahrheit und Erkenntniß in diesen Räumen nicht mehr Zuhörer gefunden haben würde, wie weiland Paulus auf dem Areopag zu Athen, als der Domherr, welcher Vormittags in Notre-dame eine vielleicht von seinen Zuhörern schon oft gehörte Betrachtung ohne Rührung, ohne eigene, tiefer gefühlte Begeisterung langsam und deklamirend aus einem Buche vorlas. Unwillkürlich mußte ich in diesem Menschengedränge des Palais royal an diesen Gegensatz von Abend und Morgen, von Palais royal und Notre-dame, dem sinneslustberauschten Menschenschwarme und der Einsamkeit der Kirche denken.

Der Deutsche aber denkt dabei unwillkürlich auch an die stille Waldeinsamkeit, an die Schwärmerei und den Ernst des innern Gemüthslebens, und sehnt sich in diesem Menschengewühle hinaus in den stillen, träumerischen Ernst des Waldes, um dort auf sich und die Ahnungen seiner Seele, sein stilles Hoffen und Lieben sich besinnen zu können. Mitten in dem Gewühle klangen die Töne Eichendorfs in mir:

„O Thäler weit, o Höhen,
O schöner grüner Wald!
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!

Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt;
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Es steht in dir geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort:
Vom rechten Thun und Lieben
Und was des Menschen Hort.

Und wie ich treu gelesen
Die Worte schlicht und wahr,
Ward durch mein ganzes Wesen
Es unaussprechlich klar.

Und mußt' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde geh'n,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel seh'n,

Wird mitten in dem Leben
Doch deines Ernst's Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt."

Hier aber ist nichts von Waldesgrün und Frühlingsblüthe zu sehen, Alles ist anders; und wenn auch Tausende von Gestalten im bunten Gewirre, in glän-

zenden Lichtern dir entgegenstrahlen, es ist nicht der Schmuck, nicht das blühende Leuchten des Frühlings; es ist keine Welt, die in dich selbst hinein dich führt und durch den Reichthum ihrer blühenden Erscheinungen den Reichthum der Empfindungen der Seele weckt, sondern eine Welt, die dich aus dir herauslockt, wie eines Irrlichts Flamme im Dunkel der Nacht vor dir herhüpft, um dich im tiefsten Sumpfe des Sinnenlebens zu verlassen. Wie eine geschmückte, blumenbekränzte Braut steht die Natur vor dir voll unendlichen Liebreizes; aber sie spricht nicht zu den Sinnen, sondern zum Geiste. Nur der Geist kann ihre Sprache und ihre Schönheit verstehen. Stumm ist die Natur, wenn der Geist ihre Zeichensprache nicht zu lesen vermag; den bloßen Sinnen verkündet sie nichts von ihren Geheimnissen, und darum gehen die meisten Menschen an ihrer Herrlichkeit taub und stumm vorüber, weil sie die Mühe scheuen, ihre Worte in die Sprache des Geistes zu übersetzen, über ihre Räthsel zu sinnen, ihre Offenbarungen mühsam sich zu deuten.

Hier aber, in dieser prunkenden Welt, redet und spricht Alles unmittelbar zu deinen Sinnen, da bedarf es keines Denkens, keines mühsamen Forschens, keines gewaltigen Aufschwunges der Phantasie. Auf dem Faulbette weichlicher Behaglichkeit hingestreckt, sieht der Mensch den Genuß zu ihm herantreten, die Erfüllung seiner Wünsche ihm entgegentanzen. Es bietet

Alles von selbst sich dar. Die Frucht des Baumes der Verführung ist bereits gebrochen und fällt dir freiwillig und von selber in die Hand. Je weniger der Geist sich mühen will, je behaglicher der Mensch das Leben bloß genießen möchte, um so mehr drängt es ihn in eine Welt, in der Unterhaltung und Genuß von selbst sich darbietet, in der ein immerwährender Wechsel der Erscheinung ihn der Mühe einer geistigen Anstrengung überhebt. Darum ist es auch dem Menschen, der ohne alle geistige Anstrengung Unterhaltung sucht, so wohl in Paris. Alle reichen Faullenzer, die das Pariser Leben einmal verkostet, werden sich immer wieder dahin zurücksehnen. So von selber bietet sich nirgends in der Welt mehr die Fülle von Zerstreuungen aller Art dar. Wer keine Beschäftigung, keinen Lebensberuf hat, dem wird das Leben langweilig und unerträglich werden, er wird nach Unterhaltung seufzen, nach Zerstreuung und Abwechslung sich sehnen. Wo aber findet er diese in dem Uebermaße wie hier? Außer Paris ist für solche Unterhaltung und Genuß liebende Ovide überall der Pontus Euxinus. Wie Hölderlin von dem Genius des Menschen, der klagend um seine verlorne Heimath durch die fremden Erdenthäler zieht, behauptet: „nimmer und nimmer kann ein Solcher seines Ursprungs vergessen,“ so kann auch ein solcher durch die geistige Unthätigkeit im Leben gelangweilter Mensch der Kurzweil des ewigen Wechsels und der Zerstreuung in Paris nimmer und nimmer vergessen.

Wer aber einen eigenen geistigen Lebensberuf in sich gefunden, dem ist ein solches Leben der Unterhaltung, wenn es ihm nicht zur Last wird, zum wenigsten gleichgiltig. Wenn er nicht gewaltsam in seine Kreise hineingezogen wird, so stört es ihn nicht, vielmehr wird er auch noch in dem Gewirre desselben sich zurechtfinden, wird auch ihm noch irgend ein Geheimniß aufschließen, in seinen verworrenen Klängen wird er noch Harmonieen herauszufinden wissen:

„Ein wildes Roß ist's Leben,
Die Hufe allwärts Funken geben.
Wer's ehrlich wagt, bezwingt es,
Und wo es tritt, da klingt es.“

Manchem freilich ist dieser irre Wiederschein der Wahrheit zum Verführer geworden, wenn er ihm nachgegangen im verfehlten Streben, in den Sinnen gesucht, was nur der Geist zu erringen vermag. Manchen freilich hat es hinabgezogen in den Wahnsinn der Selbstvergessenheit und Verzweiflung an allem höhern Leben, bis die Kraft ihn verlassen, die Verzweiflung ihn erfaßt und der Abgrund ihn verschlungen:

„Wohl Manchem sangen und logen
Die tausend Stimmen im Grund,
Verlockend Sirenen und zogen
Ihn in der buhlenden Wogen
Farbig klingenden Schlund.

Und wie er auftaucht vom Schlunde,
Da war er müde und alt,
Sein Schifflein das lag im Grunde,
Gar still war's rings in der Runde,
Und über die Wasser weht's kalt."

Wer aber seines Zieles und Strebens sich bewußt ist, der mag sich dieses bunte Treiben von seiner sichern Burg aus mit Ruhe beschauen, um vielleicht auch noch in ihnen den Klang zu finden, in welchem aus der Lust noch die Sehnsucht und die Wehmuth nach einem bessern Leben hindurchklingt.

„Es schläft ein Lied in allen Dingen,
Die da träumen fort und fort,
Und die Welt hebt an zu singen,
Triffst du nur das Zauberwort."

Mit Absicht mengten wir uns daher noch am letzten Abend unsers Aufenthaltes in Paris in dieses flüchtige, sich drängende Menschengewühl, in diesen blendenden Glanz eines sinneberauschenden Scheinlebens, damit die glänzende Stadt noch mit der ganzen ihr eigenthümlichen Gewalt sich uns darstelle, ihren ganzen Zauber vor uns ausbreite. Wie mitten in einem rauschenden Walzer wollten wir von ihr Abschied nehmen, noch einmal sollten ihre Lichter vor uns aufflammen, die Fanfaren der stolzen, üppigen Reiterkünste dieses ständigen Circus olympicus uns nachhallen, und mitten in ihren Klängen wollten wir aufbrechen und dann in nächtlicher Stille von dannen

ziehen. So saßen wir denn auch bereits in dem Wagen der Eisenbahn; die Klänge waren verhallt, die Lichter erloschen, und einsam durch die Nacht fahrend dachten wir mit getheilter Empfindung des Geschauten. Wir sahen mit dem Dichter

„Wünsche sich mit Wünschen schlagen
Und die Gier, die nie gestillt,“

und fragten mit ihm:

„Wer ist in diesem wüsten Jagen
Da der Jäger, wer das Wild?“

Den also Sinnenden und Fragenden aber fing allmählig auch des Dichters Trost im Herzen aufzudämmern an, den wir als glücklichen Reisesegen mit auf den Weg zur Heimat nehmen mochten:

„Selig, wer es fromm mag wagen
Durch das Treiben dumpf und wild,
In der festen Brust zu tragen
Heil'ger Schönheit hohes Bild.
Sieh', da brechen tausend Quellen
Durch die felsenharte Welt,
Und zum Strome wird er schwellen,
Der melodisch steigt und fällt.
Ringsum sich die Fernen hellen,
Gottes Hauch die Segel schwellt.
Rettend spülen dich die Wellen
In des Herzens stille Welt.“

Staatliche Bibliothek Regensburg

Im Verlage von **G. Joseph Manz** in Regensburg ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Deutinger, Dr. M., Grundlinien einer **positiven Philosophie**, als vorläufiger Versuch einer Zurückführung aller Theile der Philosophie auf christliche Principien. 1r Thl. Auch u. d. Titel: Die Propädeutik des philosophischen Studiums. gr. 8. 48 kr. od. 12 gr.

— — dasselbe 2r Thl. Auch u. d. Titel: Die **Seelenlehre.** gr. 8. 1 fl. 12 kr. od. 18 gr.

— — dasselbe 3r Thl. Auch u. d. Titel: Die **Denklehre.** gr. 8. 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

— — dasselbe 4r Thl. Die **Kunstlehre.** Auch u. d. Titel: Das **Gebiet** der **Kunst** im Allgemeinen. gr. 8. 3 fl. 12 kr. od. 2 Thlr.

— — dasselbe 5r Thl. Auch u. d. Titel: Das Gebiet der **dichtenden Kunst.** gr. 8. 3 fl. 48 kr. od. 2 Thlr. 8 gr.

— — dasselbe 6r Thl.: **Moralphilosophie.** gr. 8. geh. 3 fl. 12 kr. od. 2 Thlr.

— — **Beispielsammlung** aus allen wesentlichen Entwicklungsstufen der **Dichtkunst**, als 2te Abtheilung der Lehre von dem höchsten Einheitspunkt der Poesie. gr. 8. 2 fl. od. 1 Thlr. 6 gr.

Buß, F. J., die **Aufgabe** des katholischen Theils teutscher Nation in der Gegenwart, oder der katholische Verein Teutschlands. gr. 8. (35 Bogen.) 2 fl. 24 kr. od. 1 Thlr. 12 gr.

Erzählungen, belehrende, über **die sieben heiligen Sakramente.** Von der Verfasserin der Erzählung: „Geraldine" und „die erste Communion". Aus d. Engl. Mit 1 Stahlst. 8. geh. 1 fl. 36 kr. od. 1 Thlr.

Gumposch, Dr. V. Ph., die **philosophische** und **theologische Literatur** der Deutschen von 1400 bis auf unsere Tage. 1r Bd. Auch u. d. Titel: Die **philosophische Literatur.** gr. 8. 4 fl. od. 2 Thlr. 12 gr.

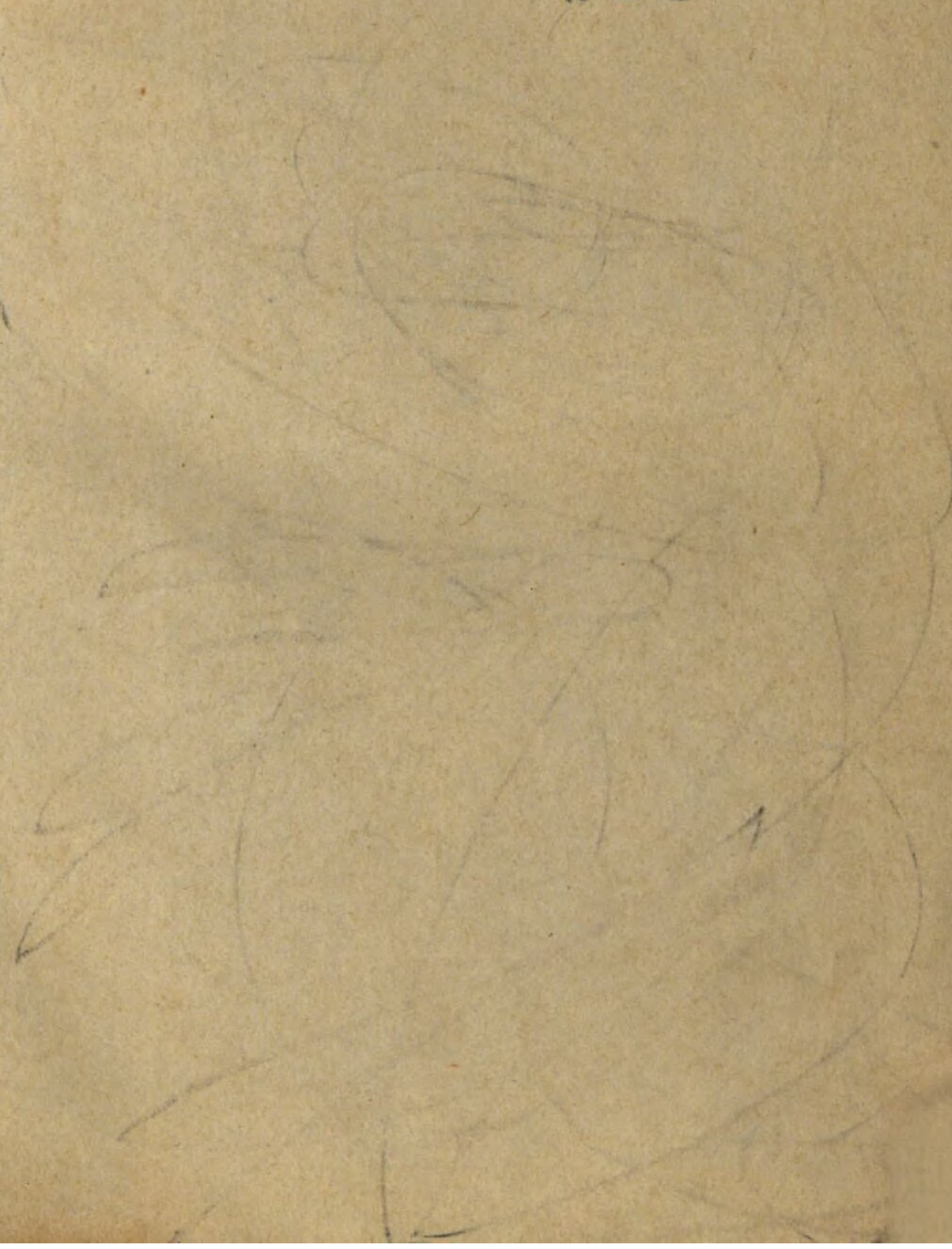
Staatliche Bibliothek
Regensburg

3 Bde

€ 160.—

Ziegenfuß

ADB
NDB



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Deutinger, Martin,

Bilder des Geistes in Kunst und Natur

Bd.: Drittes Bändchen

Augsburg 1851

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/97.1944-3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11072973-4